



ROBERT
HARRIS
GHOST

ROMAN

HEYNE <

Niemand zuvor hat Großbritannien so lange regiert wie Premierminister Adam Lang. Nun ist er aus dem Amt geschieden, und alle Welt erwartet sehnsüchtig die Memoiren des charismatischen Machtmenschen. Sensationelle zehn Millionen Dollar Vorschuss hat ihm sein amerikanischer Verleger geboten. Unter zwei Bedingungen: Das Buch muss binnen zwei Jahren auf dem Markt sein, und der Ex-Premier soll in Sachen Krieg gegen den Terror kein Blau vor den Mund nehmen. Ein halbes Jahr vor dem Termin passiert das Undenkbare: Am Ufer von Martha's Vineyard, wohin sich Adam Lang zum Arbeiten an seinen Erinnerungen zurückgezogen hat, wird die Leiche seines Ghostwriters angeschwemmt. War es Mord? Schnell wird ein Ersatzmann gefunden, der auf eigene Faust noch genauer als sein Vorgänger in der Vergangenheit des Machtpolitikers recherchiert. Und dabei stößt er auf Dinge, die so brisant sind, dass deren Veröffentlichung zu einem weltpolitischen Chaos führen würde.



Robert Harris wurde 1957 in Nottingham geboren und studierte in Cambridge. Er war Reporter bei der BBC, Redakteur beim *Observer* und Kolumnist bei der *Sunday Times* und dem *Daily Telegraph*. 2003 wurde er als bester Kolumnist mit dem »British Press Award« ausgezeichnet. Seine Romane *Vaterland*, *Enigma*, *Aurora*, *Pompeji* und zuletzt *Imperium* wurden allesamt internationale Bestseller. Robert Harris lebt mit seiner Frau und seinen vier Kindern in Berkshire.

ROBERT
HARRIS

GHOST

ROMAN

Aus dem Englischen von
Wolfgang Müller

HEYNE <

Die Originalausgabe erscheint unter dem Titel *The Ghost* bei Hutchinson, London

Abdruck der Zitate aus Andrew Crofts, *Ghostwriter*.
Schreiben & schreiben lassen mit freundlicher Genehmigung
des Autorenhaus Verlags, Berlin.

Abdrucke der Zeilen des Footlight-Songs (Text: Eric Idle
und John Cameron) mit freundlicher Genehmigung
des Cambridge Footlights Dramatic Club.



Verlagsgruppe Random House
FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *Munken Premium Cream*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

Redaktion: Johann Lankes

Copyright 2007 by Robert Harris
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Herstellung: Helga Schörnig
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN 978-3-453-26575-2

www.heyne.de

Für Gill

Ich bin nicht ich;
du bist nicht er, nicht sie;
sie sind nicht sie.

Evelyn Waugh,
Wiedersehen mit Brideshead

EINS

»Sicher einer der größten Vorteile des Ghostwriter-Berufs ist die Möglichkeit, interessante Menschen kennenzulernen.«

ANDREW CROFTS, »GHOSTWRITER«

Als ich hörte, wie McAra gestorben war, hätte ich aufstehen und gehen sollen. Heute weiß ich das. Ich hätte sagen sollen: »Tut mir leid, Rick, das ist nichts für mich, irgendwie stinkt die Sache«, hätte austrinken und gehen sollen. Aber Rick war ein außerordentlicher Geschichtenerzähler. Wenn er erst einmal angefangen hatte, kam ich nie auch nur eine Sekunde lang auf den Gedanken, ihm nicht zuzuhören. Oft dachte ich, *er* hätte Schriftsteller und *ich* Literaturagent werden sollen. Denn als er fertig war, hatte er mich am Haken.

Die Geschichte, wie Rick sie mir an jenem Tag beim Lunch erzählte, ging so:

McAra hatte am vorletzten Sonntag – das musste am 12. Januar gewesen sein, wie ich später feststellte – die letzte Fähre von Woods Hole, Massachusetts, nach Martha's Vineyard erwischt. Es stand auf des Messers Schneide, ob die Fähre überhaupt ablegen würde. Seit dem frühen Nachmittag hatte es heftig gestürmt und einige Überfahrten waren schon gestrichen worden. Gegen neun Uhr abends flaute der Wind jedoch etwas ab, und um Viertel vor zehn ent-

schied der Kapitän, dass keine Gefahr mehr bestehe. Das Boot war überfüllt: McAra hatte Glück, dass er überhaupt noch einen Platz für seinen Wagen bekam. Er parkte unter Deck und ging dann nach oben, um etwas frische Luft zu schnappen.

Danach hat ihn niemand mehr lebend gesehen.

Die Überfahrt zur Insel dauert normalerweise fünfundvierzig Minuten, verlängerte sich jedoch an jenem Abend wegen des Wetters beträchtlich: Ein Anlegemanöver mit einem Sechzig-Meter-Schiff bei fünfzig Knoten Wind, sagte Rick, sei nicht gerade das, wobei man sich vor Vergnügen auf die Schenkel klopfte. Es war fast elf Uhr, als die Fähre in Vineyard Haven festmachte und die Autos wieder angelassen wurden – bis auf eines: einen brandneuen ockerfarbenen Geländewagen der Marke Ford Escape. Der Zahlmeister forderte den Besitzer per Lautsprecher auf, zu seinem Fahrzeug zu kommen, da es den Wagen hinter ihm den Weg versperre. Als jedoch niemand auftauchte, stellten ein paar Männer von der Crew fest, dass die Türen nicht verschlossen waren, und schoben den Ford an Land. Danach durchsuchten die Männer sorgfältig das ganze Schiff: die Treppenschächte, die Bar, die Toiletten, sogar die Rettungsboote – nichts. Sie riefen den Fährhafen in Woods Hole an und fragten nach, ob vielleicht jemand vor dem Ablegen das Schiff verlassen hätte oder versehentlich vergessen worden sei – wieder nichts. Erst dann setzte sich ein Beamter der Massachusetts Steamship Authority mit der Küstenwache in Falmouth in Verbindung, um zu melden, dass möglicherweise ein Mann über Bord gegangen sei.

Die Überprüfung des Nummernschildes durch die Polizei ergab, dass der Wagen auf einen Martin S. Rhinehart aus New York City zugelassen war; ausfindig machte man ihn

allerdings auf seiner Ranch in Kalifornien. Da war es an der Ostküste Mitternacht, im Westen neun Uhr abends.

»Der Marty Rhinehart?«, unterbrach ich Rick.

»Genau der.«

Rhinehart bestätigte der Polizei am Telefon ohne Umschweife, dass er der Besitzer des Fords sei. Er gehöre zu seinem Anwesen auf Martha's Vineyard und werde von ihm selbst und seinen Sommergästen benutzt. Er bestätigte auch, dass sich im Augenblick trotz der Jahreszeit Gäste in seinem Haus aufhielten. Er sagte, er werde seine Sekretärin beauftragen, auf Martha's Vineyard nachzufragen, ob jemand den Wagen ausgeliehen habe. Eine halbe Stunde später rief sie zurück und sagte, dass tatsächlich jemand vermisst werde, ein Mann namens McAra.

Vor Tagesanbruch konnte man nichts mehr tun. Nicht dass das eine Rolle spielte. Jedem war klar, dass man bei der Suche nach einem über Bord gegangenen Passagier nach einer Leiche suchte. Rick ist einer von jenen irritierend gesunden Amerikanern Anfang vierzig, die wie neunzehn aussehen und ihrem Körper mittels Fahrrädern und Kanus schreckliche Dinge antun. Er kennt das Meer in der Gegend: Er ist einmal in zwei Tagen mit dem Kajak die ganzen sechzig Meilen rund um die Insel gepaddelt. Die Fähre von Woods Hole durchpflügt die Meerenge genau dort, wo die Gewässer des Vineyard Sound auf die des Nantucket Sound treffen. Gefährliche Gewässer. Bei Hochwasser kann man sehen, wie die gewaltige Strömung die riesigen Kanalbojen auf die Seite legt. Rick schüttelte den Kopf. Im Januar, bei Sturm, bei Schneefall, überlebe kein Mensch das länger als fünf Minuten.

Am frühen nächsten Morgen fand eine einheimische Frau die Leiche. Sie war etwa vier Meilen entfernt bei Lam-

berts Cove an den Inselstrand gespült worden. Der Führerschein in der Brieftasche wies den Mann als Michael James McAras, Alter fünfzig, wohnhaft in Balham im Süden Londons aus. Ich weiß noch, wie ich bei der Erwähnung dieses trübsinnigen, unexotischen Vorstadtbezirks plötzlich einen Hauch Mitgefühl verspürte: ganz schön weit weg von zu Hause, der arme Teufel. Sein Pass führte als nächsten Angehörigen seine Mutter auf. Die Polizei brachte den Leichnam in das kleine Leichenschauhaus von Vineyard Haven, dann fuhr ein Streifenwagen zum Rhinehart-Anwesen, um die Nachricht zu überbringen und einen der Hausgäste für die Identifizierung abzuholen.

Muss ein ziemlicher Auftrieb gewesen sein, meinte Rick, als der Gast schließlich auftauchte, um sich die Leiche anzuschauen: »Jede Wette, dass der Angestellte im Leichenschauhaus die Geschichte heute noch erzählt.« Ein Streifenwagen mit Blaulicht aus Edgartown, ein zweiter Wagen mit vier bewaffneten Wachleuten, um das Gebäude zu sichern – und ein dritter gepanzerter Wagen mit dem Mann auf dem Rücksitz, den jeder sofort erkannte, dem Mann, der achtzehn Monate zuvor noch Premierminister von Großbritannien und Nordirland gewesen war.

*

Der Lunch war Ricks Idee gewesen. Ich hatte nicht einmal gewusst, dass er in der Stadt war, bis er mich am Abend zuvor anrief. Er bestand darauf, dass wir uns in seinem Club trafen. Genau genommen war es nicht *sein* Club – eigentlich war er Mitglied eines ähnlichen Mausoleums in Manhattan, dessen Mitglieder Gastrecht in dem Londoner Club genossen und den Rick gern aufsuchte. Zur Lunchzeit waren

nur Männer zugelassen. Alle trugen dunkelblaue Anzüge und waren über sechzig. Seit ich von der Uni abgegangen bin, habe ich mich nicht mehr so jung gefühlt. Draußen lastete der Winterhimmel auf London wie eine große graue Grabsteinplatte. Drinnen funkelte das gelbe elektrische Licht von drei gewaltigen Kronleuchtern auf dunkel glänzenden Tischen, versilbertem Besteck und mit rubinrotem Bordeaux gefüllten Karaffen. Ein Kärtchen, das zwischen uns auf dem Tisch stand, verkündete, dass heute Abend das jährliche Backgammon-Turnier stattfinden würde. Es war wie die Wachablösung am Buckingham Palace oder der Palace of Westminster – England, wie ein Ausländer es sich vorstellt.

»Wundert mich, dass nichts von McAras Tod in den Zeitungen gestanden hat«, sagte ich.

»Hat es ja. Keiner hat ein Geheimnis daraus gemacht Es waren Nachrufe drin.«

Als ich jetzt genauer darüber nachdachte, erinnerte ich mich vage daran, etwas gelesen zu haben. Allerdings hatte ich einen Monat lang jeden Tag fünfzehn Stunden gearbeitet, um mein neues Buch abzuschließen, die Autobiografie eines Fußballers. Die Welt außerhalb meines Arbeitszimmers hatte ich nur verschwommen wahrgenommen.

»Warum in aller Welt identifiziert ein Expremierminister die Leiche eines Mannes aus Balham, der vor Martha's Vineyard von der Fähre fällt?«

»Michael McAra«, sagte Rick im eindringlichen Tonfall eines Mannes, der dreitausend Meilen geflogen war, um genau diesen Satz loszuwerden, »Michael McAra hat ihm bei der Abfassung seiner Memoiren geholfen.«

Das ist der Augenblick, in dem ich – in meinem Paral-

lelleen – höflich mein Mitgefühl für die hinterbliebene Mrs McAra zum Ausdruck bringe (»was für ein Schock, einen Sohn in diesem Alter zu verlieren«), meine schwere Leinenserviette zusammenfalte, mein Glas austrinke, mich verabschiede und hinaus in die Kälte Londons trete, um mich wieder ganz meiner ungefährlichen und durchschnittlichen beruflichen Laufbahn zuzuwenden. Stattdessen entschuldigte ich mich, ging auf die Toilette des Clubs, urinierte gedankenverloren und studierte dabei einen langweiligen Cartoon aus dem *Punch*.

»Du weißt doch, dass ich keine Ahnung von Politik habe«, sagte ich, als ich wieder am Tisch saß.

»Aber du hast ihn gewählt, oder?«

»Adam Lang? Klar hab ich ihn gewählt. Hat doch jeder. Er war ja auch kein Politiker, er war ein Popstar.«

»Das ist der Punkt. Wer interessiert sich schon für Politik? Jedenfalls braucht er jetzt einen Ghostwriter, mein Junge, einen Ghost, und nicht noch so einen bescheuerten Politikfreak.« Er schaute sich um. Eine der eisernen Regeln besagte: keine Geschäfte innerhalb der Clubmauern – ein Problem für Rick, weil er überhaupt kein anderes Thema kannte. »Marty Rhinehart hat zehn Millionen Dollar für die Memoiren bezahlt, unter zwei Bedingungen. Erstens: Sie müssen binnen zwei Jahren in den Läden stehen. Zweitens: Er soll in Sachen Krieg gegen den Terror kein Blatt vor den Mund nehmen. Was ich so höre, ist er weit davon entfernt, auch nur eine der beiden Bedingungen zu erfüllen. Um Weihnachten rum stand die Sache so schlecht, dass Rhinehart ihm sein Ferienhaus auf Martha's Vineyard zur Verfügung gestellt hat, damit Lang und McAra ungestört arbeiten konnten. Schätze, der Druck war zu viel für McAra. Mit dem Alkohol, den der amtliche Leichenbeschauer in

seinem Blut festgestellt hat, hätten sie ihm den Führerschein vier Mal klemmen können.«

»Also Unfall?«

»Unfall? Selbstmord?« Er machte eine wegwerfende Handbewegung. »Wer kann das wissen? Was spielt das für eine Rolle? Jedenfalls war es das Buch, das ihn umgebracht hat.«

»Sehr ermutigend«, sagte ich.

Während Rick damit fortfuhr, mich für sein Vorhaben zu gewinnen, starrte ich auf meinen Teller. Ich stellte mir vor, wie der frühere Premierminister in der Leichenhalle auf das kalte weiße Gesicht seines toten Assistenten hinunterschaute – auf seinen Ghost, könnte man sagen. Was haben Sie dabei gefühlt? Diese Frage stelle ich meinen Kunden ständig. Während der Interviewphase muss ich sie ihnen hundertmal pro Tag stellen. Was haben Sie dabei gefühlt? *Was haben Sie dabei gefühlt?* Meistens wissen sie es nicht. Deshalb müssen sie mich anheuern, einen Ghost, der ihre Erinnerungen auffrischt: Am Ende einer erfolgreichen Zusammenarbeit bin ich mehr sie als sie selbst. Ehrlich gesagt, macht mir dieser Teil meiner Arbeit ziemlich viel Spaß: die kurze Zeit der Freiheit, jemand anders zu sein. Falls sich das gruselig anhört, dann möchte ich hinzufügen, dass dieser Prozess echtes handwerkliches Können erfordert. Ich entlocke den Menschen nicht nur ihre Lebensgeschichte, ich verleihe ihrem Leben auch eine Form, die oft unsichtbar war. Manchmal gebe ich ihnen ein Leben, von dem sie nicht einmal wussten, dass sie es so überhaupt geführt hatten. Wenn das nicht Kunst ist, was dann?

»Müsste ich McAra kennen?«, fragte ich.

»Ja, müsstest du, also binde nicht jedem auf die Nase, dass du noch nie von ihm gehört hast. Er war so eine Art

Berater während Langs Zeit als Premier. Reden schreiben, Politikanalyse, politische Strategie. Nach Langs Rücktritt ist McAra bei ihm geblieben, als sein Büroleiter.«

Ich verzog das Gesicht. »Ich weiß nicht, Rick«, sagte ich.

Während des Lunchs hatte ich mit halbem Auge einen älteren Fernsehschauspieler am Nachbartisch beobachtet. Als ich noch ein Kind war, hatte er es in einer Komödienreihe als alleinerziehender Vater von ein paar Teenagern zu Berühmtheit gebracht. Jetzt stand er unsicher auf und schleppte sich zur Tür, als hätte er die Rolle seines eigenen Leichnams zu spielen. Das war die Sorte Menschen, deren Memoiren ich schrieb: Menschen, die auf der Berühmtheitsleiter ein paar Sprossen hinuntergefallen waren oder die noch ein paar Sprossen nach oben vor sich hatten oder die sich gerade noch an der obersten Sprosse festhalten konnten und nun verzweifelt versuchte, Kasse zu machen, solange ihnen noch die Zeit dazu blieb. Plötzlich erschien mir allein der Gedanke, einem Premierminister bei der Abfassung seiner Memoiren zu helfen, durch und durch lächerlich.

»Ich weiß nicht ...«, sagte ich, wurde aber sofort von Rick unterbrochen.

»Die kriegen langsam die Panik, die Leute von Rhinehart Incorporated. Die lassen morgen früh in ihrem Londoner Büro alle möglichen Kandidaten zur Kür aufmarschieren. Maddox kommt höchstpersönlich aus New York rüber, um die Interessen der Firma zu vertreten. Lang schickt den Anwalt, der den Originalvertrag für ihn ausgehandelt hat – den heißesten Strippenzieher in Washington, einen äußerst ausgebufften Burschen namens Sidney Kroll. Ich habe noch andere Autoren, die ich dafür anbieten kann; wenn du's nicht machen willst, sag's gleich. Aber so, wie die geredet haben, glaube ich, dass du genau der Richtige dafür

bist.«

»Ich? Machst du Witze?«

»Nein, meine Hand drauf. Die müssen jetzt einen radikalen Schnitt machen ... Trau dich. Das ist eine Riesenchance für dich. Und die Kohle stimmt. Die Kids müssen keinen Hunger leiden.«

»Ich habe keine Kinder.«

»Du nicht«, sagte Rick augenzwinkernd, »aber ich.«

*

Auf den Eingangsstufen des Clubs verabschiedeten wir uns voneinander. Ein Wagen mit laufendem Motor wartete schon auf Rick. Er bot mir nicht an, mich irgendwo abzusetzen, was mich argwöhnen ließ, dass er auf direktem Weg zum nächsten Ghostwriter fuhr, um diesen mit der exakt gleichen Rede für sein Projekt zu begeistern wie mich gerade. Was ist der Sammelbegriff für eine Gruppe von Ghosts? Ein Geisterzug, eine Geisterstadt, ein Geisterschloss? Egal, Rick hatte jedenfalls schon jede Menge von uns Ghosts auf seine Bücher angesetzt. Schaut man sich einmal die Bestsellerlisten – Romane wie Sachbücher – an, würde man staunen, wie viel davon die Arbeit von Ghosts ist. Wir sind die Phantomwerkstätten, die das Verlagsgewerbe in Schwung halten, ähnlich den unsichtbaren Arbeitern in den Katakomben von Disney World. Wir wuseln durch die unterirdischen Gänge der Welt der Berühmtheiten, hüpfen hier und da ins Bild, verkleidet als dieser oder jener, und erhalten die makellose Illusion des Magic Kingdom aufrecht.

»Bis morgen dann«, sagte Rick und war nach einem dramatischen Abgang in einer Abgaswolke verschwunden: ein

Mephisto auf fünfzehn Prozent Provisionsbasis. Unentschlossen stand ich eine Minute lang da, und wenn ich mich in einem anderen Teil Londons befunden hätte, hätten die Dinge immer noch anders laufen können. Aber ich befand mich in dem schmalen Streifen, wo Soho an Covent Garden angrenzt: einer vermüllten Gegend mit leer stehenden Theatern, dunklen Gassen, Rotlicht-Etablissements, Snackbars und Buchläden – so vielen Buchläden, dass einem schon beim Anblick ganz schwindelig werden kann, von winzig kleinen, halsabschneiderisch teuren Fachbuchhändlern in Cecil Court bis zu Discount-Monsterläden in der Charing Cross Road. In einem der letzteren schaue ich gelegentlich vorbei, einfach um mich zu informieren, wie meine Bücher platziert sind. Und genau das tat ich an jenem Nachmittag. Es waren nur ein paar Schritte über den abgenutzten roten Teppichboden in der Abteilung »Biografie & Memoiren«, um von der Kategorie »Prominente« zur Kategorie »Politik« zu gelangen.

Ich war überrascht, wie viele Titel sie über den ehemaligen Premierminister vorrätig hatten – ein ganzes Regal voll, von der frühen Hagiografie *Adam Lang: Staatsmann für unsere Zeit* bis zum noch ganz frischen Totalverriss mit dem Titel *Hand aufs Herz! Die gesammelten Lügen des Adam Lang*, beide vom selben Autor. Ich zog die dickste Biografie heraus und blätterte zum Fototeil: Lang als kleines Kind, das vor einer Trockenmauer einem Lämmchen die Flasche gibt; Lang als Lady Macbeth in einer Schulaufführung; Lang als Huhn in der Footlights Revue an der Cambridge University; Lang als Merchant-Banker in den Siebzigern – definitiv stoned; Lang mit seiner Frau und seinen kleinen Kindern auf den Eingangsstufen eines neuen Hauses; Lang mit einem Parteiabzeichen am Revers, winkend auf dem of-

fenen Oberdeck eines Busses am Tag seiner Wahl ins Parlament; Lang mit Abgeordnetenkollegen; Lang mit führenden Politikern aus aller Welt, mit Popstars, mit Soldaten im Nahen Osten. Ein kahlköpfiger Kunde in abgewetzter Lederjacke, der im Regal nebenan stöberte, schaute auf den Buchumschlag. Dann hielt er sich die Nase zu und zog mit der anderen Hand an einer imaginären Klospülung.

Ich ging um das Bücherregal herum und suchte im Register der Biografie nach »McAra, Michael«. Es gab nur fünf oder sechs nichtssagende Verweise – mit anderen Worten: kein Grund, warum irgendwer außerhalb von Partei oder Regierung den Burschen kennen müsste. Also, Rick, dachte ich, red keinen Scheiß. Ich blätterte zurück zu einer Fotografie, die den lächelnden Premierminister am Kabinettsstisch zeigte. Dahinter hatte sein Stab aus der Downing Street Aufstellung genommen. Die Bildunterschrift wies McAra als die stämmige Person in der hintersten Reihe aus. Er war nur unscharf zu erkennen – ein blasses, ernstes Gesicht unter dunklen Haaren. Ich kniff die Augen zusammen und schaute ihn mir genauer an. Er war exakt der Typ des faden Zukurzgekommenen, der sich von Natur aus zur Politik hingezogen fühlt und Leute wie mich dazu bringt, den Sportteil der Zeitung zu bevorzugen. Einen McAra findet man in jedem Land, in jedem System, im Dunstkreis von jeder Führungsperson, die einen politischen Apparat in Schwung zu halten hat: Sie sind die Ölverschmierten Maschinisten im Kesselraum der Macht. Und das war der Mann, dem man die Abfassung einer Zehn-Millionen-Dollar-Biografie anvertraut hatte? Ich fühlte mich in meiner beruflichen Ehre gekränkt. Ich kaufte mir einen kleinen Stapel Bücher über Lang für meine Recherchen und verließ den Laden in der wachsenden Überzeugung, dass Rick viel-

leicht recht hatte: Vielleicht war ich sein Mann für den Job.

In der Sekunde, als ich vor die Tür trat, wusste ich, dass wieder eine Bombe hochgegangen war. In der Tottenham Court Road sprudelten die Menschen aus allen vier U-Bahn-Zugängen wie Regenwasser aus einem verstopften Gullyrohr. Eine Lautsprecherstimme sagte etwas über einen »Zwischenfall im U-Bahnhof Oxford Circus«. Es klang nach einer romantisch knisternden Filmkomödie: eine Mischung aus *Begegnung* von David Lean und Krieg gegen den Terror. Ich ging weiter die Straße entlang und fragte mich, wie ich jetzt nach Hause käme. Wie falsche Freunde haben Taxis die Angewohnheit, sich beim ersten Anzeichen von Ärger aus dem Staub zu machen. Vor dem Fenster eines großen Elektrogeschäfts drängten sich die Menschen vor den aktuellen Nachrichten, die gleichzeitig auf einem Dutzend Bildschirmen Hefen: Luftbilder vom Oxford Circus, schwarzer Rauch, der aus der U-Bahn-Station quoll, orange Flammen. Der Ticker an der Unterkante des Bildschirms sprach von einem mutmaßlichen Selbstmordattentäter, von vielen Toten und Verletzten, und gab eine Notrufnummer an. Ein Hubschrauber legte sich auf die Seite und kreiste über den Dächern. Ich konnte den Rauch riechen – eine beißende Mischung aus Diesel und geschmolzenem Plastik, die einem das Wasser in die Augen trieb.

Für den Fußmarsch, obendrein mit der verfluchten Büchertasche, brauchte ich volle zwei Stunden bis nach Hause – erst zur Marylebone Road, dann westwärts in Richtung Paddington. Wie üblich waren das gesamte U-Bahn-System und die wichtigsten überirdischen Bahnhöfe geschlossen worden, um nach weiteren Bomben zu suchen. Der Verkehr auf der breiten Straße war in beiden Richtungen zum Erliegen gekommen, woran sich erfahrungsgemäß

bis zum Abend auch nichts ändern würde. (Wenn das Hitler gewusst hätte, dachte ich, dass er gar nicht seine gesamte Luftwaffe hätte aufbieten müssen, um London lahmzulegen: ein aufgeputschter Teenager mit einer Flasche Bleichmittel und einem Beutel Unkrautvertilger hätte es auch getan.) Gelegentlich fuhr ein Krankenwagen über den Randstein auf den Gehweg und versuchte dann, durch eine der Nebenstraßen schneller voranzukommen.

Ich stapfte der untergehenden Sonne entgegen.

Es muss gegen sechs Uhr abends gewesen sein, als ich in meiner Wohnung ankam. Ich bewohnte die beiden oberen Stockwerke eines Stuckhauses in einem Stadtteil, der von seinen Bewohnern Notting Hill genannt wird, den die halsstarrige Postverwaltung jedoch weiterhin unter North Kensington führt. Gebrauchte Spritzen glitzerten im Rinnstein. Der Halal-Metzger gegenüber schlachtete selbst. Keine nette Gegend, aber von meinem zum Arbeitszimmer umgebauten Dachgeschoss hatte ich einen Blick über den westlichen Teil Londons, der einem Wolkenkratzer keine Schande gemacht hätte: Hausdächer, Güterbahnhöfe, Stadtautobahn und Himmel – ein weiter urbaner Präriehimmel, besprenkelt mit den Lichtern der Flugzeuge im Landeanflug auf Heathrow. Wegen dieser Aussicht hatte ich die Wohnung gekauft, nicht wegen des Gentrifizierungsgewächs des Immobilienmaklers – was auch gut war, das reiche Bürgertum war in diese Gegend nämlich ebenso wenig zurückgekehrt wie ins Stadtzentrum von Bagdad.

Kate war schon da und schaute sich die Nachrichten an. Kate: Ich hatte ganz vergessen, dass sie heute Abend vorbeikommen wollte. Sie war meine ...? Nie wusste ich, wie ich sie nennen sollte. Sie als meine Freundin zu bezeichnen wäre absurd: Niemand auf der falschen Seite der Dreißig hat

eine Freundin. Partnerin traf es auch nicht, da wir nicht unter dem gleichen Dach lebten. Geliebte? Wie sollte man sich bei so einem Wort das Lachen verkneifen? Mätresse? Bin ich von Adel? Verlobte? Sicher nicht. Schätze, ich hätte schon früher bemerken müssen, wie bedenklich es war, dass die menschliche Sprache in vierzigtausend Jahren kein Wort für unsere Beziehung hervorgebracht hatte. (Kate ist übrigens nicht ihr richtiger Name, aber ich sehe keinen Grund, warum sie jetzt noch in all das hineingezogen werden sollte. Jedenfalls passt der Name besser zu ihr als der richtige: Sie sieht aus wie eine Kate, will ich damit sagen – vernünftig, aber frech, mädchenhaft, aber immer bereit, einer von den Jungs zu sein. Sie arbeitet fürs Fernsehen, was aber kein Vorwurf sein soll.)

»Danke für den besorgten Anruf«, sagte ich. »Eigentlich bin ich tot, aber mach dir keinen Kopf deswegen.« Ich küsste sie von oben auf die Haare, ließ die Bücher aufs Sofa feilen und ging in die Küche, um mir einen Whisky zu holen. »Die U-Bahn steht still, komplett. Ich musste den ganzen Weg von Covent Garden laufen.«

»Mein Armer«, hörte ich sie sagen. »Und dann hast du auch noch eingekauft.«

Ich ließ mein Glas bis zum Rand mit Leitungswasser volllaufen, trank es halb aus und füllte es mit Whisky wieder auf. Mir fiel ein, dass ich einen Tisch im Restaurant hätte bestellen sollen. Als ich zurück ins Wohnzimmer ging, zog sie gerade ein Buch nach dem anderen aus der Einkaufstasche. »Was soll das?«, sagte sie und schaute mich an. »Seit wann interessierst du dich für Politik?« Und dann hatte sie erkannt, was gespielt wurde. Sie war schlau – schlauer als ich. Sie wusste, womit ich mein Geld verdiente, sie wusste, dass ich meinen Agenten getroffen hatte, und

sie wusste alles über McAra. »Sag jetzt bloß nicht, dass sie *dich* wollen, um das Buch zu schreiben?« Sie lachte. »Das kann nicht dein Ernst sein.« Sie versuchte es ins Lächerliche zu ziehen. »Das *kann* nicht dein Ernst sein.« Sie sprach es mit einem amerikanischen Akzent aus, ähnlich dem dieses Tennisspielers vor ein paar Jahren. Aber ich sah, dass sie entsetzt war. Sie verabscheute Lang, fühlte sich persönlich von ihm betrogen. Sie war einmal Mitglied der Partei gewesen. Auch das hatte ich vergessen.

»Wahrscheinlich wird sowieso nichts draus«, sagte ich und trank einen Schluck Whisky.

Sie schaute wieder in den Fernseher, nur dass sie jetzt die Arme fest vor dem Bauch verschränkt hatte, was immer ein Warnsignal war. Der Ticker am unteren Bildschirmrand meldete, dass die Opferzahl jetzt bei sieben liege, Tendenz steigend.

»Aber wenn sie dir den Job anbieten, dann machst du es?«, fragte sie, ohne mich anzuschauen.

Eine Antwort darauf wurde mir erspart, da der Nachrichtensprecher ankündigte, sie würden jetzt für eine Stellungnahme des ehemaligen Premierministers live nach New York schalten. Und im nächsten Augenblick sah man Adam Lang an einem Rednerpult mit dem Schriftzug »Waldorf-Astoria« stehen, als hätte er gerade bei einem offiziellen Lunch das Wort ergriffen. »Sie werden alle die tragischen Nachrichten aus London vernommen haben«, sagte er, »wo die Mächte des Fanatismus und der Intoleranz wieder einmal«

Nichts von dem, was er an jenem Abend von sich gab, verdient es, gedruckt zu werden. Was er sagte, glich fast einer Parodie auf eine Politikerrede nach einer Terrorattacke. Trotzdem: Wenn man ihn beobachtete, hatte man glauben

können, die Explosion hätte gerade die eigene Frau und die eigenen Kinder ausgelöscht. Darin lag seine Genialität: die Klischees der Politik durch die schiere Kraft seines Auftritts mit frischem Leben zu erfüllen und auf eine neue Ebene zu heben. Sogar Kate verstummte kurz. Erst als er fertig war und sich das hauptsächlich ältere, weibliche Publikum applaudierend erhob, murmelte sie: »Was macht er eigentlich in New York?«

»Vielleicht Vorträge halten.«

»Warum hält er die nicht hier?«

»Schätze, weil ihm hier niemand für eine Rede hunderttausend Dollar zahlt.«

Sie drehte den Ton ab.

»Es gab mal eine Zeit«, sagte Kate langsam nach einer Pause, die mir wie eine Ewigkeit vorkam, »da hat man von Herrschern, die ihre Länder in den Krieg geführt haben, erwartet, dass sie in der Schlacht ihr eigenes Leben riskieren – Führen durch Beispiel eben. Heutzutage wird in gepanzerten Limousinen mit bewaffneten Bodyguards geist und dreitausend Meilen weit weg ein Vermögen kassiert, während wir uns zu Hause mit den Folgen ihrer Taten herumschlagen müssen. Ich verstehe dich einfach nicht« Dann drehte sie sich um und schaute mich zum ersten Mal an diesem Abend richtig an. »Was ich dir in den letzten paar Jahren nicht alles über ihn erzählt habe, ›Kriegsverbrecher etc., etc., und du hast dagesessen, hast genickt und ja, ja gesagt. Und jetzt schreibst du ihm seine Propagandamemoiren und machst ihm die Taschen noch voller. Hat nichts von alledem dir jemals irgendetwas bedeutet?«

»Moment mal«, sagte ich. »Das sagt die Richtige. Du bist monatelang hinter ihm her gewesen, um ein Interview

zu kriegen. Wo ist da der Unterschied?«

»Wo da der Unterschied ist? Herrgott!« Sie ballte die schlanken weißen Hände, die mir so vertraut waren, und hob sie – halb Klauen, halb Fäuste – verzweifelt in die Höhe. Ihre Armmuskeln traten hervor. »*Wo da der Unterschied ist?* Wir wollen ihn zur Verantwortung ziehen ~ das ist der Unterschied! Wir wollen echte Fragen stellen! Über Folter, Bombardierungen, Lügen! Kein ›Was haben Sie dabei gefühlt?‹ *Herrgott!* Das ist doch alles Zeitverschwendung.«

Sie stand auf und ging ins Schlafzimmer, um die Tasche zu holen, die sie immer dabei hatte, wenn sie über Nacht bleiben wollte. Ich hörte, wie sie geräuschvoll Lippenstift, Zahnbürste und Parfumspray darin verstaute. Wenn ich jetzt zu ihr ginge, dann könnte ich die Situation noch retten, das wusste ich. Wahrscheinlich rechnete sie damit: Wir hatten schon schlimmere Krache gehabt. Ich wäre genötigt gewesen einzuräumen, dass sie recht habe, hätte eingestehen müssen, dass ich für den Job ungeeignet sei, und hätte sie in ihrer moralischen und intellektuellen Überlegenheit in dieser Sache wie in allen Dingen bestätigen müssen. Dazu hätte es nicht einmal eines verbalen Geständnisses bedurft: eine bedeutungsvolle Umarmung hätte wahrscheinlich gereicht, um Bewährung zu erwirken. Aber die Wahrheit war, dass ich in diesem Augenblick, vor die Wahl gestellt zwischen einem Abend mit ihren blasierten linken Moralpredigten und der Aussicht auf die Arbeit mit einem sogenannten Kriegsverbrecher, den Kriegsverbrecher vorzog. Also schaute ich einfach weiter in den Fernseher.

Manchmal habe ich einen Albtraum, in dem sich alle Frauen versammeln, mit denen ich jemals geschlafen habe. Die Zahl ist eher respektabel denn riesig – angenommen, es handelte sich um eine Stehparty, dann hätten sie bequem

in meinem Wohnzimmer Platz. Und falls, was Gott verhüten möge, diese Zusammenkunft jemals stattfände, dann wäre Kate der unumstrittene Ehrengast. Sie wäre diejenige, der man einen Stuhl holen, deren Glas von mitfühlenden Händen nachgeschenkt und die inmitten von ungläubigen Gesichtern sitzen würde, während man meine moralischen und physischen Makel sezierte. Sie war diejenige, die es am längsten mit mir ausgehalten hatte.

Als sie ging, knallte sie die Tür nicht etwa zu, sondern schloss sie sehr behutsam. Hat Stil, dachte ich. Der Ticker auf dem Bildschirm meldete, dass sich die Opferzahl gerade auf acht erhöht hatte.

ZWEI

»Ein Ghostwriter mit nur laienhaften Kenntnissen über seinen Kunden ist in der Lage, die gleichen Fragen zu stellen wie der laienhafte Leser, und erweitert deshalb den potenziellen Leserkreis eines Buches erheblich.«

»GHOSTWRITER«

Rhinehart Publishing UK bestand aus fünf altehrwürdigen Firmen, die in den Neunzigern des vergangenen Jahrhunderts während eines heftigen Anfalls von Konzernkleptomanie zusammengekauft wurden. Aus ihren Dickens'schen Dachstuben in Bloomsbury vertrieben, wurden sie schließlich – aufgestockt, abgebaut, umstrukturiert, umbenannt, modernisiert und fusioniert – in Hounslow in einem Bürogebäude aus Stahl und Rauchglas abgekippt, dessen Versorgungsleitungen sich an den Außenwänden befanden. Der Bau duckte sich zwischen die Kieselputz-Wohnsiedlungen wie ein verlassenes Raumschiff, das seine Suchmission nach intelligentem Leben ergebnislos abgebrochen hatte.

Mit professioneller Pünktlichkeit traf ich fünf vor zwölf vor dem Gebäude ein und musste feststellen, dass der Haupteingang verschlossen war. Ich musste per Summer um Einlass bitten. Das Schwarze Brett im Foyer informierte über

die Terroralarmstufe: ORANGE/HOCH. Durch das dunkle Glas konnte ich sehen, wie mich die Wachmänner in ihrem trüben Aquarium auf dem Monitor begutachteten. Als ich schließlich hineindurfte, musste ich meine Taschen ausleeren und durch einen Metalldetektor gehen.

Quigley erwartete mich an den Aufzügen.

»Wer will denn den Laden hier in die Luft jagen?«, fragte ich. »Random House?«

»Wir veröffentlichen Langs Memoiren«, erwiderte er mit steifer Stimme. »Das allein reicht wohl, um als Ziel infrage zu kommen. Rick ist schon oben.«

»Wie viele haben Sie schon durch?«

»Fünf. Sie sind der Letzte.«

Ich kannte Roy Quigley ziemlich gut – gut genug, um zu wissen, dass er nichts von mir hielt. Er war etwa fünfzig, groß gewachsen, Tweedträger. In einem glücklicheren Zeitalter hätte er Pfeife geraucht und bei ausgiebigen Lunchs in Soho unbedeutenden Gelehrten winzige Vorschüsse angeboten. Heute bestand sein Mittagsmahl aus einem Plastikteller mit Salat, den er an seinem Schreibtisch mit Blick auf die M 4 einnahm, und seine Anordnungen erhielt er direkt von der Vertriebsleiterin, einem Mädchen von etwa sechzehn Jahren. Er hatte drei Kinder auf Privatschulen, die er sich nicht leisten konnte. Als Preis des Überlebens hatte er sich tatsächlich genötigt gesehen, ein Interesse an populärer Kultur zu entwickeln, das heißt an Fußballern, Supermodels und Comedians, deren Namen er sorgsam aussprach und deren Gewohnheiten er in der Boulevardpresse mit professoraler Distanz studierte, als gehörten sie einem abseitigen mikronesischen Volksstamm an. Letztes Jahr hatte ich ihm ein Projekt vorgeschlagen: die Memoiren eines Zauberers, der – natürlich! – als Kind missbraucht worden war, sich aber mit-

hilfe seiner Fähigkeiten als Illusionist ein neues Leben hatte heraufbeschwören können, etc., etc. Er hatte die Idee rundweg abgelehnt Das Buch war direkt auf Platz eins geschossen: *Ich kam, sagte und siegte*. Der Groll nagte noch heute an ihm.

»Eins vorab«, sagte er, während wir zur Penthouse-Etage hinaufglitten. »Ich glaube nicht, dass Sie der richtige Mann für diesen Auftrag sind.«

»Tja, Roy, der Job ist gut. Was heißt: Ist nicht Ihre Entscheidung.«

Quigleys Status konnte ich ganz genau einschätzen. Sein Titel lautete Cheflektor UK Group, was hieß, dass er die Befugnisse einer toten Katze hatte. Der Mann, der in der globalen Show das Sagen hatte, wartete im Sitzungsraum auf uns: John Maddox, Vorstand der Rhinehart Inc., ein großer New Yorker mit den Schultern eines Kleiderschranks und mit krankheitsbedingter Kahlköpfigkeit. Sein haarloser Schädel glänzte im Neonlicht wie ein poliertes massives Ei. Als junger Mann hatte er sich die Statur eines Ringers antrainiert, um – laut *Publishers Weekly* – jeden aus dem Fenster zu werfen, der zu lange seine Kopfhaut anstarrte. Ich achtete darauf, dass sich mein Blick nie über seine Superman-Brust hinauswagte. Neben ihm saß Langs Washingtoner Anwalt Sidney Kroll, ein Brillenträger in den Vierzigern mit einem zarten blassen Gesicht und schlaff herabhängendem rabenschwarzem Haar, dessen Händedruck der lascheste war, seit Dippy der Delfin plötzlich aus seinem Becken aufgetaucht war und mich als Zwölfjährigen mit dem Kopf angestupst hatte.

»Und Rick Riccardelli kennen Sie ja«, sagte Quigley und beendete mit einem kaum wahrnehmbaren Schaudern das Vorstellungsprozedere. Mein Agent, der ein glänzendes graues Hemd mit schmaler roter Lederkrawatte trug, zwinkerte mir zu.

»Hallo, Rick«, sagte ich.

Ich war nervös, als ich neben ihm Platz nahm. Die Wände des Raums waren á la Gatsby mit makellos sauberen, ungelesenen Hardcover-Büchern getäfelt. Maddox saß mit dem Rücken zum Fenster. Er legte seine mächtigen, unbehaarten Hände auf die gläserne Tischplatte, als wollte er demonstrieren, dass er noch nicht die Absicht habe, eine Waffe zu ziehen. »Rick hat uns mitgeteilt, dass Sie im Bilde sind und wissen, wonach wir suchen. Vielleicht könnten Sie uns erläutern, was Ihrer Meinung nach gerade Sie zu diesem Projekt beisteuern können.«

»Ahnungslosigkeit«, sagte ich aufgekrazt, was zumindest den Schockeffekt für sich hatte. Bevor jemand reagieren konnte, hob ich zu der kleinen Rede an, die ich mir im Taxi zurechtgelegt hatte. »Sie kennen meine früheren Arbeiten. Es hat keinen Sinn, Ihnen etwas vorspielen zu wollen, was ich nicht bin. Ich werde völlig ehrlich zu Ihnen sein. Ich lese keine politischen Memoiren. Na und?« Ich zuckte die Achseln. »Keiner liest die. Aber das ist ja auch nicht *mein* Problem.« Ich zeigte auf Maddox. »Das ist *Ihr* Problem.«

»Bitte«, sagte Quigley leise.

»Und wenn schon ehrlich, dann kann ich auch gleich brutal ehrlich sein«, fuhr ich fort. »Es geht das Gerücht, dass Sie zehn Millionen Dollar für das Buch bezahlt haben. So wie die Sache im Moment steht, was glauben Sie, sehen Sie davon wieder? Zwei Millionen? Drei? Das sind schlechte Nachrichten für Sie, aber besonders schlechte Nachrichten sind das für Ihren Auftraggeber«, sagte ich und schaute Kroll an. »Weil es bei ihm nicht ums Geld geht. Es geht um seinen Ruf. Das Buch ist Adam Langs Chance, sich direkt an die Geschichte zu wenden, die Chance, sein politisches Credo und seine Handlungsweise darzustellen. Das

Letzte, was er brauchen kann, ist, ein Buch vorzulegen, das niemand liest. Wie würde das aussehen, wenn seine Lebensgeschichte auf den Ramschtischen landet? Aber dazu muss es ja nicht kommen.«

Im Rückblick ist mir klar, dass ich mich wie ein Marktschreier aufrührte. Aber man darf nicht vergessen, dass es sich dabei um PR-Phrasen in eigener Sache handelte. Und die sollten einem am nächsten Morgen ebenso wenig vorgehalten werden wie mitternächtliche Beteuerungen unsterblicher Liebe im Bett einer Fremden. Kroll lächelte vor sich hin und kritzelte auf einem gelben Notizblock herum. Maddox beobachtete mich scharf. Ich holte Luft.

»Fakt ist: Ein großer Name allein verkauft noch kein Buch«, sagte ich. »Da haben wir alle schon unser Lehrgeld bezahlt. Was ein Buch verkauft – oder einen Film oder Song –, ist *Herz*.« Ich glaube, ich habe mir in diesem Augenblick sogar auf die linke Brusthälfte geschlagen. »Und das ist der Grund, warum die politische Biografie *das* schwarze Loch der Buchbranche ist. Der draußen neben dem Eingang angeschlagene Name ist vielleicht eine große Nummer, aber jeder weiß, dass er, *wenn* er erst einmal Eintritt bezahlt hat und drin ist, immer die gleiche alte ausgelutschte Show vorgesetzt bekommt. Und wer will dafür schon fünfundzwanzig Dollar bezahlen? Da muss Herz rein, und genau damit verdiene ich mein Geld. Und in welcher Geschichte steckt mehr Herz als in der von dem Burschen, der aus dem Nichts kommt und am Ende ein ganzes Land führt?«

Ich beugte mich vor.

»Und das ist der Witz: Die Autobiografie eines politischen Führers müsste doch eigentlich interessanter sein als die meisten anderen Memoiren – und nicht *un*interessanter. Deshalb sehe ich meine Ahnungslosigkeit, was Politik

angeht, als Vorteil. Um ehrlich zu sein, ich *hege und pflege* meine Ahnungslosigkeit sogar. Für die politische Seite des Buchs braucht Adam Lang keine Hilfe von mir – er ist ein politisches Genie. Was er meiner bescheidenen Meinung nach braucht, ist das Gleiche, was ein Filmstar braucht oder ein Baseballspieler oder ein Rockstar: einen erfahrenen Mitarbeiter, der weiß, wie man ihm die Fragen stellt, die sein Herz öffnen.«

Stille. Ich zitterte. Rick tätschelte mir unter dem Tisch aufmunternd das Knie. *Gutgemacht*,

»So ein Bockmist«, sagte Quigley.

»Finden Sie?«, fragte Maddox, ohne mich aus den Augen zu lassen. Seine Stimme klang neutral, aber wenn ich Quigley gewesen wäre, hätte auf meinem Schirm GEFAHR! aufgeleuchtet.

»Ja, was denn sonst«, sagte Quigley mit der herablassenden Verachtung von vier Generationen Privatschule im Rücken. »Adam Lang ist eine historische Persönlichkeit von Weltrang, und seine Autobiografie wird ein verlegerisches Ereignis von Weltrang. Ein Stück Geschichte, genau genommen. Das sollte man nicht angehen wie ein...« Er suchte nach einer passenden Analogie, fand aber nichts sonderlich Spritziges.»... wie ein Feature für ein Klatschmagazin.«

Weder Stille. Auf der Stadtautobahn jenseits der getönten Scheiben staute sich der Verkehr. Der Regen verzerrte die Scheinwerferlichter der stehenden Wagen. London hatte nach der Bombe immer noch nicht zur Normalität zurückgefunden.

»Wenn ich das richtig sehe«, sagte Maddox mit unverändert schleppender, ruhiger Stimme, die großen rosigen Mannequinhände lagen immer noch auf dem Tisch, »dann häufen sich bei uns in den Lagern die ›verlegerischen Ereignis-

nisse von Weltrang stapelweise an, aber irgendwie kann ich sie nicht losschlagen. Und diese Promi-Magazine, die verschlingen die Leute. Was meinen Sie, Sid?«

Ein paar Sekunden lang lächelte und kitzelte Kroll einfach weiter. Ich fragte mich, was er so lustig fand. »Adams Standpunkt ist da ganz einfach«, sagte er schließlich. (*Adam*: Er warf den Namen so lässig in die Runde wie einen Penny in eine Bettlermütze.) »Er nimmt dieses Buch sehr ernst – es ist sein Testament, wenn Sie so wollen. Er will seinen vertraglichen Verpflichtungen nachkommen. Und er will, dass es ein kommerzieller Erfolg wird. Deshalb schätzt er sich mehr als glücklich – innerhalb gewisser Grenzen –, Ihrem Rat, John, und auch dem von Marty, zu folgen. Natürlich ist er immer noch völlig durcheinander wegen dem, was Mike zugestoßen ist. Er ist unersetzlich.«

»Natürlich.« Wir gaben alle angemessene Geräusche von uns.

»Er ist nicht zu ersetzen«, fuhr er fort. »Und dennoch – *er muss ersetzt werden*.« Er schaute auf, offensichtlich befriedigt von seinem Wortspiel. In diesem Augenblick wusste ich, dass diese Welt keinen Schrecken bereithielt, weder Krieg, Völkermord, Kinderkrebs noch Hungersnot, dem Sidney Kroll nicht die komische Seite abgewinnen würde. »Adam wird sicherlich die Vorteile zu schätzen wissen, die ein vollkommen anderer Ansatz bewirken könnte. Am Ende hängt alles von der persönlichen Chemie ab.« Das Licht der Neonröhren funkelte *in* seinen Brillengläsern, während er mich eingehend musterte. »Betreiben Sie Fitnesstraining?« Ich schüttelte den Kopf. »Schade. Adam trainiert gern.«

Quigley, der immer noch unter Maddox' Abfuhr wankte, versuchte ein Comeback. »Ich kenne da einen guten Schreiber beim *Guardian*, der regelmäßig Sport macht.«

»Vielleicht«, sagte Rick nach einer peinlichen Pause, »sollten wir mal kurz durchgehen, wie Sie sich die ganze Angelegenheit praktisch vorstellen.«

»Zunächst mal muss die Sache in einem Monat erledigt sein«, sagte Maddox. »Das ist Marty's und auch meine Meinung.«

»Ein Monat?«, wiederholte ich. »Sie wollen ein Buch in einem Monat?«

»Wir haben ein vollständiges Manuskript«, sagte Kroll. »Es braucht nur noch den Feinschliff.«

»Grobschliff«, sagte Maddox grimmig. »Also gut, gehen wir die Sache mal von hinten an: Wir kommen im Juni raus, das heißt, wir liefern im Mai aus, das heißt, wir lektorieren und drucken im März und April, das heißt, wir müssen das Manuskript Ende Februar auf dem Tisch haben. Die Deutschen, Franzosen, Italiener und Spanier müssen sofort mit der Übersetzung anfangen. Die Zeitungen müssen wegen der Vorabdrucke einen Blick drauf werfen können. Der TV-Deal wegen der Verfilmung muss durchgezogen werden. Die Termine für die PR-Tour müssen festgezurr't werden, und wir müssen die Präsentationsflächen in den Läden buchen. Also: Ende Februar, basta. Was mir an Ihrem Lebenslauf gefällt«, sagte er und schaute auf ein Blatt Papier, das, wie ich erkennen konnte, alle meine bisherigen Titel auflistete, »ist, dass Sie offensichtlich Erfahrung haben, und vor allem, dass Sie schnell sind. Sie liefern pünktlich.«

»Hat noch keinen Termin geschmissen«, sagte Rick, legte mir den Arm um die Schultern und drückte mich. »Ganz mein Junge.«

»Und Sie sind Engländer. Der Ghost muss definitiv Engländer sein. Damit der Ton stimmt.«

»Das ist auch unsere Meinung«, sagte Kroll. »Aber die

gesamte Arbeit muss in den Staaten erledigt werden. Adams Kalender ist im Moment randvoll mit Terminen für die Vortragsreise und die Fundraising-Tour für seine Stiftung. Kann mir nicht vorstellen, dass er vor Mitte März, frühestens, wieder in England sein kann.«

»Ein Monat Amerika, ist doch nicht schlecht, oder?« Rick schaute mich gierig an. Ich spürte den hypnotischen Blick, der mir das Ja entlocken wollte. Aber ich konnte nur an eines denken: *Ein Monat, sie wollen, dass ich in einem Monat ein ganzes Buch schreibe ...*

Ich nickte langsam. »Ich kann ja das Manuskript mit nach England nehmen, um hier dran zu arbeiten.«

»Das Manuskript bleibt in Amerika«, sagte Kroll kategorisch. »Das ist einer der Gründe, warum Marty sein Haus auf Martha's Vineyard zur Verfügung gestellt hat. Sicheres Terrain. Nur wenige Leute haben Zutritt.«

»Klingt mehr nach einer Bombe als nach einem Buch«, witzelte Quigley. Niemand lachte. Er knetete sich unglücklich die Hände. »Ich muss ja irgendwann auch noch einen Blick drauf werfen. Schließlich soll ich es lektorieren.«

»Theoretisch ja«, sagte Maddox. »Darüber müssen wir später noch reden.« Er wandte sich an Kroll. »In unserem Fahrplan ist keine Zeit für Korrekturen, die müssen während des Schreibens erledigt werden.«

Während sie weiter über den Zeitplan diskutierten, beobachtete ich Quigley. Er saß aufrecht, aber regungslos auf seinem Stuhl – wie eines von diesen Opfern in einem Film, die inmitten einer Menschenmenge mit einem Stilet im Rücken dastehen und sterben, ohne dass es jemandem auffällt. Kaum sichtbar öffnete und schloss sich sein Mund, als versuchte er, noch eine letzte Botschaft loszuwerden. Allerdings erkannte ich schon damals, dass er eine völlig be-

rechtigte Frage gestellt hatte. Wenn er der Lektor war, warum durfte er dann das Manuskript nicht sehen? Und warum musste es auf »sicherem Terrain« bleiben, auf einer Insel vor der Ostküste der USA? Erst als Rick mich mit dem Ellbogen in die Rippen stieß, merkte ich, dass Maddox wieder mit mir redete.

»Wie schnell können Sie drüben sein? Gesetzt den Fall, wir entscheiden uns für Sie und gegen einen von den anderen – wie schnell können Sie von hier weg?«

»Heute ist Freitag«, sagte ich. »Geben Sie mir einen Tag, dann bin ich startklar. Am Sonntag könnte ich fliegen.«

»Und am Montag anfangen? Das wäre hervorragend.«

»Sie werden niemanden finden, der sich schneller loseisen kann«, sagte Rick.

Maddox und Kroll schauten sich an, und da wusste ich, dass ich den Job hatte. Wie Rick mir hinterher erklärte, bestehe der Trick immer darin, sich in ihre Lage zu versetzen. »Ist das Gleiche, als wenn sich eine neue Putzfrau bei davorstellt. Willst du jemanden, der dich über die Geschichte und die Theorie des Saubermachens aufklärt, oder willst du jemanden, der einfach loslegt und deine Scheißbude sauber macht? Die haben dich genommen, weil sie glauben, dass du ihre Scheißbude sauber machst.«

»Okay, Sie haben den Job«, sagte Maddox. Er stand auf, griff über den Tisch und schüttelte mir die Hand. »Vorbehaltlich einer zufriedenstellenden Übereinkunft mit Rick, klar.«

Kroll fugte hinzu: »Und Sie müssen eine Geheimhaltungsvereinbarung unterschreiben.«

»Kein Problem«, sagte ich und stand ebenfalls auf. Vertraulichkeitsklauseln gehören zum üblichen Prozedere im Ghostwriter-Geschäft. »Mit dem größten Vergnügen.«

Mit dem allergrößten Vergnügen sogar. Außer Quigley lächelten alle, es herrschte plötzlich eine Art kumpelhafter Stimmung – wie im Umkleideraum nach einem Sieg. Und während wir noch etwas plauderten, nahm mich Kroll beiseite und sagte beiläufig: »Ich habe hier noch etwas, das Sie sich vielleicht anschauen möchten.«

Er griff unter den Tisch und zog eine leuchtend gelbe Plastiktüte hervor, auf der in geschwungenen schwarzen Lettern im Kupferstichlook der Name eines noblen Bekleidungsge­schäfts aus Washington prangte. Mein erster Gedanke war, dass es sich um das Manuskript von Langs Memoiren handelte und das ganze Gerede über das »sichere Terrain« ein Witz gewesen war. Als Kroll meinen Gesichtsausdruck sah, fing er an zu lachen und sagte: »Nein, nein, nicht *das*. Es ist das Manuskript eines anderen Autors. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mal einen Blick reinwerfen könnten. Hier ist meine Nummer.« Ich nahm die Karte und schob sie in die Tasche. Quigley hatte noch immer kein Wort gesagt.

»Ich ruf dich dann an, wenn wir den Vertrag unter Dach und Fach haben«, sagte Rick.

»Ich will sie winseln sehen«, sagte ich zu Rick und drückte ihm die Schulter.

Maddox lachte. »Und he, nicht vergessen!«, rief er, als Quigley mich zur Tür begleitete. Er schlug sich mit seiner großen Faust auf die blaue Anzugbrust. »Herz!«

Während wir nach unten fuhren, schaute Quigley an die Decke der Aufzugkabine. »Hab ich mir das nur eingebildet, oder haben die mich gerade gefeuert?«

»Die würden sich nie von Ihnen trennen, Roy«, sagte ich mit aller Aufrichtigkeit, zu der ich fähig war. Was nicht viel war. »Sie sind der Einzige, der den ganzen Laden zusammenhält

»Trennen«, sagte er bitter. »Das ist der Euphemismus, den man heutzutage benutzt, richtig? Als täte es ihnen in der Seele weh. Du klammerst dich am Klippenrand fest, und jemand sagt: ›So leid es uns tut, wir hätten Sie gern gehalten, aber wir müssen uns leider von Ihnen trennen.«

Im vierten Stock stieg ein Paar zu, und Quigley schwieg, bis die beiden im zweiten Stock ausstiegen und zum Lunch ins Restaurant verschwanden. Als die Tür sich wieder schloss, sagte er: »Irgendwas stimmt an dem Projekt nicht.«

»Sie meinen mich?«

»Nein, nein, schon vorher.« Er runzelte die Stirn. »Ich kann nicht genau sagen, was. Fängt damit an, dass niemand irgendwas zu sehen bekommt. Und dann dieser Kroll, bei dem kriege ich eine Gänsehaut. Dann natürlich die Geschichte mit dem bedauernswerten Mike McAra. Ich habe ihn kennengelernt, als wir vor zwei Jahren den Vertrag abgeschlossen haben. Kam mir ganz und gar nicht wie der selbstmordgefährdete Typ vor. Ganz im Gegenteil. Der war eher von der Sorte, die darauf spezialisiert ist, andere in den Selbstmord zu treiben. Wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Der harte Typ?«

»Hart, genau. Lang lächelt die ganze Zeit, und neben ihm steht dieser Schlägertyp mit den Augen einer Schlange. Ich nehme an, Leute in Langs Position brauchen solche Kerle.«

Der Lift hielt im Erdgeschoss, und wir betraten die Lobby. »Es kommt sicher gleich ein Taxi«, sagte Quigley.

Für diese kleine, schäbige Geste – mich durch den Regen laufen zu lassen, anstatt mir auf Verlagskosten ein Taxi zu rufen – wünschte ich ihm die Pest an den Hals.

»Eins würde ich noch gern wissen«, sagte er plötzlich. »Wann ist Dummheit eigentlich in Mode gekommen? Das ist etwas, was ich wirklich nicht verstehe. Der Kult des Idi-

oten. Der Aufstieg des Schwachköpfe. Unsere beiden auf-
lagenstärksten Autoren – die Schauspielerin mit den Titten
und der psychopathische Exsoldat – haben nie ein Wort
Prosa geschrieben. Haben Sie das gewusst?«

»Roy, Sie hören sich an wie ein alter Mann«, sagte ich.
»Dass das Niveau immer niedriger wird und es mit den
Prinzipien den Bach runtergeht, darüber jammern die
Menschen schon, seit Shakespeare seine ersten Komödien
geschrieben hat.«

»Ja, sicher, aber jetzt ist es tatsächlich passiert, oder etwa
nicht? So schlimm war es noch nie.«

Ich wusste, dass er mich provozieren wollte – der Ghost-
writer der Stars schreibt jetzt die Memoiren eines Expre-
mierministers –, aber ich war so von mir eingenommen,
dass es mir egal war. Ich wünschte ihm einen angenehmen
Ruhestand und durchquerte die Lobby, wobei ich die ver-
damnte gelbe Plastiktüte hin und her schwang.

*

Auf der Suche nach einem Taxi, das mich zurück in die Stadt
bringen würde, lief ich bestimmt eine halbe Stunde durch
die Gegend. Ich hatte nur eine sehr ungefähre Vorstellung
davon, wo ich war. Die Straßen waren breit, die Häuser
klein. Es fiel ein steter, kalter Nieselregen. Von Krolls Ma-
nuscript tat mir der Arm weh. Nach dem Gewicht zu urtei-
len, musste es mindestens tausend Seiten umfassen. Wer war
Krolls Autor? Tolstoi? Im Wartehäuschen einer Bushalte-
stelle, die sich vor einem Gemüseladen und einem Leichen-
bestatter befand, stellte ich mich unter. Im Metallgestänge
klemmte die Karte einer Minicab-Firma.

Die Fahrt nach Hause dauerte fast eine Stunde, reichlich

Zeit also, mir das Manuskript genauer anzuschauen. Das Buch hieß *Einer aus vielen*. Es waren die Memoiren eines steinalten US-Senators, der nur deshalb berühmt war, weil er ungefähr hundertfünfzig Jahre durchgehalten hatte. Das Werk sprengte jeden normalen Maßstab an Weitschweifigkeit – es schoss weit über jeden Begriff von Langeweile hinaus in eine sauerstoffarme Stratosphäre von äußerster Nichtigkeit. Der Wagen war überheizt, und es roch nach kalter Pizza. Mir wurde schlecht. Ich stopfte das Manuskript wieder in die Tüte und kurbelte das Fenster herunter. Der Fahrpreis betrug vierzig Pfund.

Ich hatte gerade den Fahrer bezahlt und ging – den Kopf wegen des Regens gesenkt, während ich in der Jackentasche nach den Schlüsseln kramte – auf die Haustür zu, da berührte mich jemand leicht an der Schulter. Ich drehte mich um und stieß gegen eine Wand oder wurde von einem Laster gestreift – so kam es mir jedenfalls vor. Irgendetwas großes Hartes aus Eisen rammte mich und warf mich nach hinten, in die Arme eines anderen Mannes. (Man erzählte mir hinterher, dass es zwei waren, beide in den Zwanzigern. Einer habe sich vor dem Eingang zur Erdgeschosswohnung herumgedrückt, der andere sei aus dem Nichts aufgetaucht und habe mich von hinten gepackt.) Ich klappte zusammen, spürte das sandig-nasse Pflaster des Rinnsteins an meiner Backe, keuchte, saugte und schrie wie ein Baby. Meine Finger mussten sich unwillkürlich fest in der Plastiktüte verkrallt haben. Als nämlich ein Fuß auf meine Hand trat und etwas weggerissen wurde, nahm ich durch den viel größeren Schmerz hindurch diesen kleineren, schärferen Schmerz wahr – wie den Klang einer Flöte in einer Sinfonie.

Sicher eines der unangemessensten Worte unserer Sprache ist das Wort »kurzatmig«, das etwas Leichtes, Flüchti-

ges suggeriert – einen Hauch, einen Anflug von Atemlosigkeit. Aber ich war nicht *kurzatmig* gewesen. Man hatte mich durchgeprügelt und durchgewalkt und halb erstickt, zu Boden geschlagen und erniedrigt. Mein Solarplexus fühlte sich an, als steckte ein Messer drin. Ich japste nach Luft und war davon überzeugt, dass man mich niedergestochen hatte. Ich spürte, wie man mich an den Armen packte und in eine sitzende Position hievte. Man lehnte mich gegen einen Baum, dessen Rinde mir ins Rückgrat stach, und als ich es schließlich schaffte, mir etwas Sauerstoff in die Lunge zu pumpen, fing ich sofort an, meinen Bauch blind nach einer klaffenden Wunde abzutasten. Ich wusste, dass sie da sein musste, und ich stellte mir vor, dass mir die Eingeweide in Knäueln heraushingen. Aber als ich meine feuchten Finger inspizierte, war da kein Blut, sondern nur dreckiges Londoner Regenwasser. Es dauerte vielleicht eine Minute, bis mir bewusst wurde, dass ich nicht sterben würde, dass ich im Wesentlichen unversehrt war. Und dann wollte ich nur noch, dass sie mich in Ruhe ließen, all diese gutherzigen Menschen, die um mich herumstanden und ihre Handys zückten und mich fragten, ob sie die Polizei oder einen Krankenwagen rufen sollten.

Die prickelnde Aussicht, auf einer Unfallstation zehn Stunden darauf zu warten, bis man mich untersuchte, gefolgt von einem halben Tag auf einem Polizeirevier, bis man meine Aussage aufnahm, reichte aus, um mich aus dem Rinnstein die Treppe hinauf in meine Wohnung zu treiben. Ich schloss die Tür hinter mir, zerrte mir den Mantel vom Leib und legte mich zitternd aufs Sofa. Dort blieb ich vielleicht eine Stunde lang still liegen, während die kalten Schatten des Januarnachmittags nach und nach ins Zimmer krochen. Dann ging ich in die Küche, um mich ins Spül-

becken zu übergeben, und nachdem ich das erledigt hatte, goss ich mir einen sehr großen Whisky ein.

Ich spürte, wie ich mich aus meinem Schockzustand heraus in Richtung Euphorie bewegte. Man kann sogar sagen, der Tropfen Alkohol stimmte mich ausgesprochen heiter. Ich griff in die Innentasche meiner Jacke und dann an mein Handgelenk: Brieftasche und Uhr waren noch da. Das Einzige, was fehlte, war die gelbe Plastiktasche mit Senator Alzheimers Memoiren. Ich musste laut lachen bei der Vorstellung, wie die Diebe durch die Ladbroke Grove liefen, sich dann in irgendeine Gasse drückten und ihre Beute begutachteten: »*Mein Rat an jeden jungen Menschen, der heutzutage eine Laufbahn im öffentlichen Leben ...*« Aber erst als ich meinen zweiten Drink intus hatte, wurde mir klar, dass die Geschichte unangenehm werden könnte. »Old Alzheimer« mochte für mich völlig bedeutungslos sein, aber Sidney Kroll war da vielleicht ganz anderer Meinung.

Ich zog seine Karte aus der Tasche. Sidney L. Kroll von Brinkerhof Lombardi Kroll, Rechtsanwälte, M Street, Washington D.C. Ich dachte etwa zehn Minuten lang nach, ging dann zurück zum Sofa, setzte mich und wählte seine Handynummer. Er antwortete nach dem zweiten Klingeln: »Sid Kroll.«

An seinem Tonfall erkannte ich, dass er lächelte.

»Sidney.« Ich wollte ungezwungen klingen, deshalb sprach ich ihn mit seinem Vornamen an. »Sie werden nicht glauben, was passiert ist.«

»Irgendwelche Typen haben mein Manuskript gestohlen, richtig?«

Eine Augenblick lang war ich sprachlos. »Gott«, sagte ich. »Gibt's irgendwas, was Sie nicht wissen?«

»Was?« Sein Ton änderte sich schlagartig. »O Mann«,

sagte er. »Das war ein Witz. Stimmt das etwa wirklich ? Sind Sie okay? Wo sind Sie jetzt?«

Ich erzählte ihm, was passiert war. Er sagte, ich solle mir keine Sorgen machen. Das Manuskript sei völlig unwichtig. Er habe es mir nur deshalb gegeben, weil er glaubte, ich könne vielleicht ein berufliches Interesse daran haben. Er werde mir eine Kopie schicken. Was ich jetzt tun wolle ? Die Polizei verständigen? Wenn er wolle, sagte ich, würde ich Anzeige erstatten, aber was mich angehe, die Einschaltung der Polizei mache normalerweise mehr Scherereien als nötig. Ich würde es lieber als eine weitere Episode auf dem bunten Karussell des urbanen Lebens abhaken: »Immer nach dem Motto, *que será, será*, heute in die Luft gesprengt, morgen ausgeraubt.«

Er war einverstanden. »Unser Treffen heute war mir wirklich ein Vergnügen. Schön, dass Sie an Bord sind. Cheerio«, sagte er, kurz bevor er auflegte, und wieder war da dieses Lächeln in seiner Stimme. *Cheerio*.

Ich ging ins Bad und knöpfte mir das Hemd auf. Zwischen Bauch und Brustkorb zeichnete sich ein waagerechter blassroter Striemen ab. Er war etwa sieben, acht Zentimeter lang, etwa einen Zentimeter breit und hatte merkwürdigerweise scharfe Ränder. Das stammt nicht von Fleisch und Knochen, dachte ich. Sieht mehr nach einem Schlagring aus. Mir wurde wieder mulmig, und ich ging zurück zum Sofa.

Kurz darauf klingelte das Telefon. Es war Rick. Er sagte, dass der Vertrag unter Dach und Fach sei. »Was ist los?«, unterbrach er sich selbst. »Du hörst dich irgendwie komisch an.«

»Man hat mich gerade überfallen.«

»Nein!«

Ich erzählte ihm die Geschichte. Rick gab angemessen mitfühlende Geräusche von sich, bis er erfahren hatte, dass ich fit genug zum Arbeiten war. Daraufhin wich die Besorgnis aus seiner Stimme. So schnell er konnte, brachte er das Gespräch auf das Thema, das ihn wirklich interessierte.

»Dann bleibt's also dabei? Du fliegst am Sonntag in die Staaten?«

»Klar flieg ich. Ich stehe ein bisschen unter Schock, das ist alles.«

»Okay. Und hier gleich der nächste Schock. Für einen Monat Arbeit, an einem vermutlich schon geschriebenen Manuskript, ist Rhinehart Incorporated bereit, zweihundertfünfzigtausend Dollar zu zahlen, plus Spesen.«

»Was?«

Wenn ich nicht schon auf dem Sofa gesessen hätte, wäre ich draufgefallen. Es heißt, jeder Mensch habe seinen Preis. Eine Viertelmillion Dollar für vier Wochen war etwa das Zehnfache von meinem.

»Die überweisen in den nächsten vier Wochen jede Woche fünfzigtausend Dollar«, sagte Rick. »Plus einen Bonus von fünfzigtausend, wenn du den Job pünktlich erledigst. Flugtickets und Unterkunft gehen ebenfalls aufs Haus. *Und* dein Name wird erwähnt.«

»Auf der Titelseite?«

»Jetzt mach mal 'nen Punkt! In den Danksagungen. In der Fachpresse wird das zur Kenntnis genommen. Dafür Sorge ich schon. Allerdings ist deine Mitarbeit bis dahin streng vertraulich. Bei dem Punkt waren sie sehr bestimmt.« Ich hörte sein stillvergnühtes Glucksen und stellte mir vor, wie er sich in seinem Sessel zurücklehnte. »Ach ja, mein Junge, da eröffnet sich eine ganz neue Welt für dich!«

Wie recht er haben sollte.

DREI

»Sollten Sie extrem schüchtern sein, oder sollte es Ihnen schwerfallen, andere Menschen in eine entspannte und selbstbewusste Stimmung zu versetzen, dann sollten Sie vielleicht die Finger vom Beruf des Ghostwriters lassen.«

»GHOSTWRITER«

Die Abflugzeit für American Airlines 109 von Heathrow nach Boston war Sonntagmorgen 10.30 Uhr. Am Samstagnachmittag trafen per Fahrradkurier von Rhinehart ein Business-Class-Ticket einfach, Kopien des Vertrags und der Vertraulichkeitserklärung bei mir ein. Der Bote wartete, während ich beides unterschrieb. Ich verließ mich auf Rick, dass der Vertrag einwandfrei war, und machte mir nicht die Mühe, ihn durchzulesen; die Geheimhaltungsverpflichtung überflog ich kurz im Flur. Im Nachhinein nimmt sie sich fast komisch aus: *»Ich verpflichte mich, über alle vertraulichen Informationen strengstes Stillschweigen zu bewahren und alle nötigen Maßnahmen zu ergreifen, um zu verhindern, dass diese enthüllt werden oder einer dritten Partei oder relevanten Person zur Kenntnis gelangen ... Ich werde die vertraulichen Information nicht zum Vorteil einer dritten Partei nutzen, enthüllen oder deren Enthüllung durch eine andere Person zulas-*

sen ... Weder ich noch relevante Personen werden ohne die vorherige Zustimmung durch den Besitzer vertrauliche Informationen auf irgendwelche Weise ganz oder teilweise vervielfältigen oder weitergeben ...«Ich unterschrieb ohne Bedenken.

Mir hat es immer gefallen, schnell verschwinden zu können. Normalerweise kostete es mich etwa fünf Minuten, um mein Londoner Leben auf Eis zu legen. Alle meine Rechnungen wurden per Lastschriftverfahren bezahlt. Es gab keine Lieferungen, die abbestellt werden mussten – keine Milch, keine Zeitungen. Meine Putzfrau, die ich ohnehin fast nie zu Gesicht bekam, würde zweimal die Woche vorbeikommen und die Post von unten mit in die Wohnung nehmen. Mein Schreibtisch war aufgeräumt. Ich hatte keine Termine. Mit meinen Nachbarn hatte ich noch nie ein Wort gewechselt. Kate war wahrscheinlich endgültig gegangen. Die meisten meiner Freunde waren schon vor langer Zeit ins Königreich des Familienlebens übergewechselt, aus dessen entlegenen Provinzen nach meiner Erfahrung kein Reisender jemals wieder zurückkehrte. Meine Eltern waren tot. Ich hatte keine Geschwister. Was die Welt anging, hätte ich sterben können, und mein Leben wäre normal weitergegangen. In meinen Koffer packte ich Wasche zum Wechseln für eine Woche plus einen Pullover und ein Extrapaar Schuhe. Ich verstaute meinen Laptop und Minidisc-Rekorder in meiner Schulertasche. Waschen lassen konnte ich im Hotel. Was ich sonst noch brauchte, würde ich mir vor Ort kaufen.

Den Rest des Tages und den ganzen Abend las ich mich in meinem Arbeitszimmer durch die Bücher über Adam Lang und machte mir eine Liste mit Fragen. Ich möchte das Bild von Dr. Jekyll und Mr Hyde nicht überstrapazieren, aber als der Tag zur Neige ging und in den großen Wohntürmen jenseits des Rangierbahnhofs die Lichter aufflamm-

en und die blinkenden roten, weißen und grünen Sterne blitzend gen Flughafen sackten, da hatte ich allmählich das Gefühl, dass ich in Langs Haut schlüpfte. Er war ein paar Jahre älter, aber abgesehen davon war unser Werdegang ähnlich. Die Parallelen waren mir vorher nicht aufgefallen: Einzelkind, geboren in den Midlands, Gymnasium am Geburtsort, Hochschulabschluss in Cambridge, Passion für Studententheater, totales Desinteresse an studentischer Politik.

Ich blätterte zu den Fotos zurück: »Für seine zum Schreien komische Verkörperung eines Huhns, das die Aufsicht über einen Menschenmastbetrieb führt, bekam Lang in der Footlights Revue 1972 viel Applaus.« Ich konnte mir vorstellen, dass wir beide hinter den gleichen Mädchen her waren, dass wir mit einem miesen Stück zum Edinburgh Festival Fringe fuhren und dort im Laderaum unseres zerbeulten VW-Busses schliefen, dass wir zusammen auf einer Bude wohnten und zusammen Joints durchzogen. Aber ich war irgendwie – metaphorisch gesprochen – ein Huhn geblieben, während er es bis zum Premierminister gebracht hatte. Das war der Punkt, an dem mich mein normales Einfühlungsvermögen verließ, denn anscheinend gab es nichts in seinen ersten fünfundzwanzig Jahren, was mir seine zweiten fünfundzwanzig erklären konnte. Aber es würde mir ja noch genügend Zeit bleiben, um seinen Tonfall zu treffen, redete ich mir ein.

Bevor ich an jenem Abend zu Bett ging, drehte ich den Schlüssel an der Wohnungstür zweimal um. Ich träumte, dass ich Adam Lang in einem Gewirr aus regennassen roten Ziegelpflasterstraßen verfolgte. Als ich in ein Minicab stieg und der Fahrer sich umdrehte, um mich zu fragen, wohin ich wolle, blickte ich in McAras trauriges Gesicht.

Heathrow am nächsten Morgen sah aus wie in einem der schlechten Science-Fiction-Filme, die »in der nahen Zukunft« spielen, nachdem die Sicherheitskräfte den Staat übernommen haben. Vor dem Terminal parkten zwei gepanzerte Mannschaftswagen. Im Inneren patrouillierten ein Dutzend Männer mit schlecht geschnittenen Haaren, die Maschinengewehre á la Rambo trugen. Ewig lange Schlangen mit Passagieren, die in einer Hand ihre Schuhe und in der anderen den Klarsichtbeutel mit ihren kläglichen Toilettenartikeln trugen, warteten darauf, sich filzen und röntgen zu lassen. Reisen wird als Freiheit verkauft, dabei waren wir in etwa so frei wie Laborratten. Genau so werden sie den nächsten Holocaust managen, dachte ich, während ich in Strümpfen wieder ein Stückchen weiterschlurfte: Sie werden einfach Flugtickets an uns austeilen, und dann tun wir alles, was man uns sagt.

Als ich die Sicherheitskontrollen hinter mir hatte, durchquerte ich die duftenden Duty-free-Hallen in Richtung American-Airlines-Lounge und wollte nur noch zweierlei: meine Gratistasse Kaffee und den Sportteil der Sonntagszeitung. In der Ecke plapperte und flimmerte ein Nachrichtensender, den keiner beachtete. Ich besorgte mir einen doppelten Espresso und nahm gerade die Fußballberichte in einer der Boulevardzeitungen in Angriff, als ich die Worte »Adam Lang« hörte. Drei Tage früher hätte ich wie alle anderen in der Lounge keine Notiz davon genommen, aber jetzt war es, als hätte man meinen Namen ausgerufen. Ich stand auf, stellte mich vor den Bildschirm und versuchte, aus der Geschichte schlau zu werden.

Die Story schien nicht sonderlich wichtig zu sein. Hörte sich zunächst nach irgendeiner alten Sache an. Vor ein paar Jahren waren in Pakistan vier britische Staatsbürger

aufgegriffen worden – »von der CIA gekidnappt«, so der Anwalt der vier –, an verschiedene geheime Orte gebracht und gefoltert worden. Einer war bei den Vernehmungen gestorben, die anderen drei hatte man in Guantanamo inhaftiert. Das Neue an der Geschichte war offenbar, dass einer Sonntagszeitung ein Dokument des Verteidigungsministeriums zugespielt worden war, das anzudeuten schien, Lang habe einer SAS-Einheit den Befehl erteilt, die vier Männer festzunehmen und der CIA zu übergeben. Es folgten empörte Stellungnahmen eines Menschenrechtsanwalts und eines Sprechers der pakistanischen Regierung. Archiv-aufnahmen zeigten Lang mit einer Blumengirlande um den Hals bei einem Pakistanbesuch während seiner Amtszeit als Premierminister. Eine Sprecherin von Lang wurde mit der Aussage zitiert, der ehemalige Premierminister wisse nichts von den Vorgängen und lehne einen Kommentar ab. Die britische Regierung hatte sich Forderungen nach einer Untersuchung beharrlich verweigert. Das war alles, dann folgte der Wetterbericht.

Ich schaute mich in der Lounge um. Niemand sonst hatte von dem Bericht Notiz genommen. Aber aus irgendeinem Grund fohlte ich mich, als wäre mir jemand mit einem Eisbeutel über den Rücken gefahren. Ich zog mein Handy aus der Tasche und rief Rick an. Ich wusste nicht, ob er schon nach Amerika zurückgefliegen war oder nicht. Es stellte sich heraus, dass er etwa eine Meile entfernt in der Lounge von British Airways saß und auf den Aufruf seines Fluges nach New York wartete.

»Hast du gerade die Nachrichten gesehen?«, fragte ich ihn.

Im Gegensatz zu mir war Rick ein Nachrichtenjunkie. »Die Lang-Story? Ja, hab ich.«

»Glaubst du, da ist was dran?«

»Woher zum Teufel soll ich das wissen? Und wenn, wen kümmert's? Wenigstens hält er sich so auf den Titelseiten.«

»Meinst du, ich soll ihn danach fragen?«

»Schert sich doch keine alte Sau mehr drum.« Übers Handy hörte ich eine Lautsprecherdurchsage. »Ich muss Schluss machen, mein Flug wird gerade aufgerufen.«

»Eine Sekunde«, sagte ich schnell. »Ich muss dich eben noch was fragen. Als man mich am Freitag überfallen hat ... Irgendwie ergibt das Ganze keinen Sinn. Meine Brieftasche ist denen völlig egal, die schnappen sich nur das Manuskript. Und jetzt, nach den Nachrichten eben, na ja, ich frag mich halt, ob die Typen geglaubt haben, dass ich Langs Memoiren durch die Gegend trage.«

»Woher sollten die das denn wissen?«, sagte Rick mit verwirrter Stimme. »Du hattest Maddox und Kroll doch gerade erst kennengelernt. Und ich war noch dabei, den Deal auszuhandeln.«

»Vielleicht haben die das Verlagsgebäude beobachtet und sich dann an mich drangehängt. Die Plastiktüte war kreischend gelb. Genauso gut hätte ich eine Fackel tragen können.« Und dann kam mir ein Gedanke, ein so beunruhigender Gedanke, dass ich kaum wusste, wie ich ihn in Worte fassen sollte. »Wo wir schon dabei sind ... Was weißt du eigentlich über diesen Sidney Kroll?«

»Sid Baby?« Rick ließ ein anerkennendes Kichern hören. »Tja, ist ein ganz schön harter Knochen, was? Der schafft's und macht ehrenhafte Gauner wie mich arbeitslos. Bei seinen Deals gibt's nur Pauschalhonorar, keine Prozente. Gibt keinen Expräsidenten und keinen Exminister, der ihn nicht gern in seiner Mannschaft hätte. Warum?«

»Es ist wohl nicht möglich«, sagte ich zögernd und for-

mulierte den Gedanken, während er Gestalt annahm, »dass er mir das Manuskript gegeben hat, weil er davon ausging – immer angenommen, jemand hätte das Verlagsgebäude beobachtet –, weil er also davon ausging, dass es so aussehen musste, als hätte ich beim Verlassen des Gebäudes Adam Langs Manuskript unterm Arm?«

»Warum zum Teufel sollte er so was tun?«

»Keine Ahnung. Einfach so, aus Spaß ? Um zu sehen, was passiert?«

»Um zu sehen, ob man dich überfällt?«

»Schon gut, ich weiß, das hört sich gaga an, aber denk mal kurz drüber nach. Warum stellt sich der Verlag wegen des Manuskripts so paranoid an? Nicht mal Quigley darf es sehen. Warum lassen sie es nicht aus Amerika raus? Vielleicht weil sie glauben, dass irgendwer hier bei uns das Ding unbedingt in die Finger kriegen will?«

»Und weiter?«

»Vielleicht benutzt Kroll mich als Köder, wie eine angebundene Ziege, um herauszufinden, wer sonst noch hinter dem Buch her ist und wie weit die gehen würden.«

Ich hatte den Satz noch gar nicht ganz ausgesprochen, da wusste ich schon, wie lächerlich ich mich anhörte.

»Langs Buch ist ein öder Haufen Scheiße!«, sagte Rick. »Die einzigen Menschen, denen sie es in diesem Stadium vorenthalten wollen, sind ihre Aktionäre! *Deshalb* halten sie es unter Verschluss.«

Ich kam mir allmählich wie ein Idiot vor. Ich hätte das Thema liebend gern begraben, aber Rick amüsierte sich viel zu gut.

»Eine angebundene Ziege!« Das brüllende Gelächter aus dem anderen Terminal hätte ich auch ohne Telefon gehört. »Also, nur um sicherzugehen, dass ich dich auch

richtig verstanden habe. Laut deiner These muss irgendjemand gewusst haben, dass Kroll in der Stadt ist. Er muss gewusst haben, wo er am Freitagmorgen war und weshalb er da war ...«

»Schon gut, schon gut«, sagte ich. »Hab's kapiert.«

»Er muss gewusst haben, dass Kroll Langs Manuskript einem neuen Ghost aushändigt, und als du die Besprechung verlassen hast, muss er gewusst haben, wer du bist und wo du wohnst. Immerhin haben sie dir ja vor deiner Haustür aufgelauert, richtig? Wow! Ziemliche Operation. Für eine Zeitung eine Nummer zu groß. Da muss schon eine *Regierung* ...«

»Lass gut sein, sonst verpasst du noch deinen Flug«, sagte ich und brachte ihn damit endlich zum Schweigen.

»Du hast recht. Also dann, guten Flug. Und schlaf im Flugzeug ein bisschen. Du hörst dich wirklich durchgeknallt an. Wir reden dann nächste Woche. Und mach dir keine Sorgen mehr.«

Er legte auf.

Ich stand da und hielt mein stummes Telefon in der Hand. Es stimmte. Ich hörte mich durchgeknallt an. Ich ging auf die Toilette. Der Bluterguss auf meiner Brust war angeschwollen. Er war jetzt schwarz und purpurrot mit einem gelben Saum und sah aus wie eine explodierende Supernova aus einem Astronomie-Lehrbuch.

Kurze Zeit später wurde mein Flug nach Boston aufgerufen, und als wir in der Luft waren, beruhigten sich meine Nerven schließlich. Ich liebe den Augenblick, wenn die triste graue Landschaft flimmernd aus meinem Blickfeld verschwindet und das Flugzeug durch die Wolken in den strahlenden Sonnenschein vorstößt. Wer kann in dreitausend Metern Höhe noch deprimiert sein, wenn die Sonne

scheint und die anderen armen Trottel unten auf der Erde herumwuseln? Ich nahm einen Drink, schaute mir einen Film an und hielt ein kleines Nickerchen. Allerdings muss ich gestehen, dass ich die Business-Class-Kabine nach jeder verfügbaren Sonntagszeitung absuchte, ausnahmsweise den Sportteil links liegen ließ und alles las, was ich über Adam Lang und jene vier Terrorismusverdächtigen finden konnte.

*

Gegen ein Uhr mittags Ortszeit befanden wir uns im Landeanflug auf den Logan International Airport.

Als wir tief über dem Hafen von Boston einschwebten, wirkte es so, als würde die Sonne, der wir den ganzen Tag hinterhergejagt waren, neben dem Flugzeug über das Wasser wandern und die Wolkenkratzer in Downtown einen nach dem anderen rammen: explodierende Säulen in Weiß und Blau, in Gold und Silber, ein Feuerwerk aus Glas und Stahl. *O my America, my new-found-land* – mein Land, wo der Buchmarkt fünfmal so groß ist wie der des Vereinigten Königreichs – *shine thy light on me!* Als ich am Einwanderungsschalter anstand, summte ich tatsächlich *The Star Spangled Banner*. Sogar der Bursche vom Ministerium für Heimatschutz – schlagender Beweis für die These: je volkstümlicher der Name einer Behörde, desto stalinistischer ihre Funktion – konnte meinen Optimismus nicht dämpfen. Er saß hinter seiner Glasscheibe und runzelte allein bei der Vorstellung, dass jemand dreitausend Meilen weit flog, um mitten im Winter vier Wochen auf Martha's Vineyard zu verbringen, die Stirn. Dann stellte er fest, dass ich Schriftsteller war. Sein Misstrauen hätte nicht größer sein können,

wenn ich im orangefarbenen Knastoverall vor ihm gestanden hätte.

»Welche Art Bücher schreiben Sie?«

»Autobiografien.«

Das verwirrte ihn offensichtlich. Er argwöhnte, dass ich mich über ihn lustig machte, war sich aber nicht ganz sicher.

»Ach, Autobiografien? Muss man dafür nicht berühmt sein?«

»Nicht mehr.«

Er schaute mich scharf an und schüttelte dann langsam den Kopf, wie Petrus an der Himmelpforte, voller Überdross angesichts eines weiteren Sünders, der sich den Zutritt zum Paradies erschleichen wollte.

»Nicht mehr«, wiederholte er mit grenzenlos angewidertem Gesichtsausdruck. Er nahm seinen Metallstempel und stempelte zweimal. Er gewährte mir dreißig Tage.

Als ich den Einwanderungsschalter hinter mir hatte, stellte ich mein Handy an. Es war eine Begrüßungs-SMS von Langs persönlicher Assistentin eingegangen, einer gewissen Amelia Bly, die sich dafür entschuldigte, dass sie keinen Fahrer habe schicken können, der mich vom Flughafen abholte. Stattdessen riet sie mir, für die Fahrt zum Fährhafen in Woods Hole den Bus zu nehmen, und versicherte mir, dass bei meiner Ankunft auf Martha's Vineyard ein Wagen auf mich warten würde. Ich kaufte mir die *New York Times* und den *Boston Globe* und schaute die beiden Zeitungen, während ich auf den Bus wartete, nach der Lang-Story durch. Nichts. Entweder war sie erst nach Redaktionsschluss bekannt geworden oder man hatte kein Interesse gehabt, sie überhaupt zu veröffentlichen.

Der Bus war fast leer. Ich saß vorn, in der Nähe des Fahrers. Wir schlängelten uns in südlicher Richtung durch das

Gewirr der Stadtautobahnen, verließen Boston und erreichten offenes Land. Die Temperatur lag ein paar Grad unter null, und der Himmel war klar, aber vor nicht allzu langer Zeit musste es noch geschneit haben. Der Schnee lag zu Wällen aufgetürmt neben der Straße und haftete an den höheren Zweigen der Bäume, die sich zu beiden Seiten in großen wogenden Wellen ausbreiteten. Neuengland ist im Wesentlichen das alte England auf Anabolika – breitere Straßen, größere Walder, weitere Räume; sogar der Himmel schien gewaltiger und prächtiger zu sein. Ich stellte mir den düsteren, feuchten Sonntagabend in London vor, schaute hinaus in den glitzernden Winternachmittag und hatte das angenehme Gefühl, Zeit zu gewinnen. Doch allmählich setzte auch hier die Dämmerung ein. Als wir Woods Hole erreichten und vor der Anlegestelle der Fähre hielten, muss es etwa sechs Uhr abends gewesen sein, und man konnte schon Mond und Sterne sehen.

Seltsamerweise erst jetzt, als ich das Hinweisschild für die Fähre sah, fiel mir ein, einen Gedanken auf McAra zu verwenden. Dass der Aspekt meines Auftrags, in die Fußstapfen eines Toten zu treten, keiner war, über den ich gern nachdachte, kann kaum überraschen, besonders nach dem Überfall auf mich. Doch während ich meinen Koffer zum Fahrkartenschalter rollte, mir ein Ticket besorgte und dann wieder hinaus in den bitterkalten Wind trat, war es ein Leichtes, sich vorzustellen, wie mein Vorgänger erst drei Wochen zuvor genau die gleichen Wege gegangen war. Er war natürlich betrunken gewesen, was ich nicht war. Ich schaute mich um. Jenseits des Parkplatzes befanden sich mehrere Kneipen. Ob er in einer von denen gewesen war? Gegen einen Drink hätte ich auch nichts einzuwenden gehabt. Aber dann würde ich vielleicht auf dem gleichen Bar-

hocker sitzen wie er, und das wäre dann doch gruselig, dachte ich, wie bei einer von diesen Rundfahrten zu Mordschauplätzen in Hollywood. Stattdessen stellte ich mich an der Passagierschlange an und versuchte im Sonntagsmagazin der *Times* zu lesen, wobei ich mich zum Schutz gegen den Wind der Wand zudrehte. Dort hing ein Holzschild, auf das die Worte IM GANZEN LAND ERHÖHTE GEFÄHRDUNGSTUFE gemalt waren. Es war zu dunkel, um das Meer zu sehen, aber ich konnte es riechen.

Wenn man erst einmal angefangen hat, über etwas nachzudenken, ist es oft ein Problem, dass man nicht mehr damit aufhören kann. Die meisten Fahrer, die auf die Erlaubnis warteten, an Bord kommen zu dürfen, hatten wegen der Heizung den Motor laufen. Unwillkürlich suchte ich nach einem ockerfarbenen Ford Escape. Und auch dann, als ich an Bord ging und die scheppernden Metallstufen des Treppenschachts zum Passagierdeck hinaufstieg, fragte ich mich, ob McAra wohl den gleichen Weg genommen hatte. Hör auf damit, sagte ich mir, du machst dich wegen nichts und wieder nichts verrückt. Aber wahrscheinlich gehören Geister und Ghostwriter von Natur aus zusammen. Ich saß im vermieteten Passagierraum und studierte die offenen, ehrlichen Gesichter meiner Mitreisenden. Als sich die Fähre schließlich rüttelnd vom Anlegeplatz löste, faltete ich die Zeitung zusammen und ging auf dem Oberdeck ins Freie.

Es ist erstaunlich, wie das Zusammenwirken von Kälte und Dunkelheit alles verändert. An einem Sommerabend war die Überfahrt nach Martha's Vineyard sicherlich ein Vergnügen. Ein großer gestreifter Schornstein wie aus dem Bilderbuch; dem Wasser zugewandte blaue Plastiksitzreihen, die über das gesamte Deck verlaufen; Familien in Shorts und T-Shirts, die Teenager gelangweilt, die Väter

aufgekratzt. An diesem Januarabend jedoch lag das Deck verlassen da. Der von Cape Cod herüberblasende Nordwind schnitt durch Jacke und Hemd und verursachte mir eine Gänsehaut. Die Lichter von Woods Hole verblassten. An der Einfahrt in den Sund passierten wir eine Markierungsboje, die sich wie rasend hin und her warf, als wollte sie sich von einem Unterwassermonster losreißen. Die Glocke bimmelte im Rhythmus der Wellen wie eine Totenglocke, und der Gischt sprühte wie der gallige Geifer einer Hexe.

Ich vergrub die Hände in den Taschen, zog den Kopf zwischen die Schultern und taperte unsicher zur Steuerbordseite hinüber. Die Reling war nur hüfthoch, und zum ersten Mal wurde mir bewusst, wie leicht McAra über Bord gegangen sein konnte. Ich musste mich festhalten, um nicht auszurutschen. Rick hatte recht. Die Trennlinie zwischen Unfall und Selbstmord ist nicht klar definiert. Man konnte sich umbringen, ohne jemals richtig darüber nachgedacht zu haben. Der bloße Akt des Sich-zu-weit-Vorlehns und die Frage, wie kalt wohl das Wasser sei, kann einen vornüberkippen lassen. Man würde auf das wogende schwarze Eiswasser aufschlagen, drei Meter untertauchen, und bevor man wieder an die Oberfläche kam, wäre das Schiff vielleicht schon hundert Meter weiter. Ich hoffte, McAra hatte genug Schnaps intus gehabt, um sein Entsetzen zu betäuben, aber ich bezweifelte, dass irgendein Betrunkener auf dieser Welt nicht wieder nüchtern wurde, wenn er in Wasser stürzte, dessen Temperatur nur einen halben Grad über dem Gefrierpunkt lag.

Niemand hatte seinen Sturz bemerkt! Das war das andere. Das Wetter war heute nicht annähernd so schlecht wie vor drei Wochen, und trotzdem war keine Menschenseele

an Deck. Und dann fing ich richtig an zu zittern. Mir klapperten die Zähne wie bei einer aufziehbaren Blechpuppe.

Ich ging nach unten, um mir an der Bar einen Drink zu genehmigen.

*

Wir umrundeten den West-Chop-Leuchtturm und erreichten den Fährhafen von Vineyard Haven kurz vor sieben Uhr abends. Als wir anlegten, rasselten die Ketten, und dann gab es einen dumpfen Schlag, bei dem ich fest die Treppe hinuntergestürzt wäre. Ich hatte kein Begrüßungskomitee erwartet, was auch gut war, denn es war keines da, nur ein älterer Inseltaxifahrer, der einen aus einem Notizbuch herausgerissenen Zettel mit meinem falsch geschriebenen Namen in die Höhe hielt. Als er mein Gepäck in den Kofferraum wuchtete, wirbelte der Wind ein großes Stück durchsichtige Plastikfolie auf, das sich verknäulte und dann flatternd über die Eisplatten des Parkplatzes trieb. Am Himmel wimmelte es von weißen Sternen.

Ich hatte mir einen Reiseführer für die Insel gekauft, sodass ich eine vage Vorstellung davon hatte, was mich erwartete. Im Sommer bevölkern hunderttausend Menschen die Insel, aber wenn die Urlauber ihre Ferienwohnungen verrammeln und für den Winter westwärts ziehen, bleiben gerade einmal fünfzehntausend übrig. Das sind die zähen Eingeborenen der Insel, Leute, die das Festland »Amerika« nennen. Es gibt ein paar Landstraßen, eine Ampel und Dutzende von langen sandigen Wegen, die zu Orten mit Namen wie Squibnocket Pond und Job's Neck Cove führen. Während der ganzen Fahrt musterte mich mein Fahrer mit seinen wässrigen Augen im Rückspiegel, sagte aber kein

einziges Wort. Als sich unsere Blicke zum zwanzigsten Mal trafen, fragte ich mich, ob es einen Grund dafür gab, warum er sich über die Fuhre ärgerte. Vielleicht hielt ich ihn von etwas ab. Allerdings konnte man sich kaum vorstellen, wovon. Die Straßen rund um den Fährhafen lagen größtenteils wie ausgestorben da, und nachdem wir Vineyard Haven hinter uns gelassen hatten und auf die Inselhauptstraße eingebogen waren, gab es außer Dunkelheit nichts mehr zu sehen.

Ich war jetzt seit siebzehn Stunden unterwegs. Ich wusste nicht, wo ich war oder wie die Landschaft aussah, durch die ich fuhr, nicht mal, wohin ich fuhr. Alle Versuche, ein Gespräch anzufangen, waren fehlgeschlagen. Außer meinem Spiegelbild in der kalten, dunklen Fensterscheibe sah ich nichts. Ich fühlte mich, als hätte ich den äußersten Rand der Welt erreicht, wie ein englischer Forscher aus dem 17. Jahrhundert, dessen erste Begegnung mit den eingeborenen Wampanoag kurz bevorstand. Ich gähnte laut und hielt mir schnell den Handrücken vor den Mund.

»Entschuldigung«, sagte ich zu den geisterhaften Augen. »Wo ich herkomme, ist jetzt schon Mitternacht.«

Er schüttelte den Kopf. Erst wusste ich nicht, ob die Geste Mitgefühl oder Missfallen ausdrückte, dann begriff ich, was er mir sagen wollte: *Es hat keinen Zweck, mit mir zu reden, ich bin taub.* Ich starrte wieder aus dem Fenster.

Schließlich kamen wir an eine Kreuzung, wo wir links nach – so meine Vermutung – Edgartown abbogen, eine Ortschaft, die aus weißen Schindelhäusern mit weißen Latenzäunen, kleinen Gärten und Veranden bestand und von verschnörkelten viktorianischen Straßenlaternen beleuchtet war. Neun von zehn Häusern lagen dunkel da, aber in den wenigen gelb leuchtenden Fenstern sah ich flüchtig Öl-

gemälde mit Segelschiffen und backenbärtigen Vorfahren vorbeihuschen. Am Fuß des Hügels, jenseits der Old Whaling Church, warf ein großer, dunstiger Mond sein silbriges Licht über die Schindeldächer und ließ die Umrisse der Masten im Hafen hervortreten. Aus ein paar Schornsteinen kringelte Holzrauch. Ich kam mir vor, als führe ich in eine Filmkulisse für *Moby Dick*. Die Scheinwerfer beleuchteten kurz ein Hinweisschild für die Fähre nach Chappaquiddick, und kurz darauf hielten wir vor dem Hotel Lighthouse View.

Ich stellte mir die Veranda im Sommer vor: übersät mit Eimern, Spaten und Keschern, vor der Tür Schnursandalen, eine Spur aus feinem weißem Sand, die vom Strand heraufführte – etwas in der Art. Außerhalb der Saison knarzte und krachte der große alte Holzbau jedoch wie ein Segelboot, das auf ein Riff aufgelaufen war. Schätzungsweise wartete das Management bis zum Frühling, bevor es die stellenweise aufgeplatzte Farbe durch einen frischen Anstrich ersetzte und die Salzkruste von den Fenstern wusch. In der Dunkelheit donnerte die Brandung. Ich stand mit meinem Koffer in der Hand auf den Holzbohlen und schaute fast wehmütig dem Taxi hinterher, dessen Rücklichter hinter der Hausecke verschwanden.

In der Lobby überreichte mir eine Hotelangestellte, die als viktorianisches Hausmädchen mit weißer Spitzenhaube herausgeputzt war, eine Nachricht aus Langs Büro. Man werde mich morgen früh um zehn Uhr abholen, zwecks Identifizierung durch die Sicherheitsleute solle ich meinen Pass bereithalten. Allmählich kam ich mir vor wie auf einer Schnitzeljagd: Sobald ich einen Standort erreichte, übergab man mir einen neuen Katalog mit Anweisungen, um zum nächsten Punkt vorzurücken. Das Hotel war leer, das Restaurant dunkel. Man sagte mir, dass ich jedes Zimmer ha-

ben könne, das ich wolle, und so suchte ich mir eines im ersten Stock aus, in dem ein Schreibtisch stand und Fotografien von Old Edgartown an der Wand hingen: das John Coffin House, zirka 1890, und der Walfänger *Splendid* in der Osborn-Werft, zirka 1870. Nachdem das Mädchen gegangen war, legte ich den Laptop, meine Fragenliste und die Geschichten, die ich aus den Sonntagsblättern herausgerissen hatte, auf den Schreibtisch und streckte mich auf dem Bett aus.

Ich schlief sofort ein und wachte um zwei Uhr morgens wieder auf, als mich pünktlich wie Big Ben meine innere Uhr weckte. Ich suchte zehn Minuten lang nach der Minibar, bevor ich merkte, dass es gar keine gab. Einer plötzlichen Eingebung folgend, rief ich Kates Privatnummer in London an. Ich hatte keine Ahnung, was genau ich ihr eigentlich sagen wollte. Wie auch immer, es hob niemand ab. Anstatt wieder aufzulegen, fing ich unwillkürlich an, unzusammenhängendes Zeug auf ihren Anrufbeantworter zu sprechen. Sie war wahrscheinlich schon früh zur Arbeit gegangen. Oder sie war über Nacht gar nicht zu Hause gewesen. Das gab mir natürlich Stoff zum Nachdenken, was ich dann auch gebührend tat. Die Tatsache, dass ich niemandem außer mir selbst einen Vorwurf machen konnte, hob meine Laune kein bisschen. Ich duschte und legte mich wieder ins Bett, machte die Nachttischlampe aus und zog mir die klamme Bettdecke bis ans Kinn. Alle paar Sekunden tauchte das langsam pulsierende Licht des Leuchtturms mein Zimmer in ein fahl glühendes Rot. Ich muss Stunden so gelegen haben, mit weit offenen Augen, vollkommen wach und doch wie ein Geist. So verstrich meine erste Nacht auf Martha's Vineyard.

Die Landschaft, die sich am Morgen aus der Dämmerung löste, war flaches Schwemmland. Jenseits der Straße, die unter meinem Fenster vorbeiführte, verlief ein Bach, dann kam eine Schilffläche und dahinter der Strand und das Meer. Ein hübscher viktorianischer Leuchtturm mit einem glockenförmigen Dach und einem schmiedeeisernen Balkon blickte über die Meerenge zu einer etwa eine Meile entfernten langen, flachen Landzunge. Das musste Chappaquiddick sein. Über dem seichten, gekräuselten Wasser stieg eine Formation aus Hunderten von winzigen weißen Seevögeln in die Höhe, dicht geschlossen wie ein Fischschwarm, vollführte scharfe Zickzackbewegungen und stieß wieder herab.

Ich ging nach unten und bestellte mir ein riesiges Frühstück. Von dem kleinen Zeitungsständer neben der Rezeption nahm ich mir die *New York Times*. Die Geschichte, nach der ich suchte, war im Auslandsteil begraben und dort – um ein Höchstmaß an Unauffälligkeit zu gewährleisten – weit unten auf der Seite ein zweites Mal begraben:

London (AP) – Der frühere britische Premierminister Adam Lang genehmigte nach Berichten von Londoner Sonntagszeitungen den illegalen Einsatz britischer Spezialtruppen, um in Pakistan vier mutmaßliche El-Kaida-Terroristen festzunehmen und zu Verhören an die CIA zu übergeben.

Die britischen Staatsbürger Nasir Ashraf, Shakeel Qazi, Salim Khan und Faruk Ahmed wurden vor fünf Jahren in der pakistanischen Stadt Peschawar festgenommen. Alle vier wurden angeblich an geheime Orte außer Landes gebracht und dort gefoltert. Nasir Ashraf soll bei den Verhören gestorben sein. Shakeel Qazi, Salim Khan und Faruk

Ahmed waren anschließend drei Jahre in Guantanamo interniert. Heute befindet sich nur noch Faruk Ahmed in amerikanischem Gewahrsam.

Laut Dokumenten, die der Londoner *Sunday Times* vorliegen, hat Adam Lang die »Operation Tempest«, ein geheimes Kommandounternehmen der Eliteeinheit Special Air Services (SAS) zur Verschleppung der vier Männer, persönlich genehmigt. Eine derartige Operation hätte sowohl gegen britisches als auch internationales Recht verstoßen.

Das britische Verteidigungsministerium lehnte gestern Abend einen Kommentar bezüglich der Echtheit der Dokumente oder der Existenz einer »Operation Tempest« ab. Eine Sprecherin vom Adam Lang erklärte, der ehemalige Premierminister habe nicht die Absicht, eine Stellungnahme abzugeben.

Ich las den Artikel dreimal durch. Er schien nicht viel herzugeben. Oder doch? Inzwischen konnte man das nicht mehr so genau sagen. Der moralische Kompass funktioniert nicht mehr so präzise, wie er das früher einmal tat. Methoden, die für unsere Väter jenseits des Erlaubten lagen, sogar während des Kampfes gegen die Nazis – Folter beispielsweise –, gelten heute anscheinend als annehmbares zivilisiertes Verhalten. Ich ging davon aus, dass die zehn Prozent der Bevölkerung, die solche Dinge beunruhigten, von dem Bericht entsetzt waren – vorausgesetzt, dass sie ihn überhaupt jemals zu Gesicht bekamen. Die restlichen neunzig Prozent zuckten wahrscheinlich nur die Achseln. Die freie Welt unternahm einen Spaziergang auf die dunkle Seite – was erwarteten die Leute?

Ich hatte ein paar Stunden totzuschlagen, bis der Wagen

mich abholen würde, also spazierte ich über die Holzbrücke zum Leuchtturm und dann nach Edgartown hinein. Bei Tageslicht kam mir der Ort sogar noch leerer vor als am Abend zuvor. Eichhörnchen sausten ungestört über die Gehwege und flitzten an Baumstämmen hinauf. Ich kam bestimmt an über zwanzig dieser pittoresken Walfangkapitänshäuser aus dem 19. Jahrhundert vorbei, und nicht eines machte den Eindruck, als wäre es bewohnt. Die *Wid-
vw* 'j *Walks* genannten Ausgucke vorn und an den Seiten der Häuser lagen verlassen da. Keine Frauen, in schwarze Schultertücher gehüllt, die traurig hinaus auf See blickten und daraufwarteten, dass ihr Mannsvolk heimkehrte – was vermutlich daran lag, dass das gesamte Mannsvolk in der Wall Street war. Die Restaurants waren geschlossen, die kleinen Boutiquen und Galerien leer geräumt. Ich hatte mir eigentlich eine winddichte Jacke kaufen wollen, aber kein Geschäft hatte geöffnet. In den Auslagen der Schaufenster nur Staub und vertrocknete Insektenhüllen. »Danke für die tolle Saison!« stand auf den Schildern. »Auf Wiedersehen im Frühjahr!«

Im Hafen das Gleiche. Die vorherrschenden Farben dort waren Grau und Weiß – graues Meer, weißer Himmel, graue Schindeln auf den Dächern, weiße Schindeln an den Hauswänden, nackte weiße Flaggenmasten, verwitterte blaugraue und grüngraue Pfähle an der Pier, auf denen dazu passende Möwen in Grau und Weiß hockten. Als hätte man für die Farbgestaltung des gesamten Ortes Martha Stewart engagiert – Motto: »Mensch und Natur«. Sogar die Sonne, die diskret über Chappaquiddick schwebte, glänzte in geschmackvoll blassem Weiß.

Ich hob schützend eine Hand über die Augen und blinzelte zu dem Strandabschnitt mit den abgeschiedenen Fe-

rienhäusern hinüber. Dort hatte die Karriere von Senator Edward Kennedy ihre katastrophale Wendung genommen. Laut meinem Reiseführer war ganz Martha's Vineyard eine Sommerspielwiese für die Kennedys gewesen, die gern für einen Tag von Hyannisport herübergesegelt kamen. Da gab es diese Geschichte, wie John F. Kennedy – das war während seiner Amtszeit als Präsident – an der privaten Anlegestelle des Edgartown Yacht Club sein Boot hatte festmachen wollen, dann aber abdrehte, als er an Land die in beträchtlicher Anzahl stehenden Clubmitglieder sah, alle samt Republikaner, die mit verschränkten Armen darauf warteten, ob er es wagen würde anzulegen. Das war in dem Sommer gewesen, bevor er erschossen wurde.

Die wenigen noch vor Anker Hegenden Jachten waren mit Winterplanen abgedeckt. Außer einem einsamen Fischerboot mit Außenborder, das zu den Hummerfallen unterwegs war, rührte sich nichts. Ich saß eine Zeit lang am Strand und wartete, ob irgendetwas passieren würde. Möwen stießen kreischend herab. Am Metallmast einer Jacht schepperten die Leinen im Wind. In der Ferne war Hämmern zu hören, ein Haus wurde für den Sommer renoviert. Ein alter Mann führte einen Hund aus. Abgesehen davon, geschah in einer Stunde nichts, was einen Schriftsteller irgendwie von seiner Arbeit hätte ablenken können. Es war das, was sich ein Nichtschriftsteller unter einem Schriftstellerparadies vorstellte. Kein Wunder, dass McAra durchgedreht hatte.

VIER

»Der Ghostwriter steht auch unter dem Druck vonseiten des Verlegers, etwas Kontroverses auszugraben, was dieser einsetzen kann, um die Vorabdruckrechte zu verkaufen und zum Zeitpunkt des Erscheinens Öffentlichkeit herzustellen.«

»GHOSTWRITER«

Es war mein alter Freund, der taube Taxifahrer, der mich später am Morgen abholte. Weil man mir ein Hotel in Edgartown gebucht hatte, war ich natürlich davon ausgegangen, dass sich auch Rhineharts Anwesen im Ort selbst befand. Es gab ein paar große Häuser mit Blick über den Hafen und sanft abfeilenden Gärten, die bis zu privaten Liegeplätzen hinunterreichten. Für mich waren das die vollendeten Milliardärsimmobilien – was einem zeigt, wie ignorant ich bezüglich dessen war, was man sich mit ernst zu nehmendem Reichtum kaufen kann. Stattdessen verließen wir die Stadt, fuhren den Wegweisern nach West Tisbury folgend etwa zehn Minuten durch flache, dicht bewaldete Landschaft und bogen dann, bevor ich überhaupt merkte, dass sich zwischen den Bäumen eine Lücke auftat, links in einen abschüssigen, unbefestigten Sandweg.

Bis zu diesem Augenblick waren mir Straucheichen unbekannt gewesen. Vielleicht sind sie in vollem Grün schön. Allerdings bezweifle ich, dass die Natur in ihrer gesamten Flora-Abteilung einen deprimierenderen Anblick zu bieten hat als Meile um Meile dieser verkrüppelten, aschfarbenen Zwergbäume in ihrem Winterkleid. Ein paar krause braune Blätter waren der einzige Beleg dafür, dass sie vielleicht einmal lebende Organismen gewesen waren. Auf den knapp drei Meilen, die wir holpernd und rumpelnd auf dem schmalen Waldweg zurücklegten, kam uns nur eine einzige Kreatur zu Gesicht, nämlich ein überfahrenes Stinktier. Wir erreichten schließlich ein verschlossenes Tor. Aus der versteinerten Wildnis tauchte wie aus dem Nichts ein Mann mit einem Klemmbrett auf, der den unverwechselbaren dunklen Crombie-Mantel und die unverwechselbaren schwarz glänzenden Oxford-Schuhe eines britischen Polizeibeamten in Zivil trug.

Ich kurbelte das Fenster auf meiner Seite herunter und reichte ihm meinen Pass. In der Kälte hatte sein großes, verdrossenes Gesicht die Farbe von Ziegelstein, seine Ohren die von Terrakotta angenommen: kein Mensch, der mit seinem Los zufrieden war. Er sah aus, als hätte man ihn zunächst für zwei Wochen als Leibwächter einer Prinzessin in der Karibik eingeteilt, um ihn dann in letzter Minute hierher zu beordern. Mit finsterem Gesichtsausdruck hakte er auf seiner Liste meinen Namen ab, dann wischte er sich einen großen klaren Tropfen von der Nasenspitze und drehte eine Inspektionsrunde um das Taxi. Ich konnte die unaufhörlich rollende Brandung hören, die irgendwo auf einen Strand donnerte. Er kam wieder zur Beifahrerseite, gab mir den Pass zurück und sagte – zumindest bildete ich mir ein, dass er das sagte –: »Willkommen im Irrenhaus.«

Ich wurde plötzlich nervös, was man mir hoffentlich nicht anmerkte, denn der erste Eindruck, den ein Ghost hervorruft, ist äußerst entscheidend. Ich versuche, niemals Nervosität zu zeigen. Ich bemühe mich immer um professionelles Auftreten. Mein Dresscode ist der eines Chamäleons: Was immer ich vermute, was mein Auftraggeber trägt, das versuche auch ich zu tragen. Für einen Fußballer ziehe ich möglichst Turnschuhe an, für einen Popsänger eine Lederjacke. Für meine allererste Begegnung mit einem früheren Premierminister hatte ich mich gegen einen Anzug entschieden – zu förmlich: ich hätte wie ein Anwalt oder Steuerberater ausgesehen – und stattdessen ein hellblaues Hemd, eine konservative gestreifte Krawatte, ein Sportsakko und graue Hosen gewählt. Die Haare waren ordentlich gekämmt, die Zähne geputzt, der Deoroller gerollt. Ich war so starkklar, wie ich nur sein konnte. *Irrenhaus?* Hatte er das wirklich gesagt? Ich drehte mich noch einmal zu dem Polizeibeamten um, aber der war schon nicht mehr zu sehen.

Das Tor schwang auf, der Weg beschrieb eine Kurve, und wenige Sekunden später konnte ich einen ersten Blick auf das Rhinehart-Anwesen werfen: vier würfelförmige Holzbauten – eine Garage, ein Geräteschuppen, zwei Wohngebäude für das Personal – und genau geradeaus das Haus selbst. Es besaß nur zwei Stockwerke, war aber von imposanter Ausdehnung, mit einem langen, niedrigen Dach und zwei großen quadratischen Ziegelschornsteinen von der Sorte, wie man sie manchmal bei Krematorien sah. Alles andere war aus Holz, und obwohl das Haus neu war, hatte es schon die verwitterte, silbrig graue Färbung von Gartenmöbeln angenommen, die man ein Jahr lang im Freien hatte stehen lassen. Die hohen Fenster an der Vor-

derseite, die so schmal wie Schießscharten waren, die graue Farbe, die Blockhütten im Hintergrund, der Wald drumherum, die Wachen am Tor, all das ähnelte einem von Albert Speer entworfenen Feriendomizil. Ich musste an die Wolfsschanze denken.

Noch bevor der Wagen hielt, öffnete sich die Haustür. Ein weiterer Wachpolizist erschien – weißes Hemd, schwarze Krawatte, graue Jacke mit Reißverschluss – und bat mich mit ernstem Gesicht in die Eingangshalle. Während er schnell meine Schultertasche durchsuchte, schaute ich mich um. Meine Arbeit hat mich schon mit jeder Menge reicher Leute zusammengeführt, aber ich glaube nicht, dass ich jemals zuvor das Haus eines Milliardärs betreten habe. An den glatten weißen Wänden hing eine afrikanische Maske neben der anderen. Beleuchtete Vitrinen präsentierten Holzschnitzarbeiten und primitive Tonfiguren mit gewaltigen Phalli und Torpedobrüsten – von der Art, wie sie unartige Kinder zeichnen, wenn der Lehrer ihnen den Rücken zuwendet. Der Sammlung mangelte es an jedweder Sachkenntnis, Schönheit oder intellektueller Bedeutung. (Wie ich später erfuhr, saß die erste Mrs Rhinehart im Stiftungsrat des Metropolitan Museum of Art; Rhineharts zweite Ehefrau war eine Bollywood-Schauspielerin, die fünfzig Jahre jünger war als er und die er auf Anraten seiner Bankiers geheiratet hatte, um den indischen Markt zu knacken.)

Irgendwo im Inneren des Hauses brüllte eine Frau mit britischem Akzent: »Das ist doch vollkommen *lächerlich!*« Eine Tür knallte, dann stöckelte eine elegante Blonde in dunkelblauem Blazer und Rock auf High Heels durch den Korridor. Sie trug ein schwarz-rotes A4-Ringbuch unter dem Arm.

»Amelia Bly«, sagte sie mit starrem Lächeln. Sie war

wahrscheinlich fünfundvierzig, konnte aber aus einiger Entfernung für zehn Jahre jünger durchgehen. Sie hatte wunderschöne, klare blaue Augen, trug aber zu viel Make-up – als arbeitete sie in der Kosmetikabteilung eines Kaufhauses und war gezwungen worden, die gesamte Produktpalette auf einmal vorzuführen. Ich nahm an, dass sie die heute Morgen von der *Times* erwähnte Sprecherin war. »Leider ist Adam in New York und wird erst irgendwann am Nachmittag wieder zurück sein.«

»Weißt du was? Vergiss, was ich gerade gesagt habe!«, brüllte die unsichtbare Frau. »Das ist nicht nur absolut lächerlich, es ist einfach *beschissen!*«

Amelias Lächeln wurde noch um eine Idee breiter, wodurch sich in ihren glatten rosafarbenen Wangen winzige Risse auftaten.

»Oje. Tut mir schrecklich leid. Aber ich fürchte, unsere arme alte Ruth hat mal wieder ›einen von diesen Tagen‹.«

Ruth. Inmitten der afrikanischen Stammeskunst hallte der Name kurz nach wie ein warnender Trommelwirbel oder das Schwirren eines fliegenden Speers. Es war mir nie in den Sinn gekommen, dass Langs Frau hier sein könnte. Ich hatte angenommen, sie sei zu Hause in London. Sie war berühmt für ihre Selbstständigkeit, unter anderem.

»Wenn es gerade nicht passt...«, sagte ich.

»Nein, nein. Sie will Sie unbedingt kennenlernen. Sie trinken jetzt einen Kaffee, und ich hole Ruth. Wie ist das Hotel?«, fragte Amelia, wobei sie sich halb zu mir umdrehte. »Ruhig?«

»Wie ein Grab.«

Ich nahm dem Sicherheitsbeamten meine Tasche ab und folgte ihr, umhüllt von einer Duftwolke, ins Innere des Hauses. Mir fiel auf, dass sie sehr schöne Beine hatte. Ihre

Nylonstrümpfe knisterten beim Gehen. Sie führte mich in einen Raum mit cremefarbenen Ledermöbeln, schenkte mir aus einer Kanne, die auf einer Anrichte in der Ecke stand, eine Tasse Kaffee ein und verschwand wieder. Mit der Tasse in der Hand stand ich eine Zeit lang vor der Terrassentür und ließ meinen Blick über den rückwärtigen Teil des Anwesens schweifen. Wahrscheinlich wuchsen keine empfindlichen Pflanzen auf diesem unwirtlichen Stück Erde, jedenfalls gab es nirgends irgendwelche Blumenbeete, nur eine große Rasenfläche, die nach etwa hundert Metern in stoppeliges braunes Gestrüpp überging. Dahinter lag unter dem unermesslichen Himmel aus Aluminium ein See, so glatt wie eine Stahlplatte. Nach links stieg das Gelände bis zu den Dünen leicht an, dahinter lag der Strand. Das Meer konnte ich nicht hören. Die Glastüren waren zu dick – kugelsicher, wie ich später erfuhr.

Hastiges Morsegeklapper aus dem Gang verriet mir, dass Amelia Bly im Anmarsch war.

»Es tut mir schrecklich leid. Ruth ist im Moment leider zu beschäftigt. Sie lässt sich entschuldigen, Sie sehen sie dann später.« Amelias Lächeln war ein klein wenig härter geworden. Es sah so natürlich aus wie ihr Nagellack. »Wenn Sie ausgetrunken haben, zeige ich Ihnen die Arbeitsräume.«

Sie bestand darauf, dass ich vor ihr die Treppe hinaufging.

Das Haus, so erklärte sie mir, sei so gebaut, dass sich alle Schlafzimmer im Erdgeschoss befänden und der Wohnbereich darüber. Als wir das riesige offene Wohnzimmer betraten, verstand ich, warum. Die der Küste zugewandte Seite war ganz aus Glas. Nichts von Menschenhand Gemachtes lag im Blickfeld: nur der See, das Meer und der

Himmel. Eine Urlandschaft, unverändert seit zehntausend Jahren. Durch das schalldichte Glas und die Fußbodenheizung entstand der Eindruck, man sei in einer luxuriösen Zeitkapsel ins Neolithikum zurückgeschleudert worden.

»Nettes Haus«, sagte ich. »Nachts vielleicht ein bisschen einsam.«

»Wir sind nicht zur Erholung hier«, sagte Amelia.

Ich folgte ihr in ein an den Wohnraum angrenzendes großes Bürozimmer, wo Marty Rhinehart wahrscheinlich in den Ferien arbeitete. Die Aussicht war hier ähnlich, außer dass aus diesem Winkel das Meer besser zur Geltung kam als der See. Die Regale waren voll von Büchern über deutsche Militärgeschichte. Die Sonne und die salzhaltige Luft hatten die Buchrücken mit den Hakenkreuzen ausgebleicht. Es gab zwei Schreibtische – einen kleineren in einer Ecke, an dem eine Sekretärin vor einem Computer saß, und einen größeren, der bis auf die Fotografie von einem Rennboot und dem Modell einer Segeljacht gänzlich leer war. Das sauertöpfische alte Skelett, das auf dem Foto am Steuer des Bootes stand, war Marty Rhinehart. Er widerlegte das alte Sprichwort, man könne nie zu dünn oder zu reich sein.

»Wir sind ein kleines Team«, sagte Amelia. »Ich, Alice hier ...« Das Mädchen in der Ecke schaute auf. »... und Lucy, die gerade mit Adam in New York ist. Jeff, der Fahrer, ist auch in New York, er kommt heute Nachmittag mit dem Wagen aus New York zurück. Sechs Mann Personenschutz, vom Staat – drei sind hier, drei sind im Augenblick bei Adam. Wir brauchen dringend noch eine Kraft, und wenn es nur für den Umgang mit den Medien ist. Aber Adam kann sich nicht dazu durchringen, jemanden für Mike einzustellen. Sie waren eine Ewigkeit zusammen.«

»Und wie lange sind Sie schon bei ihm?«

»Acht Jahre. Ich habe in Downing Street gearbeitet. Hier bin ich auf Abordnung vom Cabinet Office.«

»Bedauernswertes Cabinet Office.«

Sie lächelte ihr Nagellacklächeln. »Am meisten vermisse ich meinen Mann.«

»Sie sind verheiratet? Mir ist aufgefallen, dass Sie keinen Ring tragen.«

»Kann ich nicht, leider. Er ist zu groß. Piepst, wenn ich am Flughafen durch die Sicherheitsschranke gehe.«

»Ah.« Wir beide verstanden uns perfekt.

»Außerdem beschäftigen die Rhineharts ein vietnamesisches Ehepaar, das hier im Haus wohnt. Aber die beiden sind so diskret, Sie werden sie kaum bemerken. Die Frau kümmert sich um den Haushalt, der Mann um den Garten. Dep und Duc.«

»Wer ist wer?«

»Duc ist der Mann. Was haben Sie gedacht?«

Sie zog einen Schlüssel aus einer Tasche ihres gut geschnittenen Blazers, schloss einen großen Metallschrank auf und nahm einen Aktenkarton heraus.

»Der darf diesen Raum nicht verlassen«, sagte sie und stellte den Karton auf den Schreibtisch. »Keine Kopien. Sie können sich Notizen machen, aber ich muss Sie daran erinnern, dass Sie eine Vertraulichkeitserklärung unterschrieben haben. Sie haben sechs Stunden, bis Adam aus New York zurückkommt. Ich werde Ihnen zum Lunch ein Sandwich hochbringen lassen. Alice, wir gehen. Wir wollen den Herrn nicht von seiner Arbeit abhalten.«

Nachdem sie gegangen waren, setzte ich mich am Schreibtisch auf den ledernen Drehsessel, packte meinen Laptop aus, schaltete ihn ein und erstellte ein Dokument

mit dem Titel »Lang MS«. Dann lockerte ich meine Krawatte, nahm die Armbanduhr ab und legte sie neben den Karton auf den Schreibtisch. Ich gönnte mir ein paar Sekunden, um auf Rhineharts Sessel hin und her zu wippen und dabei den Meerblick und das allgemeine Gefühl zu genießen, Herrscher über die Welt zu sein. Dann klappte ich den Deckel des Kartons auf, nahm das Manuskript heraus und fing an zu lesen.

*

Alle guten Bücher sind verschieden, aber alle schlechten sind exakt gleich. Dass dem so ist, weiß ich, weil ich im Lauf meiner Arbeit einen Haufen schlechter Bücher gelesen habe – Bücher, die so schlecht waren, dass sie nicht einmal veröffentlicht wurden, was ein ziemliches Kunststück ist, wenn man bedenkt, was alles veröffentlicht *wird*.

Was diese schlechten Bücher alle gemein haben – egal, ob Romane oder Memoiren –, ist Folgendes: *Sie klingen nicht wahr*. Ich behaupte nicht, dass der Inhalt eines Buches notwendigerweise wahr *sein* muss, man muss ihn nur für wahr *halten*, so lange man das Buch liest. Ein Verlegerfreund von mir nennt das den Wasserflugzeugtest, nach einem Film über die Menschen in London, dessen erste Szene den Helden auf dem Weg zu seiner Arbeit zeigt: Er landet mit seinem Wasserflugzeug auf der Themse. Von da an, so mein Freund, war es sinnlos, noch weiter zuzuschauen.

Adam Langs Memoiren fielen beim Wasserflugzeugtest durch.

Es lag nicht daran, dass die Tatsachen notwendigerweise falsch waren – in diesem Stadium war ich noch gar nicht

in der Lage, das zu beurteilen –, es lag mehr daran, dass das ganze Manuskript sich irgendwie falsch anfühlte, so als befände sich in seinem Zentrum ein Hohlraum. Es bestand aus sechzehn Kapiteln, in chronologischer Folge: »Die frühen Jahre«, »Der Weg in die Politik«, »Kampf um die Führung«, »Partei im Wandel«, »Sieg an der Wahlurne«, »Reform der Regierung«, »Nordirland«, »Europa«, »Das besondere Verhältnis«, »Die zweite Amtszeit«, »Die Kampf-ansage des Terrors«, »Krieg gegen den Terror«, »Kurs halten«, »Kein Zurückweichen«, »Der Abschied«, »Eine hoffnungsvolle Zukunft«. Jedes Kapitel war zwischen dreißig und sechzig Seiten lang und weniger geschrieben als aus Reden, offiziellen Protokollen, Kommunikés, Memoranden, Interviewabschriften, Terminkalendern, Parteimanifesten und Zeitungsartikeln zusammengestückt. Gelegentlich erlaubte sich Lang ein privates Gefühl (»als unser drittes Kind auf die Welt kam, war ich überglücklich«), eine persönliche Beobachtung (»der amerikanische Präsident war viel größer, als ich erwartet hatte«) oder eine scharfe Bemerkung (»als Außenminister schien es Richard Rycart des Öfteren vorzuziehen, Anliegen anderer Länder an Großbritannien heranzutragen als umgekehrt«) – allerdings nicht sehr häufig und ohne sonderlich große Wirkung. Und wo war seine Frau? Sie wurde kaum erwähnt.

»Ein Haufen Scheiße«, hatte Rick das genannt. Eigentlich war es noch schlimmer. Scheiße hatte wenigstens, um Gore Vidal zu zitieren, eine ihr eigene Integrität. Dieses Manuskript war ein Haufen Nichts. Es war peinlich präzise und insgesamt dennoch eine Lüge – zwangsläufig, dachte ich. Kein menschliches Wesen konnte durchs Leben gehen und so wenig dabei fühlen. Vor allem nicht so jemand wie Adam Lang, dessen politisches Kapital sein emotiona-

les Einfühlungsvermögen war. Ich blätterte vor zum Kapitel »Krieg gegen den Terror«. Wenn es etwas gab, was den amerikanischen Leser interessieren könnte, dann müsste es hier stehen. Ich überflog die Seiten auf der Suche nach Worten wie »außerordentliche Überstellung«, »Folter«, »CIA«. Ich fand nichts, und natürlich wurde auch die »Operation Tempest« nicht erwähnt. Und der Krieg im Nahen Osten? Hier würden sich doch bestimmt einige milde Worte der Kritik am Präsidenten der USA finden, an seinem Verteidigungs- oder Außenminister, irgendein Hinweis auf Verrat oder Enttäuschung, irgendein Knüller aus den Kullissen oder ein bis dato geheimes Dokument. Nein. Nichts. Nirgends. Ich musste würgen, im wörtlichen wie übertragenen Sinn, blätterte wieder zurück und fing von vorn an zu lesen.

Irgendwann musste mir Alice, die Sekretärin, ein Thunfischsandwich und eine Flasche Mineralwasser gebracht haben, am Nachmittag sah ich nämlich beides zufällig am Rand des Schreibtischs stehen. Aber ich war zu beschäftigt, um eine Pause einzulegen, außerdem hatte ich keinen Hunger. Mir wurde sogar langsam gründlich übel, während ich mich durch die sechzehn Kapitel quälte und an der senkrechten weißen Felswand aus konturloser Prosa nach einem winzigen interessanten Halt suchte, an den ich mich festklammern konnte. Kein Wunder, dass sich McAra von der Martha's-Vineyard-Fähre gestürzt hatte. Kein Wunder, dass Maddox und Kroll nach London geflogen waren, um den Versuch zu unternehmen, das Projekt noch zu retten. Kein Wunder, dass sie mir fünfzigtausend Dollar die Woche zahlten. All diese scheinbar bizarren Ereignisse entpuppten sich angesichts des katastrophalen Manuskripts als absolut logisch. Jetzt war es *meine* Reputation, die sich im

Sturzflug befand, festgeschnallt auf dem Rücksitz von Adam Langs Kamikaze-Wasserflugzeug. Auf Verlagsfesten würde man mit dem Finger auf mich zeigen, auf den Ghost, der am größten Flop der Literaturgeschichte mitgewirkt hatte – vorausgesetzt, man würde mich jemals wieder auf ein Verlagsfest einladen. In einem plötzlichen paranoiden Geistesblitz glaubte ich meine wahre Rolle in dieser Operation zu erkennen: die des Sündenbocks.

Gegen drei Uhr las ich den letzten Satz der sechshunderteinundzwanzig Seiten («was immer die Zukunft auch bringen mag, Ruth und ich sehen ihr hoffnungsvoll entgegen»). Ich legte das Manuskript auf den Tisch, presste die Hände an die Backen und riss Mund und Augen weit auf: eine passable Imitation von Edvard Munchs *Der Schrei*.

In diesem Augenblick hörte ich ein Räuspern, schaute auf und sah Ruth Lang, die in der Tür stand. Bis zum heutigen Tag weiß ich nicht, wie lange sie schon da gestanden hatte. Sie hob eine schmale schwarze Augenbraue.

»So schlecht?«, sagte sie.

*

Sie trug einen dicken, konturlosen weißen Männerpullover. Die Ärmel waren so lang, dass man nur ihre abgekauten Fingernägel sehen konnte. Nachdem wir die Treppe hinuntergegangen waren, zog sie sich noch eine hellblaue Windjacke über. Als ihr blasses Gesicht wieder aus der Kragenöffnung auftauchte, schnitt sie eine Grimasse, und das kurze dunkle Haar stand ab wie die Schlangenhaare der Medusa.

Sie hatte einen Spaziergang vorgeschlagen. Ich sähe aus, als hätte ich einen nötig, meinte sie, womit sie durchaus recht hatte. Sie suchte mir die winddichte Jacke ihres Man-

nes heraus, die perfekt passte, und ein Paar wasserdichter Stiefel, die zum Inventar des Hauses gehörten, und zusammen stapften wir hinaus in die stürmische Atlantikluft. Wir folgten dem Weg, der außen um den Rasen herumführte, und stiegen auf die Dünen. Zu unserer Rechten lag der kleine See mit einer Anlegestelle, neben der ein Ruderboot, das man über die Schilfbeete gezogen hatte, kieloben am Ufer lag. Links erstreckte sich der graue Ozean. Vor uns lagen ein paar Meilen nackter weißer Sand. Ich drehte mich um und sah hinter uns das gleiche Bild, mit Ausnahme eines Polizeibeamten, der einen Mantel trug und uns in etwa fünfzig Schritten Entfernung folgte.

»Das muss Ihnen doch auf die Nerven gehen«, sagte ich und nickte hinüber zu unserer Eskorte.

»Das ist jetzt schon so lange so, dass ich es gar nicht mehr wahrnehme.«

Wir stemmten uns gegen den Wind. Aus der Nähe sah der Strand nicht mehr so idyllisch aus. Zerbrochene, sonderbar geformte Plastikteile, Teerklumpen, ein vor Salz steifer dunkelblauer Segeltuchschuh, eine Kabeltrommel aus Holz, tote Vogel, Gerippe und Knochenstücke – es war, als wanderten wir an einer sechsspurigen Autobahn entlang. Die großen, ans Ufer schlagenden und sich dann wieder zurückziehenden Wellen hörten sich wie vorbeirauschende Sattelschlepper an.

»Also«, sagte Ruth. »Wie schlecht ist es?«

»Sie haben es nicht gelesen?«

»Nicht ganz.«

»Tja«, sagte ich höflich. »Ein bisschen muss man schon noch dran arbeiten.«

»Wieviel?«

Kurz kam mir das Wort »Hiroshima« in den Sinn.

»Man kann's hinbekommen«, sagte ich, weil es wohl machbar war: Schließlich hatte man auch Hiroshima wieder hinbekommen. »Das Problem ist der Abgabetermin. Wir haben vier Wochen, keinen Tag länger. Das heißt, keine zwei Tage pro Kapitel.«

»Vier Wochen!« Sie ließ ein dunkles, ziemlich dreckiges Lachen hören. »Sie kriegen ihn nie dazu, so lang stillzusitzen.«

»Er muss es ja nicht selbst schreiben. Dafür werde ich bezahlt. Er muss nur mit mir reden.«

Sie hatte die Kapuze hochgezogen. Ihr Gesicht konnte ich nicht sehen, nur die weiße, scharf geschnittene Nasenspitze. Alle sagten, dass sie intelligenter sei als ihr Mann und dass sie das Leben auf dem Gipfel sogar noch mehr genoss als er. Wenn er zu Staatsbesuchen ins Ausland reiste, begleitete sie ihn gewöhnlich: Sie weigerte sich, zu Hause herumsitzen. Man brauchte sich die beiden nur im Fernsehen anzuschauen, um zu wissen, wie gern sie sich in seinem Erfolg sonnte. Adam und Ruth Lang: die Kraft und die Herrlichkeit. Sie blieb stehen und wandte sich dem Meer zu. Die Hände hatte sie tief in den Taschen vergraben. Ein Stück weiter hinten, als spielte er »Ochs vorm Berg«, blieb auch der Polizeibeamte stehen.

»Sie waren meine Idee«, sagte sie.

Ich schwankte im Wind. Fast wäre ich nach vorn gekippt »Wirklich?«

»Ja. Weil Sie Christys Buch geschrieben haben.«

Es dauerte einen Augenblick, bis ich darauf kam, wen sie meinte. Christy Costello. Ich hatte schon lange nicht mehr an ihn gedacht. Er war mein erster Bestseller. Die intimen Memoiren eines Rockstars aus den Siebziger. Alkohol, Drogen, Mädchen, ein fast tödlicher Autounfall, Opera-

tion und schließlich Wiederherstellung und -auferstehung in den Armen einer guten Frau. Die Geschichte hatte alles. Man konnte sie seinem Grunge-Teenager-Töchterchen oder seiner frömmelnden Uroma unter den Weihnachtsbaum legen, und beide wären gleich glücklich gewesen. Allein von der Hardcover-Ausgabe wurden in Großbritannien dreihunderttausend Stück verkauft.

»Sie kennen *Christy*?« Das konnte ich mir fest nicht vorstellen.

»Letzten Winter waren wir in seinem Haus auf Musique. Ich habe in seinen Memoiren gelesen. Das Buch lag neben dem Bett.«

»Das ist mir jetzt unangenehm.«

»Wieso denn? Es ist brillant, auf eine schreckliche Art brillant. Wenn man sich beim Abendessen Christys chaotische Geschichten anhört und dann liest, wie Sie aus diesem Durcheinander etwas gemacht haben, was einer Biografie gleicht ... Zu Adam habe ich damals sofort gesagt: ›Das ist der Bursche, den du für dein Buch brauchst.««

Ich lachte. Ich konnte nicht anders. »Nun ja«, sagte ich. »Ich hoffe doch, dass die Erinnerungen Ihres Mannes nicht ganz so nebulös sind wie die von Christy.«

»Darauf würde ich nicht setzen«, sagte sie. Sie schlug die Kapuze zurück und atmete tief durch. In natura sah sie besser aus als im Fernsehen. Die Kamera konnte ihre amüsierte Geistesgegenwart, die Lebhaftigkeit ihres Gesichts nicht einfangen. »Gott, was habe ich Heimweh«, sagte sie. »Obwohl die Kinder schon alle aus dem Haus und auf der Uni sind. Dauernd sag ich's ihm – ist genauso, als wäre ich Napoleons Frau auf Sankt Helena.«

»Warum fliegen Sie nicht einlach zurück nach London?«

Eine Zeit lang sagte sie nichts, blickte nur hinaus aufs

Meer und biss sich auf die Lippe. Dann schaute sie mich tzierend an. »Diese Vertraulichkeitserklärung haben Sie doch unterschrieben, oder?«

»Natürlich.«

»Ganz bestimmt?«

»Rufen Sie in Sid Krolls Büro an.«

»Ich will das nämlich nicht nächste Woche in irgendeiner Klatschkolumne lesen oder im nächsten Jahr in einem miesen kleinen Enthüllungsbüchlein von Ihnen.«

»Moment mal!« Ihre Gehässigkeit erstaunte mich. »Haben Sie nicht gerade erst gesagt, dass das alles Ihre Idee war? Ich habe nicht darum gebeten herzukommen.«

Sie nickte. »Okay. Also, dann sage ich Ihnen jetzt, warum ich nicht nach Hause kann, unter uns. Im Augenblick stimmt irgendwas nicht ganz mit Adam. Ich hab ein bisschen Angst, ihn allein zu lassen.«

Junge, Junge, dachte ich. Das wird ja immer besser.

»Ja, richtig«, sagte ich diplomatisch. »Amelia hat mir erzählt, dass Mikes Tod ihn ziemlich aus der Fassung gebracht hat.«

»Ach ja, hat sie das? Seit wann *Mrs Bly* eine derart kundige Expertin der emotionalen Befindlichkeit meines Mannes ist, das würde ich sehr gern wissen.« Hätte sie gefaucht und die Krallen ausgefahren, hätte das ihre Gefühle auch nicht unmissverständlicher zum Ausdruck bringen können. »Der Verlust von Mike macht natürlich alles noch schlimmer, aber das ist es nicht allein. Der Verlust der Macht, das ist das eigentliche Problem. Ohne Macht einfach nur darsitzen und Jahr für Jahr alles noch einmal durchmachen zu müssen. Die Presse lässt einfach nicht locker, es geht immer weiter: Was hat er getan? Was hat er nicht getan? Er wird die Vergangenheit nicht los, verstehen Sie? Er

kann nicht weiterleben.« Sie machte eine hilflose Geste hin zum Meer, zum Sand, zu den Dünen. »Er sitzt fest. Wir sitzen beide fest.«

Als wir zurück zum Haus gingen, hakte sie sich bei mir unter. »Oje«, sagte sie. »Sie fragen sich sicher jetzt schon, auf was Sie sich da eingelassen haben.«

*

Als wir zurückkamen, herrschte im Haus wesentlich mehr Trubel als vorher. Vor dem Eingang parkte eine Limousine, ein dunkelgrüner Jaguar mit Washingtoner Nummer, und dahinter stand ein schwarzer Minivan mit dunklen Scheiben. Als ich die Haustür öffnete, hörte ich mehrere Telefone gleichzeitig klingeln. Gleich hinter der Tür saß ein freundlicher grauhaariger Mann in einem billigen braunen Anzug. Er unterhielt sich mit einem der Wachpolizisten und trank dabei eine Tasse Tee. Als er Ruth Lang sah, sprang er zackig auf. Was für einen Heidenrespekt die alle vor ihr haben, dachte ich.

»Tag, Ma'am.«

»Hallo, Jeff, wie war's in New York?«

»Höllisches Chaos, wie immer. Wie am Piccadilly Circus zur Rushhour.« Er sprach mit einem pffiffigen Londoner Akzent. »Hab schon gedacht, ich schaff's nicht mehr pünktlich.«

Ruth wandte sich zu mir. »Wenn Adam landet, wollen sie immer schon mit dem Wagen abfahrbereit am Flugplatz stehen.« Sie fing an, sich aus ihrer Windjacke zu winden, was einige Zeit in Anspruch zu nehmen versprach. In diesem Augenblick bog Amelia Bly um die Ecke. Das Handy klemmte zwischen gepolsterter Schulter und gemeißeltem

Kinn, während die geschickten Finger den Reißverschluss eines Diplomatenkoffers zuzogen. »Bestens, bestens, ich sag's ihm.« Sie nickte Ruth zu und sprach weiter. »Am Donnerstag ist er in Chicago ...« Dann schaute sie zu Jeff und tippte auf ihre Armbanduhr.

»Wisst ihr was? *Ich* fahre heute zum Flugplatz«, sagte Ruth plötzlich und zog sich die Windjacke wieder herunter. »Amelia kann hierbleiben und sich die Nägel oder sonst was polieren. Kommen Sie doch mit«, fugte sie an mich gewandt hinzu. »Adam kann's gar nicht erwarten, Sie kennenzulernen.«

Eins zu null für die Ehefrau, dachte ich. Doch halt: In feinsten Tradition des britischen Staatsdieners landete Amelia einen Konter. »Dann fahr ich im zweiten Wagen mit«, sagte sie und klappte mit einem lieblichen Lächeln ihr Handy zu. »Da kann ich auch meine Nägel polieren.«

Jeff öffnete Ruth eine der Hintertüren des Jaguars, während ich um den Wagen herumging und mir fast den Arm ausrenkte, als ich die andere Tür aufzog. Ich rutschte auf den Ledersitz, und mit einem zischenden Ploppen schloss sich hinter mir die Tür.

»Das Baby ist gepanzert, Sir«, sagte Jeff in den Rückspiegel und fuhr los. »Wiegt zweieinhalb Tonnen. Selbst wenn sie uns alle vier Reifen platt schießen, schaffen wir noch hundert Meilen pro Stunde.«

»Verschon uns, Jeff, bitte«, sagte Ruth gut gelaunt. »Glaub kaum, dass ihn das interessiert.«

»Die Fenster sind zweieinhalb Zentimeter dick. Lassen sich nicht runterkurbeln, falls Sie auf die Idee kommen sollten. Luftdicht verschlossen gegen Anschläge mit chemischen und biologischen Waffen, Sauerstoff für eine Stunde. Da staunen Sie, was? In diesem Augenblick, Sir, sind Sie

wahrscheinlich sicherer, als Sie es jemals in Ihrem Leben gewesen sind oder jemals wieder sein werden.«

Ruth fing an zu lachen und verzog das Gesicht. »Jungs und ihr Spielzeug.«

Die Außenwelt war stumm und weit weg. Wir glitten so ruhig und leise über den Waldweg, als fuhren wir auf Gummi. Wie im Mutterleib, dachte ich: das herrliche Gefühl vollkommener Sicherheit. Wir fuhren über das tote Stinktier, ohne dass der große Wagen auch nur mit der geringsten Vibration darauf reagierte.

»Nervös?«, fragte Ruth.

»Nein. Warum? Sollte ich?«

»Überhaupt nicht. Sie werden sehen, er ist geradezu märchenhaft charmant. Mein Märchenprinz!« Weder ließ sie ihr kehliges, maskulines Lachen hören. »Gott«, sagte sie, während sie aus dem Fenster schaute. »Was bin ich froh, wenn ich diese Bäume nicht mehr sehen muss. Kommt einem vor, als würde man in einem Zauberwald leben.«

Ich schaute mich kurz zu dem Minivan um, der dicht hinter uns fuhr. Ich verstand, dass das zu einer Sucht werden konnte. Ich gewöhnte mich schon jetzt daran. Diese Gewohnheit wieder aufzugeben, wenn man sich erst einmal damit vertraut gemacht hatte, würde genauso schwerfallen, wie sich von seiner Mama abzunabeln. Aber angesichts der Bedrohung durch den Terrorismus würde Lang das nie müssen. Er würde nie selbst fahren, geschweige denn für einen Bus anstehen müssen. Er wurde verhätschelt und in Watte gepackt wie ein Romanow vor der Revolution.

Wir verließen den Wald, bogen zuerst links in die Hauptstraße ein, dann fast sofort wieder nach rechts ab und befanden uns schon auf dem Flugplatzgelände. Überrascht schaute ich aus dem Fenster auf die große Startbahn.

»Wir sind schon da?«

»Im Sommer hat's Marty ganz gern, wenn er um vier aus seinem Büro in Manhattan rauskann und dann um sechs schon am Strand ist.«

»Er benutzt einen Privatjet, nehme ich mal an«, sagte ich. Ein Versuch, mich ein wenig weltgewandt zu zeigen.

»Natürlich benutzt er einen Privatjet.«

Nach dem Blick, den Ruth mir daraufhin zuwarf, kam ich mir vor wie ein Bauerntrampel, der sich gerade mit seinem Fischmesser Butter aufs Brötchen geschmiert hatte. *Natürlich benutzt er einen Privatjet.* Man kauft sich kein Dreißig-Millionen-Dollar-Haus und fährt dann mit dem Bus hin. Der Mann musste einen Öko-Fußabdruck haben wie ein Yeti. Mir wurde bewusst, dass so ziemlich jeder, den die Langs in jenen Tagen kannten, einen Privatjet besaß. Und tatsächlich traf Lang höchstpersönlich in diesem Moment in einer konzerneigenen Gulfstream ein. Der Jet fiel aus dem dämmerigen Himmel und schwebte dicht über die düsteren Kiefern. Jeff trat aufs Gas, und eine Minute später hielten wir vor dem kleinen Flughafengebäude. Nach einer großspurigen Kanonade knallender Autotüren gingen wir hinein – Ruth, Amelia, Jeff, einer der Personenschützer und ich. Drinnen wartete schon ein Streifenbeamter der Polizei von Edgartown. An der Wand hinter ihm hing ein verblasstes Begrüßungsfoto mit Bill und Hillary Clinton beim Verlassen der Air Force One anlässlich irgendeines skandalumwitterten Präsidentenurlaubs.

Der Privatjet rollte über die Landebahn. Er war dunkelblau, neben der Tür stand in goldenen Lettern HAL-LINGTON, und er war größer als das übliche Phallussymbol von Vorstandsvorsitzenden. Er hatte einen steil aufragenden Schwanz und sechs Fenster an jeder Seite. Als der Jet

schließlich zum Stehen kam und die Motoren abgestellt wurden, legte sich eine überraschend tiefe Stille über das verlassene Flugfeld.

Die Tür öffnete sich, die Stufen wurden heruntergeklappt, und zwei Sicherheitsbeamte der Special Branch stiegen aus. Einer ging schnurstracks auf das Flughafengebäude zu. Der andere blieb unten vor den Stufen stehen und machte die üblichen Kopfbewegungen, um das leere Flugfeld zu überprüfen: Er schaute nach oben, nach links und rechts, hinter sich. Lang selbst schien es nicht eilig zu haben. Im diffusen Licht im Flugzeuginneren konnte ich verschwommen sehen, wie er dem Piloten und einem Steward die Hand schüttelte. Dann trat er – fast zögernd, wie mir schien – in die Tür und blieb oben an den Stufen kurz stehen. Er trug seine Aktentasche selbst, was er als Premierminister nie getan hatte. Der Wind fuhr unter den Rücken seines Jacketts und zupfte an seiner Krawatte. Er strich sich das Haar glatt. Dann schaute er sich um, als versuchte er sich daran zu erinnern, weshalb er eigentlich hier war. Die Szene war drauf und dran, ins Peinliche umzukippen, als er uns plötzlich hinter der großen Glasscheibe entdeckte und begriff, dass wir ihn beobachteten. Er zeigte auf uns, winkte und grinste, genau wie er es in seinen besten Zeiten getan hatte, aber sofort war dieser besondere Augenblick – was auch immer gerade in ihm vorgegangen sein mochte – wieder vorüber. Gefolgt von einem dritten Sicherheitsbeamten und einer jungen Frau, die einen Rollkoffer hinter sich herzog, schritt er forsch über das Flugfeld, wobei er die Aktentasche von einer Hand in die andere wechselte.

Wir wandten uns vom Fenster ab und kamen gerade rechtzeitig, um ihn am Ankunftsschalter zu begrüßen.

»Hallo, Liebling«, sagte er, beugte sich vor und gab Ruth einen Kuss. Seine Haut hatte eine leicht orangefarbene Tönung. Ich bemerkte, dass er Make-up trug.

Sie streichelte ihm über den Arm. »Wie war New York?«

»Fabelhaft. Sie haben mir die Gulfstream Four gegeben ... die für die Transatlantikflüge, mit Betten und Dusche. Hallo, Amelia. Hallo, Jeff.« Er sah mich. »Hallo«, sagte er. »Und wer sind Sie?«

»Ich bin Ihr Ghost«, antwortete ich.

In der Sekunde, als ich es sagte, bereute ich es schon. Der Satz war als geistreich und ironisch selbstkritisch gedacht gewesen, als etwas, was das Eis brechen sollte. Ich hatte ihn sogar vor meiner Abreise in London geübt. Aber irgendwie traf ich damit hier draußen, auf diesem verlassenem Flugplatz, in dieser grauen und stillen Gegend, genau den falschen Ton. Lang zuckte zusammen.

»Ach ja, richtig«, sagte er unsicher. Er schüttelte mir zwar die Hand, zog aber gleichzeitig den Kopf etwas zurück, so als wollte er mich aus einer sichereren Entfernung begutachten.

Gott, dachte ich, er hält mich für geistesgestört

»Mach dir keine Sorgen«, sagte Ruth zu ihm. »Er benimmt sich nicht immer wie ein Trottel.«

FÜNF

»Für den Ghostwriter ist es von entscheidender Bedeutung,
dass der Kunde sich in seiner Gesellschaft rundum wohlfühlt.«
»GHOSTWRITER«

»Brillanter Einstieg«, sagte Amelia auf der Rückfahrt »Lernt man so was auf der Ghostwriter-Schule?«

Wir saßen nebeneinander auf dem Rücksitz des Minivans. Vor uns saßen die Sekretärin, die gerade aus New York eingeflogen war – sie hieß Lucy –, und die drei Personenschützer. Durch die Windschutzscheibe konnte ich den direkt vor uns fahrenden Jaguar mit den Langs sehen. Es wurde langsam dunkel. In den Lichtkegeln der zwei Scheinwerferpaare ragten die verkrüppelten Strauchweiden bedrohlich auf.

»Das war besonders taktvoll«, fuhr sie fort, »weil Sie den Job eines Toten übernehmen.«

»Schon gut«, stöhnte ich. »Es reicht.«

»Aber eins muss man Ihnen lassen«, sagte sie, schaute mich mit ihren großen blauen Augen an und sprach dann so leise weiter, dass nur ich sie hören konnte. »Sie können sich als fast einziges Exemplar der menschlichen Rasse rühmen, dem Ruth Lang zu vertrauen scheint. Woran mag das liegen, was meinen Sie?«

»Über Geschmack lässt sich nicht streiten.«

»Wie wahr. Vielleicht glaubt sie, dass Sie nach ihrer Pfeife tanzen.«

»Vielleicht. Was weiß ich?« Mich in einen Zickenkrieg hineinziehen zu lassen war das Letzte, was ich brauchen konnte. »Hören Sie, Amelia ... Ich darf Sie doch Amelia nennen? Ich bin nur hier, um ein Buch zu schreiben, ich habe keine Lust, mich in irgendwelche Palastintrigen verwickeln zu lassen.«

»Natürlich nicht. Sie wollen einfach Ihren Job machen und dann wieder verschwinden.«

»Sie machen sich schon wieder lustig.«

»Sie machen's einem aber auch einfach.«

Danach hielt ich eine Zeit lang den Mund. Ich verstand, warum Ruth sie nicht mochte. Amelia war eine Spur zu clever und mehrere Spuren zu blond für ein auskömmliches Miteinander, besonders aus Sicht einer Frau. Während ich so neben ihr saß und ihren Chanel-Duft inhalierte, kam mir sogar der Gedanke, dass sie vielleicht eine Affäre mit Lang hatte. Das würde eine Menge erklären. Am Flugplatz hatte er sich ihr gegenüber auffällig kühl benommen, und ist das nicht immer das sicherste Zeichen? Das würde jedenfalls diese Vertraulichkeitsparanoia zwischen den beiden erklären. Der Stoff würde ausreichen, um die Revolverblätter auf Wochen glücklich zu machen.

Wir hatten etwa die Hälfte des Feldwegs hinter uns gebracht, als Amelia sagte: »Sie haben mir noch nicht erzählt, was Sie von dem Manuskript halten.«

»Soll ich ehrlich sein? Ich hab mich nicht mehr so amüsiert, seit ich die Memoiren von Leonid Breschnew gelesen habe.« Sie lächelte nicht. »Ich verstehe nicht, wie so was passieren kann«, fuhr ich fort. »Ihr habt doch noch vor gar

nicht so langer Zeit das Land regiert. Hattet ihr da keinen mit Englisch als Muttersprache dabei?«

»Mike ...«, begann sie und brach dann wieder ab. »Ich will über Tote nicht schlecht reden.«

»Warum bei denen eine Ausnahme machen?«

»Also gut: Mike. Das Problem war, dass Adam gleich am Anfang Mike beauftragt hatte, sich um alles zu kümmern, und der arme Mike ist in der Arbeit einfach untergegangen. Nachdem er für die Recherchen nach Cambridge verschwunden war, haben wir ihn ein Jahr lang kaum noch zu Gesicht bekommen.«

»Cambridge?«

»Na klar, Cambridge, da lagern die *Lang Papers*. Sie haben doch wohl Ihre Hausaufgaben gemacht, oder? Zweitausend Kartons Dokumente. Zweihundertfünfzig Meter Regale. Eine Million einzelne Schriftstücke, so ungefähr ... Keiner hat sich jemals die Mühe gemacht, die alle zu zählen.«

»Und McAra hat das alles durchgeschaut?« Ich konnte es nicht glauben. Meine Vorstellung von präziser Recherchearbeit bestand darin, mich mit allem einzudecken, was Google an ungenauen Informationen zu bieten hatte, und mich dann mit einem Tonbandgerät eine Woche lang mit meinem Arbeitgeber zusammenzusetzen.

»Nein«, sagte sie gereizt. »Natürlich hat er sich nicht jeden einzelnen Karton angeschaut. Aber es hat gereicht, dass er, als er schließlich wieder aufgetaucht ist, völlig überarbeitet und ausgepowert war. Ich glaube, er hat einfach den Überblick verloren. Anscheinend hat das eine krankhafte Depression ausgelöst, obwohl das damals keinem von uns aufgefallen ist. Er hat sich danach nicht einmal mit Adam zusammengesetzt, um mit ihm das ganze Material noch ein-

mal durchzugehen, sondern erst kurz vor Weihnachten, und da war es natürlich schon viel zu spät.«

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte ich und drehte mich so auf meinem Sitz, dass ich ihr ins Gesicht sehen konnte. »Sie wollen mir erzählen, dass ein Mann, der zehn Millionen Dollar dafür bekommt, dass er seine Memoiren schreibt, das ganze Projekt jemandem anvertraut, der nichts über die Produktion von Büchern weiß, und dass er diesem Mann dann auch noch gestattet, sich ein Jahr lang auf eigene Faust rumzutreiben?«

Amelia legte einen Finger an die Lippen und deutete mit den Augen nach vorn. »Sie sind ziemlich laut. Für einen Geist.«

»Aber ein ehemaliger Premierminister«, flüsterte ich, »der muss sich doch darüber im Klaren sein, wie wichtig die Memoiren für ihn sind.«

»Wenn Sie meine ehrliche Meinung hören wollen, ich glaube nicht, dass Adam jemals auch nur die geringste Absicht hatte, das Buch binnen zwei Jahren abzuliefern. Und er hat geglaubt, das geht schon in Ordnung so. Also hat er alles an Mike übergeben, als Belohnung dafür, dass er ihm so viele Jahre die Stange gehalten hat. Doch als Marty Rhinehart Adam dann klargemacht hat, dass er auf seinem Vertrag bestehen wird, und als dann die Leute im Verlag das Manuskript, das Mike ihnen geliefert hat, gelesen haben ...« Ihre Stimme verlor sich.

»Hätte er nicht einfach das Geld zurückzahlen und wieder bei null anfangen können?«

»Ich glaube, die Antwort darauf kennen Sie besser als ich.«

»Sein Vorschuss wäre nicht annähernd so hoch gewesen.«

»Zwei Jahre nach seinem Ausscheiden aus dem Amt? Er hätte nicht mal die Hälfte bekommen.«

»Und keiner hat das vorausgesehen?«

»Ich habe Adam mehr als einmal darauf angesprochen. Aber Geschichte interessiert ihn eigentlich nicht... hat ihn nie interessiert, nicht mal seine eigene. Ihm war viel wichtiger, dass seine Stiftung ins Rollen kommt.«

Ich lehnte mich zurück. Ich begriff, wie leicht das alles hatte geschehen können: Aus McAra, dem Parteisoldaten, wird McAra, der Stachanow der Archive, der blind gewaltige Mengen an sinnlosen Fakten auftürmt; Lang, immer schon ein Mann für das größere Bild – »die Zukunft, nicht die Vergangenheit«: war das nicht einer seiner Slogans? –, auf bejubelter Vortragstournee, schon immer mehr dem Leben im Jetzt als der Beschäftigung mit der Vergangenheit zugetan; dann die schreckliche Erkenntnis, dass das große Memoirenprojekt in Schwierigkeiten gerät, gefolgt von, so nahm ich an, gegenseitigen Beschuldigungen, zerbröckelnden alten Freundschaften, Selbstmordängsten.

»Das muss für Sie alle hart gewesen sein.«

»Das war es auch. Vor allem nachdem man seine Leiche gefunden hat. Ich hatte mich bereit erklärt, die Identifizierung zu übernehmen, aber Adam fühlte sich verpflichtet, das selbst zu machen. Die Zeit war schrecklich. Nach so einem Selbstmord fühlt sich jeder schuldig. Also bitte, wenn es Ihnen nichts ausmacht, keine Witze über Geister mehr.«

Ich wollte sie gerade fragen, was sie von den Überstellungsgeschichten in den Wochenendzeitungen halte, als die Bremslichter des Jaguars aufleuchteten und wir anhielten.

»Da wären wir wieder«, sagte sie, und aus ihrer Stimme war ein Hauch Überdross herauszuhören. »*Home, Sweet Home.*«

Es war etwa halb sechs und schon ziemlich dunkel, und mit der untergehenden Sonne waren auch die Temperaturen gefallen. Ich stand neben dem Minivan, als Lang mit eingezogenem Kopf aus seinem Wagen stieg und hastig von der üblichen Traube aus Leibwächtern und Mitarbeitern durch die Tür geschoben wurde. Sie schafften ihn so schnell ins Innere des Hauses, dass man hätte glauben können, im Gebüsch sei ein Attentäter mit Zielfernrohr entdeckt worden. Im nächsten Augenblick gingen nacheinander in allen Fenstern an der Vorderseite des Hauses die Lichter an, und kurz konnte man den Eindruck gewinnen, als handelte es sich um ein Zentrum wirklicher Macht und nicht nur um deren nachklingende Parodie. Ich kam mir vor wie ein totaler Außenseiter, wusste nicht recht, was ich tun sollte, und mein Fauxpas am Flugplatz war mir immer noch furchtbar peinlich. Also blieb ich einfach noch eine Zeit lang draußen in der Kälte stehen. Zu meiner Überraschung war der, der mein Fehlen bemerkte und plötzlich wieder in der Tür auftauchte, Lang selbst.

»He, Mann!«, rief er mir zu. »Was um alles in der Welt machen Sie da draußen? Kümmert sich keiner um Sie ? Los, kommen Sie rein, wir trinken einen Schluck.«

Als ich durch die Haustür ging, berührte er mich an der Schulter und bugsierte mich zu dem Zimmer, in dem ich meinen Morgenkaffee getrunken hatte. Jacke und Krawatte hatte er schon abgelegt, er trug jetzt einen dicken grauen Pullover.

»Tut mir leid, dass ich Sie am Flugplatz nicht richtig begrüßen konnte. Was möchten Sie trinken?«

»Was gibt's denn?« Ich hoffte inständig, dass er mir etwas Alkoholisches anbieten würde.

»Eistee.«

»Einverstanden.«

»Wirklich? Ich würde mir ja liebend gern was Stärkeres genehmigen, aber dann bringt Ruth mich um.« Er rief einer der Sekretärinnen zu: »Lucy, Darling, sei so nett und sag Dep, dass sie uns Eistee bringen soll.« Er ließ sich in der Mitte des Sofas in die Polster fallen und breitete auf der Rückenlehne die Arme aus. »Sie müssen jetzt also einen Monat in meine Haut schlüpfen, Gott steh Ihnen bei!« Mit einer schnellen Bewegung schlug er die Beine übereinander und legte den rechten Fuß auf sein linkes Knie. Er trommelte mit den Fingern auf die Rückenlehne, wackelte mit dem rechten Fuß, betrachtete ihn einen Augenblick lang und wandte dann seine klaren Augen wieder mir zu.

»Ich hoffe für uns beide, dass wir die Sache einigermaßen problemlos über die Bühne kriegen«, sagte ich und zögerte kurz, weil ich nicht wusste, wie ich ihn nennen sollte.

»Adam«, sagte er. »Nennen Sie mich Adam.«

Wenn man einem sehr berühmten Menschen von Angesicht zu Angesicht gegenüber sitzt, kommt meiner Erfahrung nach immer der Augenblick, in dem man sich in einen Traum versetzt glaubt. Und dieses Gefühl hatte ich gerade: das authentische Erlebnis, nicht in meinem Körper zu stecken. Ich hatte das Gefühl, als schaute ich mir von der Decke aus dabei zu, wie ich im Haus eines milliarden schweren Medienmoguls eine anscheinend entspannte Unterhaltung mit einem Staatsmann von Weltrang führte. Er gab sich die allergrößte Mühe, nett zu mir zu sein. Er *brauchte* mich. Wirklich zum Brüllen, dachte ich.

»Danke«, sagte ich. »Ich muss gestehen, dass ich noch nie mit einem Expremierminister gesprochen habe.«

»Tja«, sagte er lächelnd. »Und ich habe noch nie mit einem Geist gesprochen, dann sind wir also quitt. Sid Kroll

behauptet, dass Sie der richtige Mann für den Job sind. Ruth meint das auch. Wie genau soll das Ganze jetzt ablaufen?»

»Ich werde Sie interviewen. Aus Ihren Antworten mache ich dann Prosa. Wo erforderlich, werde ich verbindende Passagen einbauen, wobei ich versuche, Ihre Stimme zu imitieren. Natürlich haben Sie hinterher die Möglichkeit zur Korrektur. Ich will Urnen ja keine Worte in den Mund legen, die Sie nie benutzen würden.«

»Und wie lange dauert das?«

»Für ein umfangreiches Buch führe ich gewöhnlich fünfzig, sechzig Stunden lange Interviews. Dabei kommen etwa tausendsechshundert Seiten Text heraus, die ich dann etwa auf ein Viertel zusammenstreiche.«

»Aber das Manuskript haben wir doch schon.«

»Schon«, sagte ich. »Aber, ehrlich gesagt, zur Veröffentlichung ist das nicht geeignet. Das sind Recherchenotizen, das ist kein Buch. Da ist nichts von einem persönlichen Stil zu spüren.« Lang verzog das Gesicht. »Andererseits«, fügte ich schnell hinzu, »ist die Arbeit nicht ganz umsonst gewesen. Man kann Fakten und Zitate rausziehen, und gegen den Aufbau, die sechzehn Kapitel, habe ich eigentlich auch nichts einzuwenden. Allerdings würde ich einen anderen Einstieg wählen, etwas Persönlicheres.«

Die vietnamesische Haushälterin brachte den Eistee. Sie war ganz in Schwarz gekleidet – schwarze Seidenhose, schwarzes kragenloses Hemd. Als sie mir das Glas gab, wollte ich mich vorstellen, aber sie wich meinem Blick aus.

»Sie haben die Geschichte von Mike gehört?«

»Ja«, sagte ich. »Tut mir leid.«

Lang wandte den Kopf zur Seite und schaute zu dem dunklen Fenster. »Wir sollten irgendwas Nettes über ihn einbauen. Wegen seiner Mutter, das würde ihr gefallen.«

»Das ist sicher kein Problem.«

»Er war lange bei mir. Schon seit der Zeit, bevor ich Premier wurde. Hat sich in der Partei hochgearbeitet. Ich habe ihn von meinem Vorgänger übernommen. Da glaubt man, dass man jemanden ziemlich gut kennt, und dann ...« Er zuckte die Achseln und starrte in die Nacht.

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, also hielt ich den Mund. Es hegt in der Natur meiner Arbeit, dass ich die Rolle des Beichtvaters übernehme. Im Lauf der Jahre habe ich gelernt, mich wie ein Therapeut zu verhalten – still dazusitzen und dem Patienten Zeit zu lassen. Ich fragte mich, was er da draußen sah. Nach etwa einer halben Minute schien ihm wieder einzufallen, dass ich auch noch im Zimmer war.

»Also dann. Wie lange brauchen Sie mich?«

»Fulltime ?« Ich nippte an dem viel zu süßen Tee und bemühte mich, dabei nicht das Gesicht zu verziehen. »Wenn wir knallhart arbeiten, müsste das Größte in einer Woche zu schaffen sein.«

»Eine Woche?« Er schaute mich kurz erschrocken an.

Ich widerstand der Versuchung, ihn darauf hinzuweisen, dass zehn Millionen Dollar für eine Woche Arbeit nicht gerade Mindestlohn sei. »Möglich, dass ich danach ab und an noch mal nachbohren muss, aber wenn Sie mir bis Freitag zur Verfügung stehen, dann habe ich genug beisammen, um den ersten Entwurf hier umzuschreiben. Wichtig ist, dass wir gleich morgen anfangen, damit wir schon mal die frühen Jahre abhaken können.«

»Gut. Je früher wir es hinter uns bringen, desto besser.« Plötzlich beugte Lang sich vor und stützte, das Glas zwischen den Händen, die Ellbogen auf die Knie – eine Haltung aufrichtiger Vertrautheit. »Ruth dreht hier draußen

noch völlig durch. Die ganze Zeit schon sag ich ihr, flieg nach London, besuch die Kinder, und ich schreib hier das Buch fertig. Aber sie will nicht. Übrigens, eins wollte ich Ihnen noch sagen, ich mag Ihre Arbeit.«

Ich verschluckte mich last an meinem Tee. »Sie haben was davon gelesen?« Ich versuchte mir vorzustellen, welcher Fußballer, Rockstar oder Realityshow-Teilnehmer wohl die Aufmerksamkeit des Premierministers erregt haben könnte.

»Klar«, sagte er, ohne mit der Wimper zu zucken. »Wir haben mal Urlaub gemacht mit einem Typen, der ...«

»Christy Costello?«

»Christy Costello! Fabelhaft. Wenn Sie einem Leben wie dem von Christy Hand und Fuß geben können, dann schaffen Sie das vielleicht sogar bei meinem.« Er sprang auf und schüttelte mir die Hand. »Schön, Sie an Bord zu haben, Mann. Gleich morgen früh geht's los. Ich sag Amelia Bescheid, dass sie einen Wagen rufen soll, der Sie ins Hotel zurückfährt.« Und dann fing er plötzlich an zu singen:

*Once in a lifetime
You get to have it all
But you never knew you had it
Till you go and lose it all.*

Er zeigte auf mich. »Christy Costello, ›Once in a Lifetime‹, neunzehnhundert... Irgendwann Ende der Siebziger ...« Er wackelte abschätzend mit einer Hand und reckte mit vor Konzentration halb geschlossenen Augen den Kopf vor. »Siebenundsiebzig ?«

»Achtundsiebzig.«

»Neunzehnhundertachtundsiebzig! Das waren noch Zeiten! Ah, ich spür's richtig, wie alles wieder hochkommt.«

»Heben Sie es sich für morgen auf«, sagte ich.

*

»Wie ist es gelaufen?«, fragte Amelia, als sie mich zur Tür brachte.

»Ganz gut, glaube ich. Alles sehr freundlich. Er hat mich dauernd ›Mann‹ genannt.«

»Ja«, sagte sie. »Das tut er immer, wenn er den Namen von jemanden vergessen hat.«

»Für morgen«, sagte ich, »brauche ich einen Raum, wo ich ungestört mit ihm sprechen kann. Dann eine Sekretärin, die parallel zum Interview seine Antworten niederschreibt – in jeder Pause kriegt sie von mir einen frischen Schwung Aufnahmen. Ich brauche für mich eine Kopie des schon existierenden Manuskripts auf Diskette ... Ja, ja, ich weiß«, sagte ich und hob beide Hände, um ihrem Einwand zuvorzukommen. »Die Diskette wird das Gebäude nicht verlassen. Aber ich brauche sie, damit ich das alte Material ausschneiden und in das neue einfügen kann, und außerdem, um es umzuschreiben, damit es sich wenigstens entfernt so anhört, als würde es von einem menschlichen Wesen stammen.«

Sie notierte alles in ihr schwarz-rotes Ringbuch. »Sonst noch was?«

»Heute Abend schon gegessen?«

»Gute Nacht«, sagte sie bestimmt und schloss die Tür.

Ein Wachpolizist fuhr mich nach Edgartown. Er war so griesgrämig wie sein Kollege am Tor. »Ich hoffe, Sie kriegen das mit dem Buch schnell hin«, sagte er. »Meine Kum-

pels und ich haben allmählich von dem Sandloch hier die Schnauze gestrichen voll.«

Er ließ mich am Hotel aussteigen und sagte, dass er mich morgen früh wieder abholen werde. Ich hatte gerade die Zimmertür aufgeschlossen, als mein Handy klingelte. Es war Kate.

»Geht's dir gut?«, fragte sie. »Ich hab deine Nachricht bekommen, du hast dich ein bisschen ... na ja, komisch angehört.«

»Ach ja? Tut mir leid. Bei mir ist alles in Ordnung.« Ich unterdrückte die plötzliche Eingebung, zu fragen, wo sie gewesen sei, als ich angerufen hatte.

»Und? Hast du ihn getroffen?«

»Hab ich. Ich komme gerade von ihm.«

»Und?« Bevor ich antworten konnte, sagte sie: »Und sag jetzt bloß nicht: *charmant*.«

Ich hielt mir kurz das Telefon vom Ohr und zeigte ihm den Mittelfinger.

»Da hast wirklich Talent für den richtigen Augenblick«, fuhr sie fort. »Hast du gestern Zeitung gelesen? Du bist wahrscheinlich der erste verbriefte Fall einer Ratte, die ein sinkendes Schiff betritt.«

»Natürlich hab ich Zeitung gelesen«, sagte ich zurückhaltend. »Ich werde ihn danach fragen.«

»Wann?«

»Wenn es sich ergibt.«

Ihre Reaktion glich einem explodierenden Geräusch, das es irgendwie schaffte, Ausgelassenheit, Wut, Verachtung und Unglaube in sich zu vereinen. »*Frag ihn*. Ja, frag ihn, warum er im Ausland widerrechtlich britische Staatsbürger kidnappt und zur Folter ausliefert. Frag ihn, ob er sich mit den CIA-Methoden auskennt, wie man Ertrinken

simuliert. Frag ihn, was er der Witwe und den Kindern des Mannes sagen will, der an einem Herzanfall ...«

»Warte, warte«, unterbrach ich sie. »Nach ›Ertrinken simuliert‹ war kurz die Verbindung weg.«

»Ich treffe mich mit jemand anderem«, sagte sie.

»Schön«, sagte ich und hängte auf.

Danach gab es nichts mehr zu tun, als nach unten in die Bar zu gehen und sich zu betrinken.

Die Bar war wie die Art von Örtlichkeit eingerichtet, in der Kapitän Ahab nach einem harten Tag an der Harpune gern auf einen Schluck vorbeischaute. Die Stühle und Tische waren aus alten Fässern gezimmert. An den mit groben Holzplanken verkleideten Wänden hingen alte Schlagnetze und Hummerfallen neben Buddelschiffen und sepiafarbenen Fotografien von Hochseefischern, die stolz neben ihrer toten, an Haken hängenden Beute posierten: Die Fischer waren inzwischen genauso tot wie die Fische, dachte ich, ein befriedigender Gedanke angesichts der Stimmung, in der ich mich befand. In dem großen Fernseher, der über der Theke hing, lief ein Eishockeyspiel. Ich bestellte ein Bier und einen Teller Muschelsuppe und setzte mich an einen Tisch, von wo aus ich den Bildschirm im Blick hatte. Ich verstehe zwar nichts von Eishockey, aber bei Sport kann ich immer wunderbar eine Zeit lang alles um mich herum vergessen. Ich schaue mir dann an, was gerade läuft.

»Sind Sie Engländer?«, fragte ein Mann, der an einem Tisch in der Ecke saß. Er musste gehört haben, wie ich bestellt hatte. Er war der einzige andere Gast.

»Genau wie Sie«, sagte ich.

»Stimmt. Auf Urlaub hier?«

Er hatte eine forsche »Na alter Junge wie wär's mit 'ner Runde Golf« Stimme. Das und das gestreifte Hemd mit

dem einfarbigen Kragen, der zweireihige Blazer mit den Messingknöpfen und dem blauen Seidentaschentuch in der Brusttasche sandten ein Signal aus, so klar wie das Blinken des Leuchtturms von Edgartown: Nervensäge, Nervensäge, Nervensäge.

»Nein, beruflich.« Ich schaute wieder dem Spiel zu.

»Welche Branche?« Er trank etwas Klares mit Eis und Zitronenscheibe. Wodka and Tonic? Gin and Tonic? Das Letzte, was ich wollte, war, mich in ein Gespräch verwickeln zu lassen.

»Mal dies, mal das. Entschuldigen Sie mich bitte.«

Ich stand auf, ging zur Toilette und wusch mir die Hände. Das Gesicht im Spiegel war das eines Mannes, der von den letzten vierzig Stunden sechs geschlafen hatte. Als ich in den Gasträum zurückkam, stand mein Essen auf dem Tisch. Ich bestellte noch ein Bier, verzichtete aber demonstrativ darauf, den anderen Gast auf einen Drink einzuladen. Ich spürte, dass er mich beobachtete.

»Hab gehört, Adam Lang ist auf der Insel«, sagte er.

Jetzt schaute ich ihn mir genau an. Er war etwa Mitte fünfzig, schlank, aber mit breiten Schultern. Kräftig. Das eisengraue Haar trug er glatt nach hinten gekämmt. Er hatte etwas undefinierbar Militärisches an sich. Ich sagte mit neutraler Stimme: »Ach ja?«

»Hab ich zumindest gehört. Sie wissen nicht zufällig, wo er hier wohnt?«

»Leider nicht. Würden Sie mich jetzt bitte entschuldigen.«

Ich fing an, meine Suppe zu essen. Ich hörte ihn geräuschvoll durchatmen, dann das Klingeln von Eis, als er sein Glas abstellte.

»Wichser«, sagte er, als er an meinem Tisch vorbeiging.

SECHS

»Meine Kunden haben mir am Ende der Interviews oft erzählt, dass sie sich fühlten, als hätten sie gerade eine Therapie durchgemacht.«

»GHOSTWRITER«

Als ich am nächsten Morgen zum Frühstück herunterkam, war der Mann von gestern nirgendwo zu sehen. Die Empfangsdame sagte, dass ich der einzige Hotelgast sei. Sie war sich ebenso sicher, dass sie keinen Engländer mit Blazer gesehen habe. Ich war schon seit vier wach – eine Verbesserung gegenüber zwei Uhr, aber nur eine kleine – und hinreichend angeschlagen und verkatert, dass ich mich fragte, ob ich mir die Begegnung nicht eingebildet hatte. Nach einem Kaffee fühlte ich mich besser. Ich überquerte die Straße und umrundete ein paarmal den Leuchtturm, um meinen Kopf auszulüften. Als ich zum Hotel zurückkehrte, wartete schon der Minivan, um mich zu meinem Arbeitsplatz zu fahren.

Ich hatte damit gerechnet, dass am ersten Arbeitstag mein größtes Problem darin bestehen würde, Adam Lang in einen Raum zu verfrachten und dort so lange festzunageln, dass ich mit meiner Befragung beginnen konnte. Als

wir jedoch das Haus erreichten, war es seltsamerweise *er*, der schon auf *mich* wartete. Als Interviewraum hatte Amelia für uns Rhineharts Arbeitszimmer ausgesucht. Als wir es betraten, lümmelte der frühere Premierminister in dem großen Sessel, der gegenüber dem Schreibtisch stand. Er trug einen grünen Trainingsanzug, ein Bein hing über die Armlehne. Er blätterte in einem Buch über die Geschichte des Zweiten Weltkriegs, das er anscheinend gerade aus dem Regal genommen hatte. Neben dem Sessel stand eine Tasse Tee auf dem Boden. An den Sohlen seiner Laufschuhe klebte Sand: Ich nahm an, dass er am Strand einen Morgenlauf absolviert hatte.

»Hallo, Mann«, begrüßte er mich und schaute zu mir hoch. »Startklar?«

»Guten Morgen«, sagte ich. »Ich muss eben noch ein paar Sachen vorbereiten.«

»Klar. Machen Sie nur. Achten Sie gar nicht auf mich.«

Er schaute wieder in sein Buch, während ich meine Schulertasche öffnete und sorgfältig das Handwerkszeug des Ghostwriter-Gewerbes auspackte: einen Sony Walkman Digital Recorder, einen Stapel MD-R 74 Minidiscs und ein Netzkabel (für mein Vertrauen in Batterien hatte ich Lehrgeld zahlen müssen); einen metallicsilbernen Panasonic-Toughbook-Laptop, der kaum größer und wesentlich leichter als ein Hardcover-Roman ist; zwei kleine schwarze Moleskine-Notizbücher und drei nagelneue Jetstream-Tintenroller von Mitsubishi Pencil Co.; schließlich zwei weiße Plastikadapter: einen englischen Mehrfachstecker und einen für die amerikanischen Steckdosen. Ich pflege meinen Aberglauben, immer die gleichen Arbeitsgeräte zu benutzen und sie immer in der richtigen Reihenfolge auszubreiten. Außerdem hatte ich eine Liste mit Fra-

gen dabei, die ich mir aus den in London gekauften Büchern herausgeschrieben hatte sowie aus McAras erstem Entwurf, den ich gestern gelesen hatte.

»Haben Sie gewusst«, sagte Lang plötzlich, »dass die Deutschen schon im Jahr 1944 Kampfjets hatten? Hier, schauen Sie sich das an.« Er hielt das Buch hoch, damit ich das Foto sehen konnte. »Ein Wunder, dass wir gewonnen haben.«

»Wir haben keine Disketten«, sagte Amelia. »Nur diese USB-Sticks. Ich hab Ihnen das Manuskript auf eins von den Dingen kopiert.« Sie gab mir einen Gegenstand, der etwa so groß wie ein kleines Plastikfeuerzeug war. »Sie dürfen sich das natürlich gern auf Ihren Laptop kopieren, aber leider müsste der Computer dann über Nacht unter Verschluss hier im Haus bleiben.«

»Und anscheinend haben die Deutschen Amerika den Krieg erklärt und nicht umgekehrt.«

»Ist das nicht alles ein bisschen paranoid?«

»Das Manuskript enthält potenziell geheime Informationen, die noch vom Cabinet Office freigegeben werden müssen. Genauer: Es besteht die Gefahr, dass Medienunternehmen mit skrupellosen Methoden versuchen könnten, in den Besitz des Manuskripts zu kommen. Jedes Leck würde unsere Deals für die Vorabdruckrechte torpedieren.«

»Auf dem Ding da ist das ganze Manuskript drauf?«, fragte Lang.

»Da passen hundert Bücher drauf, Adam«, sagte Amelia geduldig.

»Wahnsinn.« Er schüttelte den Kopf. »Wissen Sie, was das Schlimmste an meinem Leben ist?« Er klappte mit einem lauten Knall das Buch zu und stellte es ins Regal. »Man

verliert den Kontakt. Man geht in keinen Laden mehr. Alles wird für einen erledigt. Man hat kein Geld mehr in der Tasche – wenn ich Geld brauche, auch jetzt, dann müsste ich einer Sekretärin oder einem von den Sicherheitsleuten Bescheid geben, damit sie mir was holen. Ich könnte es gar nicht selbst, ich weiß ja nicht mal meine ... wie heißt das noch mal ... nicht mal den Namen dafür kenne ich.«

»PIN?«

»Sehen Sie? Ich hab keinen Schimmer. Ein anderes Beispiel. Letzte Woche waren Ruth und ich in New York mit ein paar Leuten zum Essen aus. Diese Bekannten sind uns gegenüber immer sehr großzügig gewesen, deshalb sage ich: ›Heute Abend, das geht auf mich.« Ich gebe also dem Restaurantmanager meine Kreditkarte, und ein paar Minuten später steht er wieder da, hochnotpeinlich berührt, und zeigt mir, wo das Problem liegt. Der Streifen, wo meine Unterschrift sein müsste, war leer.« Er warf die Arme in die Luft und grinste. »Die Karte war nicht mal aktiviert.«

»Das ist es«, sagte ich aufgeregt. »Genau solche Kleinigkeiten sind der Stoff, den wir in Ihr Buch packen müssen. So was weiß doch niemand.«

Lang schaute mich erschrocken an. »Das kann man doch nicht schreiben. Die Leute glauben dann, ich war ein Volltrottel.«

»Aber das ist ein menschliches Detail. Es zeigt den Leuten, was es heißt, Sie zu sein.« Ich wusste, dass das meine Chance war. Ich müsste ihn auf das eichen, was wir brauchten, von Anfang an. Ich ging um den Schreibtisch herum und schaute ihm ins Gesicht. »Warum versuchen wir nicht, ein Buch zu machen, das ganz anders ist als jede politische Autobiografie, die bis dato geschrieben wurde? Warum versuchen wir nicht, die Wahrheit zu erzählen?«

Er lachte. »Das wäre wirklich mal was ganz Neues.«

»Das meine ich ernst. Erzählen wir den Leuten, wie sich das wirklich anfühlt, wenn man Premierminister ist. Nicht nur das politische Zeug – jeder alter Schnarcher kann darüber schreiben.« Fast hätte ich McAra erwähnt, konnte mich aber im letzten Augenblick noch bezähmen. »Halten wir uns an die Sachen, die niemand außer Ihnen kennt – die tagtägliche Erfahrung, wie das ist, wenn man ein Land führt. Wie fühlen Sie sich, wenn Sie morgens aufstehen? Wie stark ist Ihre nervliche Anspannung? Wie ist das, wenn man vom normalen Leben so völlig abgeschnitten ist? Wie ist das, wenn die Leute einen hassen?«

»Besten Dank.«

»Die Politik fasziniert die Menschen nicht – wer schert sich schon um Politik? Was die Menschen fasziniert, sind immer die Menschen – die Details im Leben eines anderen Menschen. Aber weil diese Dinge Ihnen natürlich nur allzu vertraut sind, können Sie auch nicht wissen, was die Menschen interessiert. Man muss es Ihnen entlocken. Und dafür brauchen Sie mich. Machen Sie kein Buch für Politjunkies, machen Sie eins für jedermann.«

»Die Memoiren des Volkes«, sagte Amelia trocken. Ich ignorierte sie, und – viel wichtiger – auch Lang beachtete sie nicht, sondern schaute mich auf einmal völlig anders an: Als ob hinter seinen Augen eine Glühbirne mit der Aufschrift »Eigennutz« angeknipst worden wäre.

»Den meisten ehemaligen Regierungschefs würde man das nicht abnehmen«, sagte ich. »Die sind zu steif. Zu ungelenkt. Zu *alt*. Wenn die das Jackett ablegen und ihre Krawatte abschnallen und, sagen wir, einen ...« Ich zeigte auf ihn. »... Trainingsanzug anziehen, dann sieht das aus wie Maskerade. Aber Sie sind anders. Und deshalb sollten Sie

auch eine andere Art von politischer Autobiografie schreiben, für ein anderes Zeitalter.«

Lang schaute mich an. »Was meinen Sie, Amelia?«

»Ich meine, dass Sie beide wie füreinander geschaffen sind. Ich komme mir schon vor wie der Anstandswauwau.«

»Haben Sie etwas dagegen, wenn ich jetzt den Rekorder anstelle?«, fragte ich. »Möglich, dass bei dem Gespräch etwas Brauchbares herauskommt. Keine Angst, alle Aufnahmen sind Ihr Eigentum.«

Lang zuckte die Achseln und machte eine Handbewegung hin zum Walkman. Als ich die Aufnahmetaste drückte, schlüpfte Amelia aus dem Zimmer und schloss leise die Tür hinter sich.

»Das Erste, was mir aufgefallen ist«, sagte ich und schob einen Sessel um den Schreibtisch herum, damit ich mich Lang gegenüber setzen konnte, »ist, dass Sie eigentlich kein Politiker im konventionellen Sinn sind, trotz Ihres unglaublichen Erfolgs.« Das war die Art von hartem Verhör, auf die ich spezialisiert war. »Ich meine, in Ihrer Jugend, da hätte doch niemand geglaubt, dass aus Ihnen mal ein Politiker werden würde, oder?«

»Gott, nein«, sagte Lang. »Keine Spur. Ich habe mich kein bisschen für Politik interessiert, weder als Kind noch als Teenager. Leute, die von Politik besessen waren, die habe ich für verrückt gehalten. Tu ich übrigens immer noch. Ich habe gern Fußball gespielt. Theater und Kino, das hat mich interessiert. Später dann hatten es mir die Mädchen angetan. Nicht im Traum hätte ich daran gedacht, dass ich mal Politiker werden würde. Die meisten Studentenpolitiker kamen mir wie Volltrottel vor.«

Bingo!, dachte ich. Wir hatten erst vor zwei Minuten an-

gefangen, und schon hatte ich einen möglichen Einstieg für das Buch:

In meiner Jugend hat mich Politik überhaupt nicht interessiert. Eigentlich habe ich Menschen, die von Politik besessen waren, für verschroben gehalten.

Was ich übrigens immer noch tue ...

»Was hat sich geändert? Was hat Sie plötzlich an der Politik so angesprochen?«

»Angesprochen kommt in etwa hin«, sagte Lang und lachte. »Nach Cambridge habe ich mich ein Jahr lang treiben lassen. Wirklich, ich hab gehofft, dass irgendein Theater in London das Stück herausbringen würde, an dem ich mitgearbeitet habe. Was aber nicht geklappt hat. Und so bin ich in einer Bank gelandet, hab in einem Loch von Souterrain in Lambeth gewohnt und hab mich selbst bemitleidet, weil alle meine Freunde aus Cambridge bei der BBC gearbeitet haben oder ein Vermögen als Sprecher für Werbespots kassiert haben oder was sonst alles. Ich weiß noch, es war ein Sonntagnachmittag, es hat geregnet, und ich hab immer noch im Bett gelegen, da hör ich, wie jemand an die Tür klopft ...«

Wer ihn an diesem Morgen sah, wäre nie darauf gekommen, dass er diese Geschichte sicher schon tausendmal erzählt hatte. Er saß zurückgelehnt in seinem Sessel, erinnerte sich lächelnd, während er die immer gleichen Worte benutzte, die immer gleichen erprobten Gesten – er mimte das Klopfen an der Tür –, und ich dachte, was für ein ausgebuffter Schauspieler er doch war: die Sorte Profi, die sich immer ins Zeug legte, um eine gute Show abzuliefern, egal, ob ihm ein einzelner Mensch oder eine Million Menschen zuhörte.

»... und der da klopft, will einfach nicht abhauen, klopft und klopft und klopft. Am Abend vorher hatte ich ein bisschen was getrunken und, na ja, auch sonst noch was intus, und ich liege also da mit dickem Schädel, fühl mich beschissen und drück mir das Kissen auf den Kopf. Und dann fängt's wieder an: klop, klop, klop. Am Ende wuchte ich mich dann aus dem Bett, schon ziemlich sauer, kann ich Ihnen sagen, ziehe mir den Bademantel über und mache auf. Und da steht dieses Mädchen, ein umwerfendes Mädchen. Tropfnass vom Regen, was ihr aber total egal ist, und sofort lässt sie eine Rede vom Stapel über die Kommunalwahlen. Wirklich schräg. Und ich? Ich hab nicht mal gewusst, dass überhaupt Wahlen sind, aber wenigstens bin ich so schlau, höchstes Interesse zu heucheln. Ich bitte sie reinzukommen, damit sie sich ein bisschen aufwärmen kann, und mache ihr eine Tasse Tee. Und bumm – ich bin sofort verliebt. Eins kapiert ich gleich: Die beste Methode, um sie wiederzusehen, ist, ihr eins von ihren Flugblättern abzunehmen und am nächsten Dienstagabend oder wann auch immer bei der Versammlung aufzutauchen und der Partei beizutreten. Und das hab ich dann gemacht.«

»Und das war Ruth?«

»Das war Ruth.«

»Und wenn sie Mitglied in einer anderen Partei gewesen wäre?«

»Dann wäre ich in die eingetreten. Ich wäre natürlich nicht in der Partei *geblieben*«, fügte er schnell hinzu. »Ich meine, es liegt doch auf der Hand, dass das für mich der Beginn eines langen politischen Erweckungsprozesses war, der Werte und Überzeugungen zum Vorschein brachte, die schon vorhanden waren, aber damals, zu der Zeit, einfach noch vor sich hin geschlummert haben. Nein, nein,

ich hätte nicht Mitglied in *irgendeiner* Partei sein können. Aber alles wäre anders gekommen, wenn nicht Ruth an jenem Nachmittag an meine Tür geklopft und immer weitergeklopft hätte.«

»Und wenn es nicht geregnet hätte.«

»Wenn es nicht geregnet hätte, wäre mir schon irgendwas anderes eingefallen, um sie hereinzubitten«, sagte Lang grinsend. »Ich meine, he, Mann, ich war kein *vollkommen* hoffnungsloser Fall.«

Jetzt grinste ich, schüttelte den Kopf und notierte »Einstieg??« in mein Notizbuch.

*

Wir arbeiteten den ganzen Morgen durch und legten nur eine Pause ein, wenn eine der Minidiscs voll war. Dann lief ich kurz nach unten in den Raum, den Amelia und die Sekretärinnen als provisorisches Büro benutzten, und übergab die Disc zur Abschrift. Das kam einige Male vor, und wenn ich wieder ins Zimmer zurückkam, saß Lang jedes Mal genauso da, wie ich ihn verlassen hatte. Anfangs dachte ich, das sei Ausdruck seiner hohen Konzentrationsfähigkeit. Erst nach und nach wurde mir klar, dass ihm nichts anderes einfiel, was er sonst hätte tun können.

Ich führte ihn vorsichtig durch seine frühen Jahre, wobei ich mich nicht so sehr auf die Fakten und Daten konzentrierte (die hatte schon McAra pflichtgetreu zusammengetragen), sondern auf Eindrücke und physische Gegenstände aus seiner Kindheit: die Doppelhaushälfte in einer Wohnsiedlung in Leicester; den Charakter seines Vaters (Bauunternehmer) und seiner Mutter (Lehrerin); die betulichen, apolitischen Wertvorstellungen im ländlichen

England der Sechziger, wo an Sonntagen das einzig vernehmbare Geräusch das von Kirchenglocken und bimmelnden Eiscremewagen war; das Fußballspiel im Matsch des Stadtparks am Samstagmorgen und die Cricketpartien an langen Sommernachmittagen unten am Fluss; der Austin Atlantic seines Vaters und sein erstes eigenes Fahrrad, ein Raleigh; die Comics *Eagle* und *The Victor*; im Radio die Komödienserien *I'm Sorry, I'll Read That Again* und *The Navy Lark*; das WM-Endspiel 1966, *Z Cars* und *Ready, Steady, Go!* im Fernsehen; *Die Kanonen von Navarone* und *Das total verrückte Krankenhaus* im A.B.C.-Kino in Leicester; Milly und ihr Lied *My Boy Lollipop*, die Beatles-Singles bei 45 UpM auf Mutters Dansette Capri.

Während wir in Rhineharts Arbeitszimmer saßen und Details des Lebens in England ausgruben, die fast ein halbes Jahrhundert zurücklagen, erschienen diese fast so weit entfernt zu sein wie antiquarischer Nippes auf einem viktorianischen Trompe-l'œil-Gemälde – und, so könnte man glauben, ebenso relevant. Aber meine Vorgehensweise war natürlich schlau, und Lang mit seiner angeborenen Gabe für Empathie begriff das sofort, weil wir nämlich nicht nur seine Kindheit aufdröselten, sondern auch meine und die jedes anderen Menschen, der im England der Fünfziger zur Welt kam und in den Siebzigern erwachsen wurde.

»Wir müssen Folgendes hinkriegen«, sagte ich zu ihm. »Wir müssen den Leser dazu bringen, dass er sich emotional mit Adam Lang identifiziert. Dass er über die entrückte Gestalt in der gepanzerten Limousine hinausblickt. Dass er an ihm die gleichen Dinge erkennt, die er von sich selbst kennt. Weil, und wenn ich eine Sache über unser Geschäft weiß, dann das: Wenn man die Sympathie des Lesers erst mal gewonnen hat, dann folgt er einem überallhin.«

»Verstanden«, sagte er und nickte entschieden. »Das ist brilliant.«

Und so tauschten wir Stunde um Stunde Erinnerungen aus. Ich behaupte nicht, dass wir gemeinsam eine Kindheit für Adam Lang *ausheckten* – ich achtete immer darauf, nicht von den bekannten historischen Fakten abzuweichen –, aber wir warfen doch unsere Erfahrungen in einem Maß zusammen, dass sich einige von meinen Erinnerungen unausweichlich mit seinen vermischten. Man mag das schockierend finden. Ich selbst war schockiert, als ich das erste Mal einen meiner Auftraggeber im Fernsehen sah, der mit rührseliger Stimme eine ergreifende Begebenheit aus seiner Vergangenheit erzählte, die eigentlich aus *meiner* Vergangenheit stammte. Aber das ist der Punkt. Menschen, die im Leben Erfolg haben, schauen selten zurück. Ihr Blick ist immer in die Zukunft gerichtet: Deshalb sind sie erfolgreich. Es gehört nicht zu ihrem Wesen, sich daran zu erinnern, was sie gefühlt oder welche Kleidung sie getragen haben, wer da und dort noch dabei war, wie das frisch geschnittene Gras duftete, als sie nach der Trauung vor die Kirche traten, oder wie fest das erste Kind ihren Finger umklammerte. Deshalb brauchen sie einen Ghost – damit sie wieder so lebendig werden, wie sie waren.

Wie sich herausstellte, dauerte die Zusammenarbeit mit Lang nicht sehr lange, aber ich kann ehrlich behaupten, dass ich nie einen aufgeschlosseneren Auftraggeber hatte. Wir entschieden, dass seine erste Erinnerung die sein sollte, als er im Alter von drei Jahren von zu Hause weglaufen wollte, wie er hinter sich die näher kommenden Schritte seines Vaters hörte, wie er dessen harte muskulöse Arme spürte, die ihn hochhoben und zurück ins Haus trugen. Wir erinnerten uns an seine Mutter beim Bügeln, an den Ge-

ruch von nasser Kleidung, die vor einem Kohlenfeuer auf einem Holzgestell zum Trocknen aufgehängt war, und daran, dass er sich gern vorstellte, der Wäscheständer sei ein Haus. Sein Vater saß im Unterhemd am Esstisch, er aß gern Schweineschmalz und Bücklinge; seine Mutter trank gelegentlich einen süßen Sherry und hatte ein Buch mit dem Titel *A Thing of Beauty*, das einen rot-goldenen Umschlag hatte. Stundenlang konnte sich der kleine Adam die Bilder in dem Buch anschauen, das sein Interesse für das Theater weckte. Wir erinnerten uns an die Weihnachtsspiele, die er besucht hatte (ich machte mir eine Notiz, dass ich überprüfen musste, was genau in den Jahren seiner Kindheit in Leicester gespielt wurde), und an seine Bühnenpremiere in einer Krippenspielaufführung seiner Schule.

»War ich einer der Weisen?«

»Das klingt ein bisschen selbstgefällig.«

»Ein Schaf?«

»Nicht selbstgefällig genug.«

»Der Stern?«

»Perfekt!«

Als wir Mittagspause machten, waren wir beim Alter von siebzehn Jahren angekommen. Seine damalige Darbietung als Titelheld in Christopher Marlowes *Doktor Faustus* hatte ihn in seinem Wunsch bestätigt, Schauspieler zu werden. In der für ihn typischen Gründlichkeit hatte McAra schon die Kritik im *Leicester Mercury* vom Dezember 1971 ausgegraben, die hervorhob, wie Lang mit seinem Schlussmonolog, als er der ewigen Verdammnis ins Auge blickt, »das Publikum in Atem hielt«.

Während Lang sich für ein Tennismatch mit einem seiner Leibwächter verabschiedete, ging ich ins Büro im Erdgeschoss, um einen Blick auf die Abschrift zu werfen. Eine

Interviewstunde ergibt in der Regel dreißig bis fünfunddreißig Seiten, und wir hatten uns von neun bis kurz vor eins unterhalten. Amelia hatte beide Sekretärinnen auf die Arbeit angesetzt. Sie trugen Kopfhörer. Ihre Finger huschten über die Tastatur und erfüllten den Raum mit wohlthuendem Geklapper. Mit einem bisschen Glück hatte allein die Arbeit dieses Morgens über hundert anderthalbzeilig beschriebene Seiten Material ergeben. Zum ersten Mal seit meiner Ankunft auf der Insel spürte ich so etwas wie Optimismus.

»Das ist mir alles neu«, sagte Amelia, die sich über Lucys Schulter beugte und mitlas, während Langs Worte auf dem Bildschirm erschienen. »Ich habe nie gehört, dass er irgendwas davon jemals erwähnt hat.«

»Das menschliche Gedächtnis ist eine Schatzkammer, Amelia«, sagte ich trocken. »Man muss nur den passenden Schlüssel finden.«

Ich ging in die Küche, die in etwa so groß wie meine gesamte Londoner Wohnung war. Der polierte Granit darin hätte ausgereicht, um damit ein Familienmausoleum zu vertäfeln. Ein Tablett mit Sandwichs stand bereit. Ich legte mir eines davon auf einen Teller und streunte im rückwärtigen Teil des Hauses herum, bis ich zu einem Solarium – zumindest nehme ich an, dass man das so nennt – mit einer großen Glasschiebetür kam, die hinaus zu einem Swimmingpool führte, der mit einer grauen Plane abgedeckt war. In der durchhängenden Mitte hatte sich Regenwasser gesammelt, auf dem schaumartiger brauner Matsch aus verrottetem Laub trieb. Am hinteren Rand der Rasenfläche standen zwei würfelförmige silberweiße Holzhütten, dahinter Straucheichen unter weißem Himmel. Eine kleine dunkle Gestalt, die fast wie eine Kugel aussah, so ver-

mummt war sie gegen die Kälte, rechte Blätter zusammen und schaufelte sie auf eine Schubkarre. Das musste Duc sein, der vietnamesische Gärtner. Muss unbedingt versuchen, mal im Sommer hierherzukommen, dachte ich.

Ich setzte mich auf einen Liegestuhl, der muffig nach Chlor und Sonnencreme roch, und rief Rick in New York an. Er war in Eile, wie üblich.

»Wie läuft's?«

»Der Morgen ist gut gelaufen. Der Mann ist ein Profi.«

»Hervorragend. Ich ruf gleich Maddox an. Wird ihn freuen. Übrigens, die ersten fünfzigtausend sind gerade eingegangen. Ich leite sie weiter, bis später.«

Dann war die Leitung tot.

Ich aß mein Sandwich und ging wieder nach oben. Das Handy hielt ich immer noch fest umklammert. Mir war eine Idee gekommen, und mein frisch erwachtes Selbstvertrauen gab mir den Mut, sie in die Tat umzusetzen. Ich stöpselte erst Amelias USB-Stick und dann mit einem Kabel mein Handy an meinen Computer an und wählte mich ins Internet ein. Wie viel leichter würde mein Leben, redete ich mir zu, wie viel schneller hätte ich den Job erledigt, wenn ich jeden Abend im Hotelzimmer an dem Buch arbeiten könnte. Ich sagte mir, dass ich ja keinen Schaden anrichtete. Die Risiken waren minimal. Den Laptop hatte ich fast immer bei mir. Er war so klein, dass ich ihn mir, wenn nötig, nachts unters Kopfkissen legen konnte. In der Sekunde, als ich online war, adressierte ich eine E-Mail an mich selbst, hängte das Manuskript an und drückte auf SENDEN.

Das Übertragen schien eine Ewigkeit zu dauern. Von unten rief Amelia meinen Namen. Ich schaute zur Tür, und plötzlich wurden meine Finger klobig und ungelenkt vor Angst. »Ihre Datei ist übertragen worden«, sagte die weib-

liche Stimme, die sich mein Internetprovider aus welchem Grund auch immer zu der seinen erkoren hatte. »Sie haben Post«, verkündete sie einen Augenblick später.

Als irgendwo in dem großen Haus eine Sirene losging, zog ich schnell erst das Verbindungskabel und dann den Stick aus dem Laptop. Gleichzeitig hörte ich hinter mir ein Brummen und Rattern. Ich fuhr herum und sah, wie vor dem Fenster ein schweres Eisenrollo von der Decke zum Boden rauschte. Nacheinander verschwanden Himmel, Meer und Dünen. Der Winternachmittag versank im Halbdunkel, bis schließlich auch der letzten Streifen Licht ausgesperrt war und ich völlig im Dunkeln stand. Ich tastete nach der Tür, und als ich sie aufriss, traf mich das ungedämpfte Heulen der Sirene mit solcher Wucht, dass mein Magen vibrierte.

Das Gleiche im Wohnzimmer: ein, zwei, drei Rollos fielen wie Stahlvorhänge nach unten. Ich stolperte in der Dunkelheit, stieß mit dem Knie an eine scharfe Kante und ließ das Handy fallen. Als ich mich bückte, um es wieder aufzuheben, erstickte das Heulen der Sirene in einem anschwellenden Ton und verstummte dann mit einem dumpfen Stöhnen ganz. Ich hörte, wie schwere Stiefel die Treppe herauftrampelten. Dann stach ein Lichtstrahl in den riesigen Raum und spießte mich auf: verstohlen, die Arme schützend vor das Gesicht haltend, stand ich vorgebeugt da, eine Parodie der Schuld.

»Tut mir leid, Sir«, sagte ein Mann, den ich nicht sehen konnte, verdutzt. Wahrscheinlich einer der Sicherheitsleute. »Hab nicht gewusst, dass hier oben jemand ist.«

Es handelte sich um den Probealarm, den sie einmal die Woche durchführten. Ich glaube, sie nannten das »Abschottung«. Rhineharts Sicherheitsteam hatte das System gegen Terrorangriffe installiert, gegen Kidnapping, Wirbelstürme, die Börsenaufsicht oder welches Schreckgespenst auch immer gerade durch die schlaflosen Nächte der *Fortune 500* geisterte. Als die Rollos wieder eingefahren wurden und das bleiche verwaschene Licht des Atlantiks ins Haus zurückkehrte, betrat Amelia das Wohnzimmer und entschuldigte sich, dass sie mich nicht vorgewarnt habe. »Muss Ihnen einen ganz schönen Schrecken eingejagt haben.«

»Kann man so sagen.«

»Allerdings wusste ich auch nicht, wo Sie sich gerade rumtreiben.« Ein Hauch von Misstrauen lag in ihrer manikürten Stimme.

»Das ist ein großes Haus, und ich bin ein großer Junge. Sie können nicht die ganze Zeit auf mich aufpassen.« Ich bemühte mich um einen entspannten Ton, aber mir war klar, dass mein Unbehagen mit Händen zu greifen war.

»Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf ...« Ihre glänzenden blassroten Lippen öffneten sich zu einem Lächeln, aber das klare Blau ihrer großen Augen war so kalt wie Kristall. »... streunen Sie nicht zu oft auf eigene Faust durchs Haus. Die Sicherheitsleute mögen das nicht.«

»Alles klar«, sagte ich und erwiderte ihr Lächeln.

Das Quietschen von Gummisohlen auf poliertem Holz war zu hören, und dann sah ich Lang in rasendem Tempo, zwei oder drei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hochspurten. Um den Hals hing ein Handtuch, sein Gesicht war rot angelaufen, das dicke, wenige Haar feucht und dunkel vom Schweiß. Er schien auf irgendetwas wütend zu sein.

»Haben Sie gewonnen?«, fragte Amelia.

»Wir haben dann doch nicht Tennis gespielt.« Laut ausatmend ließ er sich auf eines der Sofas fallen, beugte sich vor und nibbelte sich mit dem Handtuch den Kopf ab. »Fitnessraum.«

Fitnessraum? Ich schaute ihn verblüfft an. Hatte er nicht schon vor meiner Ankunft einen Strandlauf hinter sich gebracht? Wofür trainierte er? Für Olympia?

Um Amelia zu beweisen, wie unbeeindruckt ich war, sagte ich aufgeräumt: »Und? Machen wir uns wieder an die Arbeit?«

Er schaute mich zornig an und blaffte: »Was wir da machen, das nennen Sie *Arbeit*?«

Das war das erste Mal, dass so etwas wie schlechte Laune bei ihm aufblitzte. Mit der Wucht einer Erleuchtung wurde mir auf einmal klar, dass die ganze Lauferei und Gewichtheberei nicht das Geringste mit Training zu tun hatten. Er machte es nicht einmal, weil er Spaß daran hatte. Es war einfach etwas, wonach sein Stoffwechsel verlangte. Er war wie ein seltenes Meerestier, das nur unter extremem Druck im tiefsten Ozean leben konnte und jetzt an den Strand geworfen worden war. Der dünnen Luft des normalen Lebens ausgesetzt, befand Lang sich ständig in Gefahr, anschiefer Langeweile einzugehen.

»Und ob ich das Arbeit nenne«, sagte ich steif. »Für beide von uns. Aber wenn Sie der Meinung sind, dass Sie das intellektuell unterfordert, können wir auch sofort Schluss machen.«

Jetzt bin ich zu weit gegangen, dachte ich. Aber dann, unter Aufbietung eines Höchstmaßes an Selbstbeherrschung, quälte er sich ein müdes Grinsen ins Gesicht – man konnte praktisch sehen, wie die komplizierte Maschinerie

seiner Gesichtsmuskeln ansprang, wie all die kleinen Hebel, Rollen und Kabel zusammenarbeiteten. »Okay, Mann«, sagte er mit tonloser Stimme. »Sie haben gewonnen.«

Dann schnalzte er mit dem Handtuch nach mir. »War nur Spaß. Also los, machen wir uns wieder ran.«

SIEBEN

»Es kommt ziemlich oft vor, besonders bei der Arbeit an Memoiren oder einer Autobiografie, dass Ihr Auftraggeber beim Erzählen einer Begebenheit in Tränen ausbricht. In diesem Fall heißt es: Taschentuch zücken, Mund halten, Band weiterlaufen lassen.«

»GHOSTWRITER«

»Haben sich denn Ihre Eltern für Politik interessiert?«

Wir waren wieder im Arbeitszimmer und hatten unsere alten Plätze eingenommen. Er rekelte sich auf dem Armessel, noch im Trainingsanzug und mit dem Handtuch um den Hals. Er dünstete einen leichten Schweißgeruch aus. Ich saß ihm mit meinem Notizbuch und der Fragenliste gegenüber. Der Minidisc-Rekorder stand neben mir auf dem Schreibtisch.

»Nicht im Geringsten. Ich bin mir nicht mal sicher, ob mein Vater überhaupt jemals wählen gegangen ist. Er hat immer gesagt, einer ist so übel wie der andere.-«

»Erzählen Sie mir von ihm.«

»Er war Bauunternehmer. Selbstständig. Als er meine Mutter kennengelernt hat, war er schon über fünfzig. Er hatte zwei halbwüchsige Söhne von seiner ersten Frau – die

hatte ihn einige Zeit vorher sitzen lassen. Mutter war Lehrerin, zwanzig Jahre jünger als er. Sehr hübsch, sehr scheu. Er hatte irgendwelche Reparaturarbeiten am Dach der Schule zu erledigen, und da sind sie sich begegnet. Und so kam dann eins zum anderen, und sie haben geheiratet. Er hat ein Haus gebaut, in das dann alle vier eingezogen sind. Und ich bin ein Jahr später dazugekommen. Was ein ziemlicher Schock für ihn war, glaube ich zumindest.«

»Warum?«

»Er hat wohl gedacht, das mit den Babys hätte er hinter sich.«

»Nach allem, was man über Sie geschrieben hat, habe ich den Eindruck, dass Sie sich nicht besonders nahestanden.«

Lang ließ sich Zeit, bis er antwortete. »Als er gestorben ist, war ich sechzehn. Er war schon im Ruhestand, weil er gesundheitliche Probleme hatte, meine Stiefbrüder waren erwachsen, verheiratet, beide aus dem Haus. Das war die einzige Zeit, an die ich mich erinnere, dass er viel zu Hause war. Ich war gerade erst dabei, ihn richtig kennenzulernen, als er den Herzanfall bekam. Irgendwie bin ich gut mit ihm klargekommen. Aber wenn Sie sagen wollen, dass ich meiner Mutter näherstand ... ja, das ist sicherlich so.«

»Und Ihre Stiefbrüder? Wie war's mit denen?«

»O Gott, die!« Zum ersten Mal seit dem Lunch lachte Lang laut auf. »Wissen Sie was? Die Frage streichen wir lieber. Wir können sie doch einfach weglassen, oder?«

»Ist Ihr Buch.«

»Okay, dann lassen wir sie draußen. Sie sind auch ins Baugewerbe eingestiegen, beide, und keiner hat auch nur eine Gelegenheit ausgelassen, der Presse hinzureiben, dass

sie mich nicht wählen. Ich hab sie schon seit Jahren nicht mehr gesehen. Die müssen jetzt um die siebzig sein.«

»Wie genau ist er gestorben?«

»Was?«

»Entschuldigung ... Ihr Vater. Ich hab mich gerade gefragt, wie er gestorben ist. Wo ist er gestorben?«

»Ach so, im Garten. Hat versucht, eine Steinplatte zu versetzen, die aber zu schwer für ihn war. Konnte eben nicht raus aus seiner Haut ...« Er schaute auf seine Uhr.

»Wer hat ihn gefunden?«

»Ich.«

»Könnten Sie mir erzählen, wie das war?« Es ging zäh, viel zäher als in der Morgensitzung.

»Ich war gerade aus der Schule nach Hause gekommen. Es war ein herrlicher Frühlingstag, das weiß ich noch. Mutter war wegen einer ihrer Wohltätigkeitsgeschichten irgendwo unterwegs. Ich hab mir in der Küche was zum Trinken genommen und bin dann in den Garten, noch in meiner Schuluniform, ein bisschen mit dem Ball rumdribbeln oder so. Und da lag er dann, mitten auf dem Rasen. Hatte von dem Sturz nur eine kleine Schramme im Gesicht. Die Ärzte haben gesagt, dass er wahrscheinlich schon tot war, als er auf dem Boden aufschlug. Schätze, das sagen sie immer, um es der Familie ein bisschen leichter zu machen. Wer weiß das schon ? Das kann doch nicht so einfach sein ... sterben, oder?«

»Wie war Ihre Mutter?«

»Glauben nicht alle Söhne, dass ihre Mütter Heilige sind?« Er schaute mich an, als erwartete er eine Bestätigung von mir. »Meine war jedenfalls eine. Nach meiner Geburt hat sie aufgehört zu arbeiten. Sie war jemand, der für jeden da war, immer. Sie stammte aus einer strenggläubigen

Quäkerfamilie. Sie war so stolz, als sie mich in Cambridge genommen haben, auch wenn das bedeutete, dass sie jetzt allein war. Sie hat nie ein Wort darüber verloren, wie krank sie war. Sie wollte mir meine Unizeit nicht verderben, besonders nicht nachdem ich angefangen hatte zu schauspielern und jede Menge zu tun hatte. Das war typisch für sie. Bis zum Ende meines zweiten Studienjahres hatte ich keine Ahnung, wie schlimm es um sie stand.«

»Erzählen Sie mir davon.«

»Also ...« Er räusperte sich. »Mein Gott, natürlich hab ich gewusst, dass es ihr nicht gut ging, aber ... Sie wissen ja, wie das ist. Wenn man neunzehn ist, dann nimmt man nicht allzu viel Notiz von Dingen, die nicht direkt mit einem selbst zu tun haben. Ich war bei der Footlights-Truppe, ich hatte ein paar Freundinnen, Cambridge war das Paradies für mich. Ich habe sie einmal die Woche angerufen, und sie hat sich immer gesund und munter angehört, obwohl sie allein gelebt hat. Dann bin ich nach Hause gekommen, und sie war ... Ich war geschockt ... Sie war praktisch zum Skelett abgemagert. Ich habe dann rausgefunden, dass sie schon jahrelang ziemlich schwer getrunken hat. Der Tumor war in der Leber. Heute könnte man vielleicht was dagegen unternehmen, aber damals ...« Er machte eine hilflose Handbewegung. »Einen Monat später war sie tot.«

»Was haben Sie dann getan?«

»Als mein Abschlussjahr anfang, bin ich wieder zurück nach Cambridge und habe ... habe mich im Leben verloren, ja, so könnte man das wohl nennen.«

Er verstummte.

»Ich habe eine ähnliche Erfahrung durchgemacht«, sagte ich.

»Wirklich?« Seine Stimme war ausdruckslos. Er schau-

te hinaus zum Ozean, zu den ans Ufer schlagenden Brechern des Atlantiks. Mit seinen Gedanken schien er weit jenseits des Horizonts zu sein.

»Ja.« Wenn ich meinem Beruf nachgehe, rede ich normalerweise nicht über mich – sonst übrigens auch nicht. Aber manchmal kann etwas Selbstentblößung dabei behilflich sein, einen Auftraggeber aus der Reserve zu locken. »Ich war etwa genauso alt wie Sie damals, als ich meine Eltern verloren habe. Hatten Sie nicht auch den Eindruck, dass die Erfahrung Sie auf eine seltsame Weise, trotz all des Kummers, stärker gemacht hat?«

»Stärker?« Er wandte seinen Blick vom Fenster ab und schaute mich mit gerunzelter Stirn an.

»In dem Sinn, dass man selbstsicher wird. Dass man weiß, man hat das Schlimmste überstanden, was einem zustoßen kann. Dass man jetzt auf eigenen Füßen stehen kann.«

»Vielleicht haben Sie recht. Darüber habe ich eigentlich noch nie nachgedacht. Zumindest bis vor Kurzem nicht. Merkwürdig. Ich erzähle Ihnen mal was.« Er beugte sich vor. »Als Teenager habe ich zweimal eine Leiche gesehen. Und dann – obwohl ich Premierminister war mit all den Konsequenzen, etwa dass man Menschen in den Krieg schicken und Schauplätze von Bombenanschlägen aufsuchen muss und was weiß ich noch alles – erst fünfunddreißig Jahre später wieder eine.«

»Und wer war das?«, fragte ich. Eine dumme Frage.

»Mike McAra.«

»Hätten Sie nicht einen von den Sicherheitsbeamten hinschicken können, der ihn identifiziert?«

»Nein.« Er schüttelte den Kopf. »Nein, unmöglich. Das war ich ihm schuldig, wenigstens das.« Er verstummte wie-

der, packte dann plötzlich das Handtuch und wischte sich das Gesicht ab. »Das ist ein grausiges Thema«, sagte er. »Sprechen wir über was anderes.«

Ich schaute auf meine Fragenliste. Da standen eine Menge Fragen, die sich um McAra drehten. Nicht dass ich beabsichtigte, die Antworten darauf ins Buch zu nehmen: Selbst ich erkannte, dass eine Fahrt ins Leichenschauhaus, um einen toten Mitarbeiter zu identifizieren, sich in einem Kapitel mit der Überschrift »Eine hoffnungsvolle Zukunft« nicht gut machen würde. Der Grund lag mehr in der Befriedigung meiner eigenen Neugier. Aber ich wusste auch, dass ich nicht die Zeit dazu hatte, um mir diese Abschweifung leisten zu können: Ich musste Gas geben. Deshalb kam ich seinem Wunsch nach und wechselte das Thema.

»Cambridge«, sagte ich. »Reden wir darüber.«

Ich hatte damit gerechnet, dass die Jahre in Cambridge – für mich als Schreiber – der leichteste Teil des Buches werden würden. Ich hatte selbst dort studiert, nur ein paar Jahre nach Lang, und in Cambridge hatte sich nicht viel verändert. Dort veränderte sich nie viel: Das machte eben den besonderen Charme dieser Uni aus. Ich würde sämtliche Klischees einbauen können – die Fahrräder, die Schals, die Talare, die flachen Flussboote, die kleinen Kuchen, die Gaskamine, die Chorknaben, die Pubs am Fluss, die bowlertragenden Portiers, die Fenland-Winde, die schmalen Straßen, das Erschauern, das einen befiel, wenn man daran dachte, auf den Pflastersteinen zu gehen, auf denen einst Newton und Darwin wandelten, usw., usw. Und das war auch gut so, dachte ich, während ich einen Blick ins Manuskript warf. Wieder einmal würden nämlich meine Erinnerungen für die von Lang erhalten müssen. Er studierte jetzt Wirtschaftswissenschaften, spielte kurze Zeit in der zweiten Fußball-

mannschaft des College und hatte sich einen Namen als Schauspieler im Studententheater gemacht. Obwohl Mc-Ara pflichtgetreu eine Liste aller Produktionen zusammengetragen hatte, in denen der Expremier jemals aufgetreten war, und sogar aus einigen der Sketche der Footlights Revue zitierte, in denen Lang mitgespielt hatte, machte das alles einen blutleeren, hastig niedergeschriebenen Eindruck. Was fehlte, war Leidenschaft. Natürlich gab ich McAra die Schuld dafür. Ich konnte mir gut vorstellen, wie wenig Sympathie dieser strenge Parteifunktionär all diesen bourgeoisen Dilettanten entgegenbrachte, die sich in schlechten Aufführungen von Brecht und Ionesco pubertär aufplusterten. Lang selbst äußerte sich allerdings merkwürdig ausweichend über diese Zeitspanne.

»Das ist so lange her«, sagte er. »Ich kann mich kaum an irgendwas aus dieser Zeit erinnern. Ehrlich gesagt, war ich nicht besonders gut. Eigentlich ging es bei der ganzen Schauspielerei nur darum, Mädchen kennenzulernen ... Das kommt aber nicht rein!«

»Aber Sie *waren* sehr gut«, protestierte ich. »In London habe ich Interviews mit Leuten gelesen, die behaupteten, Sie hätten Berufsschauspieler werden können.«

»Schätze, dass ich dagegen auch gar nichts gehabt hätte«, sagte Lang. »In einer bestimmten Phase. Außer dass man als Schauspieler nichts verändern kann. Das können nur Politiker.« Er schaute wieder auf die Uhr.

»Aber angesichts der Verhältnisse, aus denen Sie stammen«, hakte ich nach, »da muss Cambridge doch eine wahnsinnig wichtige Rolle in Ihrem Leben gespielt haben.«

»Hat es auch. Ich habe die Zeit da sehr genossen. Ich habe ein paar fabelhafte Menschen kennengelernt. Aber das war nicht die reale Welt, das war eine Traumwelt.«

»Ich weiß. Aber gerade das hat mir ja gefallen.«

»Mir ja auch. Nur unter uns: Ich habe es *geliebt*.« Die Erinnerung ließ Langs Augen aufleuchten. »Raus auf die Bühne zu gehen und so zu tun, als wäre man jemand anders! Und dafür auch noch Beifall zu bekommen! Gibt's was Besseres?«

»Hervorragend«, sagte ich. Der Stimmungswandel verblüffte mich. »Hört sich schon besser an. Das kommt aber rein, oder?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Warum nicht?« Lang seufzte. »Weil das die Memoiren eines *Premierministers* sind.« Plötzlich schlug er mit der Hand hart gegen die Seite des Sessels. »In meinem ganzen politischen Leben haben meine Gegner immer dann, wenn ihnen absolut nichts mehr eingefallen ist, womit sie mir eins überziehen konnten, gesagt, ach ja, dieser *miese, beschissene* Schauspieler.« Er sprang auf und marschierte hin und her. »»Ach ja, Adam Lang««, sagte er mit schleppender Stimme und karikierte perfekt den Tonfall eines Engländers aus der Oberschicht. »»Ist Ihnen schon aufgefallen, wie er seine Stimme verändert und genau der Gesellschaft anpasst, in der er sich gerade aufhält?«« Dann gab er einen grobschlächtigen Schotten: »»Ja, ja, und glauben kann man dem kleinen Bastard kein einziges Wort. Der Mann ist ein Komödiant, ein Schaumschläger im Zweireiher.«« Und dann händeringend den klugen Wichtigtuer: »»Es ist die Tragödie von Mr Lang, dass ein Schauspieler nur so gut sein kann wie die Rolle, die man ihm überlässt, und diesem Premierminister ist nun zu guter Letzt der Text ausgegangen.« Den Letzten erkennen Sie sicher von Ihren zweifellos umfassenden Recherchen wieder.«

Ich schüttelte den Kopf. Seine Tirade hatte mich so überrascht, dass ich kein Wort herausbrachte.

»Das ist aus dem Leitartikel der *Times* vom Tag, als ich meinen Rücktritt angekündigt habe. Die Überschrift lautete: ›Vorhang!« Behutsam ließ er sich wieder in seinem Sessel nieder und strich sich das Haar zurück. »Also, wenn Sie nichts dagegen haben, kein weiteres Wort über meine Schauspielerzeit in Cambridge. Wir lassen es genau so, wie Mike es geschrieben hat.«

Kurze Zeit sagte keiner ein Wort. Ich tat so, als ordnete ich meine Notizen. Draußen kämpfte sich ein Sicherheitsmann, den Kopf in den Wind gestemmt, auf dem Kamm einer Düne entlang. Die Schallisolierung des Hauses war so effizient, dass er mir wie ein Pantomime vorkam. Ich musste an Ruths Worte über ihren Mann denken: *Im Augenblick stimmt irgendwas nicht ganz mit Adam. Ich hab ein bisschen Angst, ihn allein zu lassen.* Ich begriff jetzt, was sie meinte. Ich hörte ein Klicken und beugte mich zum Rekorder vor.

»Ich muss die Disc wechseln.« Ich war dankbar für die Gelegenheit, mich kurz verdrücken zu können. »Ich bring die eben runter zu Amelia. Dauert keine Minute.«

Lang starrte wieder gedankenversunken aus dem Fenster. Er machte eine kurze, etwas geringschätzig Handbewegung, um mir zu bedeuten, dass ich ruhig gehen solle. Ich ging nach unten in den Arbeitsraum, wo die Sekretärinnen vor ihren Tastaturen saßen. Amelia stand neben einem Aktenschrank. Als ich hereinkam, drehte sie sich um. Wahrscheinlich verriet mich mein Gesichtsausdruck.

»Was ist passiert?«, fragte sie sofort.

»Nichts.« Doch dann spürte ich den Drang, mein Unbehagen mit jemandem zu teilen. »Na ja, er kommt mir ein bisschen gereizt vor.«

»Ach? Das passt eigentlich gar nicht zu ihm. Inwiefern?«

»Wegen nichts und wieder nichts hat er mich plötzlich angeblafft. Vielleicht ein bisschen viel der Körperertüchtigung heute Mittag«, sagte ich und versuchte das Ganze ins Witzige zu ziehen. »So was kann ja nicht guttun.«

Ich gab einer der Sekretärinnen – ich glaube, es war Lucy – die Disc und nahm mir die frischen Abschriften. Amelia stand immer noch da und schaute mich mit leicht zur Seite geneigtem Kopf an.

»Was ist?«, sagte ich.

»Sie haben recht. Irgendetwas macht ihm Sorgen. Gleich nach Ihrer Sitzung heute Morgen hat er einen Anruf bekommen.«

»Von wem?«

»Er kam auf seinem Handy. Er hat mir nicht gesagt, wer es war. Ich frage mich ... Alice, Darling, wärst du wohl so nett?«

Alice stand auf, und Amelia nahm ihren Platz vor dem Bildschirm ein. Ich glaube, ich habe noch nie Finger gesehen, die sich so schnell über eine Tastatur bewegen. Das Klicken der Plastiktasten verschmolz zu einem einzigen durchgehenden Schnurren. Es glich dem Geräusch einer Million umfallender Dominosteine. Fast genauso schnell wechselten die Bilder auf dem Monitor. Und dann, als Amelia fand, wonach sie gesucht hatte, verlangsamte sich das Klicken und verstummte mit einigen wenigen stakka-tohaften Anschlägen.

»Scheiße!«

Sie drehte den Bildschirm zu mir, lehnte sich zurück und schaute mich mit ungläubigem Blick an. Ich beugte mich vor und las. Oben stand »Eilmeldung«:

27. Januar, 14.57 Uhr (ET)

NEW YORK (AP) – Der frühere britische Außenminister hat den Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag aufgefordert, Vorwürfe zu untersuchen, nach denen der frühere britische Premierminister Adam Lang rechtswidrig angeordnet haben soll, verdächtige Personen zum Zweck der Folterung an die CIA zu übergeben.

Der vor Jahren von Premierminister Lang aus dem Kabinett entlassene Rycart ist derzeit UN-Sonderbeauftragter für Humanitäre Angelegenheiten und ein offener Kritiker der amerikanischen Außenpolitik. Rycart behauptete zum Zeitpunkt seines Ausscheidens aus der Regierung Lang, dass er gefeuert worden sei, weil man seine Politik für nicht hinreichend proamerikanisch gehalten habe.

In einer von seinem New Yorker Büro veröffentlichten Erklärung sagte Rycart, dass er dem Strafgerichtshof vor einigen Wochen mehrere Dokumente habe zukommen lassen. Die Dokumente – aus denen am Wochenende Einzelheiten einer britischen Zeitung zugespielt worden waren – belegen angeblich, dass Lang vor fünf Jahren als Premierminister persönlich die Verhaftung von vier britischen Staatsbürgern in Pakistan genehmigt habe. Rycart sagte außerdem: »Wiederholt habe ich die britische Regierung in persönlichen Gesprächen aufgefordert, diese illegale Aktion zu untersuchen. Ich habe mich als Zeuge für jede Ermittlung zur Verfügung gestellt. Die Regierung hat sich jedoch beständig geweigert, auch nur die Existenz einer ›Operation Tempest‹ anzuerkennen. Deshalb bleibt mir keine andere Wahl mehr, als das in meinem Besitz befindliche Beweismaterial dem Strafgerichtshof zu übergeben.«

»Dieser kleine Pisser«, flüsterte Amelia.

Das Telefon auf dem Schreibtisch klingelte. In das Gemimmel stimmte ein weiteres Telefon ein, das auf einem kleinen Tisch neben der Tür stand. Niemand rührte sich. Während Lucy und Alice zu Amelia schauten und auf Anweisungen warteten, machte sich auch Amelias Handy, das sie in einer kleinen Ledertasche an ihrem Gürtel trug, mit einem elektronischen Fiepsen bemerkbar. Für den Bruchteil einer Sekunde blitzte in Amelias Augen Panik auf – es muss einer der sehr wenigen Augenblicke in ihrem Leben gewesen sein, in dem sie nicht wusste, was sie tun sollte. Mangels Weisung streckte Lucy die Hand nach dem Telefon auf dem Schreibtisch aus.

»Finger weg!«, rief Amelia und fügte dann etwas ruhiger hinzu: »Wir brauchen erst eine einheitliche Sprachregelung.« Inzwischen klingelten auch in anderen Teilen des Hauses Telefone. Wie in einer Uhrenfabrik um Schlag zwölf. Amelia zückte ihr Handy und schaute auf die Nummer des Anrufers. »Die Meute ist im Anmarsch«, sagte sie und schaltete das Handy aus. Einige Sekunden lang trommelte sie mit den Fingerspitzen auf die Schreibtischplatte. »Okay. Alle Telefone austöpseln«, wies sie Alice an. Die Stimme klang schon fast wieder nach ihrer alten Selbstsicherheit. »Danach surfst du durch alle wichtigen Nachrichten-Websites und überprüfst, ob da vielleicht noch mehr von Rycart kommt. Lucy, du setzt dich vor einen Fernseher und behältst die Nachrichtensender im Auge.« Sie schaute auf ihre Armbanduhr. »Ist Ruth schon von ihrem Spaziergang zurück? Scheiße! Sie ist noch draußen, oder?«

Sie schnappte sich ihr schwarz-rotes Ringbuch und klackerte auf ihren Stöckelschuhen den Korridor hinunter. Weil ich nicht wusste, was ich tun sollte oder was sich überhaupt genau abspielte, entschied ich mich dafür, Amelia zu

folgen. Sie rief nach einem der Sicherheitsleute von der Special Branch. »Barry! Barry!« Besagter Mann steckte den Kopf aus der Küche. »Barry, such Mrs Lang, und bring sie so schnell wie möglich her.« Dann ging sie die Treppe zum Wohnzimmer hinauf.

Wieder saß Lang regungslos genauso da, wie ich ihn verlassen hatte. Der einzige Unterschied war, dass er sein kleines Handy in der Hand hielt. Als wir das Zimmer betraten, klappte er es zu.

»Nach dem Gebimmel zu urteilen, dürfte seine Presseerklärung jetzt draußen sein«, sagte er.

Amelia breitete wütend die Arme aus. »Warum haben Sie mir nichts gesagt?«

»Bevor ich es Ruth erzähle? Glaube kaum, dass das kluge Politik gewesen wäre, meinen Sie nicht auch? Außerdem wollte ich es einfach noch keinem erzählen.« Er schaute mich an. »Tut mir leid, dass ich vorhin so explodiert bin.«

Seine Entschuldigung rührte mich. Charme in Zeiten der Not, dachte ich. »Schon vergessen«, sagte ich.

»Und?«, fragte Amelia. »Haben Sie es Ruth inzwischen erzählt?«

»Ich wollte es ihr von Angesicht zu Angesicht sagen. Aber das war ja nun keine Option mehr. Ich habe sie gerade angerufen.«

»Und? Wie hat sie es aufgenommen?«

»Was glauben Sie?«

»Dieser kleine Pisser.«

»Sie müsste jeden Augenblick zurück sein.«

Lang stand auf, stützte die Hände in die Hüften und schaute aus dem Fenster. Wieder roch ich den leichten Geruch nach Schweiß. Ich musste an ein in die Enge getriebenes Tier denken. »Es sei ihm sehr wichtig, mich wissen zu

lassen, dass nichts Persönliches dahinterstecke«, sagte Lang mit dem Rücken zu uns. »Und es sei ihm *besonders* wichtig, mir mitzuteilen, dass es nur um seinen allgemein bekannten Standpunkt bezüglich der Menschenrechte gehe und dass er nicht länger habe schweigen können.« Verächtlich schnaubte er sein Spiegelbild an. »Sein ›allgemein bekannter Standpunkt bezüglich der Menschenrechte‹ ... großer Gott.«

»Glauben Sie, dass er das Gespräch mitgeschnitten hat?«, fragte Amelia.

»Wer weiß? Wahrscheinlich. Wahrscheinlich geht er damit sogar an die Öffentlichkeit. Bei dem ist alles möglich. Ich habe nur gesagt: ›Ich danke Ihnen, Richard, dass Sie mir Bescheid gegeben haben‹, und habe aufgelegt.« Lang drehte sich um und schaute uns mit gerunzelter Stirn an. »Es ist so leise da unten, das macht mich ganz nervös.«

»Ich habe die Telefone ausstecken lassen. Wir müssen erst eine Antwort ausarbeiten.«

»Was haben wir am Wochenende gesagt?«

»Dass wir vom Bericht in der *Sunday Times* noch keine Kenntnis hätten und dass wir nicht beabsichtigten, ihn zu kommentieren.«

»Wenigstens wissen wir jetzt, woher die ihre Geschichte hatten.« Lang schüttelte den Kopf. Sein Gesichtsausdruck verriet fast so etwas wie Bewunderung. »Er will mir wirklich an die Eier. Am Sonntag lässt er was an die Presse durchsickern und bereitet so den Boden für seine Erklärung am Dienstag. Statt eines Tages Berichterstattung drei Tage. So baut man Spannung auf. Exakt nach Lehrbuch.«

»Nach Ihrem Lehrbuch.«

Lang quittierte das Kompliment mit einem leichten Nicken und drehte sich wieder zum Fenster um.

»Oh, oh«, sagte er. »Ärger im Anmarsch.«

Eine kleine Gestalt in blauer Windjacke marschierte mit entschiedenen Schritten den *Weg* von den Dünen herunter. Sie ging so schnell, dass der Sicherheitsbeamte in ihrem Schlepptau gelegentlich ein paar Laufschriffe einlegen musste, um Anschluss zu halten. Zum Schutz gegen den Wind hatte sie die spitze Kapuze tief ins Gesicht gezogen und das Kinn fest auf die Brust gedrückt. Ruth Lang sah aus wie ein Ritter aus dem Mittelalter, der mit heruntergeklapptem Polyestervisier in die Schlacht zog.

»Adam, wir müssen unbedingt eine Stellungnahme herausgeben«, sagte Amelia. »Wenn Sie überhaupt nichts sagen oder zu lange warten, dann sieht das aus, als ...« Sie zögerte. »Na ja, sie werden ihre Schlüsse ziehen.«

»Also gut«, sagte Lang. »Wie wär's damit?« Amelia zog die Kappe von ihrem kleinen silbernen Stift und klappte das Ringbuch auf. »Zu Richard Rycarts Erklärung gibt Adam Lang folgende Stellungnahme ab: ‚Als in Großbritannien eine Politik der hundertprozentigen Unterstützung der USA in ihrem weltweiten Krieg gegen den Terror populär war, stimmte Mr Rycart ihr zu. Als diese Politik unpopulär wurde, lehnte er sie ab. Und als er aufgefordert wurde – aufgrund persönlicher Inkompetenz im Amt des Außenministers –, seinen Stuhl zu räumen, da entwickelte er plötzlich ein leidenschaftliches Interesse für die sogenannten Menschenrechte von Terrorismusverdächtigen. Ein dreijähriges Kind würde seine infantile Taktik durchschauen, mit der er versucht, seine früheren Kollegen in Misskredit zu bringen.‘ < Punkt. Absatz.«

Amelia hatte schon während Langs Diktat aufgehört mitzuschreiben. Sie schaute den ehemaligen Prermerminister an, und wenn ich nicht gewusst hätte, dass das unmöglich war, hätte ich geschworen, in einem Augenwinkel der

Eiskönigin die Andeutung einer Träne gesehen zu haben. Er hielt ihrem Blick stand. Von der offenen Tür war ein leises Klopfen zu hören, dann betrat Alice den Raum. Sie hielt ein Blatt Papier in der Hand.

»Entschuldigen Sie, Adam«, sagte sie. »Das kam gerade von der Nachrichtenagentur AP rein.«

Ich hatte den Eindruck, als ob Lang zögerte, den Blickkontakt mit Amelia abzubrechen, und da wusste ich – so sicher, wie ich jemals etwas gewusst habe –, dass ihre Beziehung nicht nur eine berufliche war. Nach einer, wie mir schien, peinlich langen Pause nahm er Alice das Blatt ab und begann zu lesen. In diesem Moment betrat Ruth den Raum. Inzwischen kam ich mir vor wie ein Theaterbesucher, der seinen Platz verlassen hatte, um nach der Toilette zu suchen, versehentlich auf die Bühne geraten war und sich nun mitten in der Aufführung befand: Die Hauptdarsteller taten so, als wäre ich Luft, und mir war klar, dass ich eigentlich verschwinden sollte, aber irgendwie fiel mir keine passende Ausrede für einen Abgang ein.

Als Lang fertig gelesen hatte, gab er Ruth das Blatt. »Aus gewissen Quellen in Den Haag, wer immer das auch sein mag«, verkündete er, »will Associated Press erfahren haben, dass die Anklagebehörde des Internationalen Strafgerichtshofes morgen früh eine Erklärung abgibt.«

»O Adam«, platzte es aus Amelia heraus. Sie schlug die Hand vor den Mund.

»Warum sind wir nicht gewarnt worden?«, fragte Ruth scharf. »Aus Downing Street? Warum hat uns die Botschaft nicht benachrichtigt?«

»Die Telefonleitungen sind unterbrochen«, sagte Lang. »Wahrscheinlich versuchen sie jetzt gerade durchzukommen.«

»Ich scheiß auf jetzt gerade«, schrie Ruth. »Jetzt gerade, was nutzt uns das? Wir hätten das vor einer Woche wissen müssen.« Sie fuhr herum. »Was macht ihr eigentlich den ganzen Tag?«, schnauzte sie Amelia zornig an. »Ich hab immer gedacht, Sie sind nur deshalb hier, um Kontakt zum Cabinet Office zu halten? Oder wollen Sie mir weismachen, dass die nichts davon gewusst haben?«

»Wenn die Anklagebehörde des Internationalen Strafgerichtshofs ermittelt, legt sie großen Wert darauf, den Verdächtigen nicht vorab darüber zu informieren«, sagte Amelia. »Oder, wie in diesem Fall, die Regierung, der der Verdächtige angehört hat. Damit keine Beweismittel vernichtet werden.«

Ihre Worte schienen Ruth die Sprache zu verschlagen. Sie brauchte einen Augenblick, um sich wieder zu fangen. »Also das ist Adam jetzt? Ein Verdächtiger?« Sie drehte sich zu ihrem Mann um. »Du musst mit Sid Kroll reden.«

»Wir wissen doch noch gar nicht, was der Gerichtshof sagen wird«, wandte Lang ein. »Ich glaube, ich rede erst mit London.«

»Adam«, sagte Ruth und sprach dann sehr langsam weiter, so als hätte er bei einem Unfall eine Gehirnerschütterung erlitten. »Wenn es denen passt, dann lassen die dich einfach im Regen stehen. Du brauchst einen Anwalt. Ruf Sid an.«

Lang zögerte, dann sagte er zu Amelia: »Holen Sie mir Sid ans Rohr.«

»Und die Presse?«

»Wir geben eine vorläufige Stellungnahme heraus. Ein oder zwei Sätze, mehr nicht.«

Amelia zückte ihr Handy und scrollte durch das Adressverzeichnis. »Soll ich was aufsetzen?«

»Warum macht er das nicht?«, fragte Ruth und zeigte dabei auf mich. »Er ist doch der Profi.«

»Gut«, sagte Amelia, wobei sie allerdings ihre Irritation nicht ganz verbergen konnte. »Aber es muss sofort raus.«

»Ich brauche eine Minute«, sagte ich.

»Es soll selbstbewusst klingen«, sagte Lang zu mir. »Natürlich nicht defensiv, das wäre tödlich. Aber auch nicht großmäulig. Keine Bitterkeit. Kein Zorn. Und bloß kein Wort darüber, dass ich mich über die Gelegenheit freue, meinen Namen reinwaschen zu können oder irgendeinen Scheiß in der Art.«

»Also«, sagte ich. »Sie sind nicht defensiv, aber auch nicht großmäulig, und Sie sind nicht sauer, aber auch nicht erfreut. Sowas?«

»Exakt.«

»Was genau sind Sie denn?«

Überraschenderweise, angesichts der Umstände, fingen alle an zu lachen.

»Hab ich dir nicht gesagt, dass er ein Witzbold ist?«, sagte Ruth.

Amelia hob plötzlich die Hand hoch und wedelte damit herum, um uns zum Schweigen zu bringen. »Hier Büro Adam Lang, Sidney Kroll bitte«, sagte sie. »Nein, sofort.«

*

Ich ging mit Alice nach unten und stellte mich hinter sie, während sie vor dem PC Platz nahm und geduldig darauf wartete, aus meinem Mund die Worte des ehemaligen Premierministers zu vernehmen. Erst jetzt, als ich anfang, über den Inhalt von Langs Stellungnahme nachzudenken, ging mir auf, dass ich ihm gar nicht die entscheidende Frage ge-

Ins Telefon sagte er: »Sehr gut, Sid. Und was wissen wir über die drei Richter?«

»Darf ich auch mal ein Blick drauf werfen?«, fragte Amelia, als wir zusammen die Treppe hinuntergingen.

Als ich ihr das Blatt gab, sah ich, dass Lang das Wort »innenpolitische« in den letzten Satz eingefügt hatte: »Der internationale Kampf gegen den Terror ist zu wichtig, als dass er für *innenpolitische* persönliche Rachezüge missbraucht werden darf.« Durch den starken Kontrast von »international« und »innenpolitisch« stand Rycart noch mickriger da.

»Sehr gut«, sagte Amelia. »Sie könnten der neue Mike McAra werden.«

Ich schaute sie von der Seite an. Ich glaube, sie meinte es als Kompliment. Was bei ihr allerdings immer schwer einzuschätzen war. Nicht dass es mich kümmerte. Zum ersten Mal in meinem Leben lernte ich das Adrenalin der Politik kennen. Ich begriff jetzt, warum Lang auch als Ruheständler so rastlos war. So musste Sport sein, dachte ich, wenn er am härtesten, am schnellsten betrieben wurde. Es war wie auf dem Centre Court in Wimbledon. Rycart hatte seinen Aufschlag dicht über die Netzkante gejagt, und wir mussten ihn kriegen, mussten den Schläger hinter den Ball bekommen und diesen wieder zurückschlagen, mit zusätzlichem Effet. Nacheinander wurden die Telefone alle wieder eingestöpselt, und sofort fingen sie an zu klingeln und forderten Aufmerksamkeit. Ich hörte, wie die Sekretärinnen die gierigen Reporter mit meinen Worten fütterten – »*Ich bin immer ein engagierter Verfechter der Arbeit des Internationalen Gerichtshofs gewesen.*« Ich sah, wie meine Worte per E-Mail an die Nachrichtenagenturen gingen. Und wenige Minuten später sah und hörte ich sie wieder, auf dem Computer- und Fernsehbildschirm. (»In einer vor

wenigen Minuten veröffentlichten Stellungnahme äußert der frühere Premierminister ...«) Die Welt war unsere Echokammer geworden.

Inmitten dieses Trubels klingelte mein eigenes Handy. Ich presste den Hörer ans Ohr und musste einen Finger ins andere stecken, um den Anrufer verstehen zu können. Eine schwache Stimme sagte: »Hören Sie mich?«

»Wer spricht da?«

»John Maddox. Rhinehart, New York. Wo zum Teufel sind Sie? Hört sich an wie ein Irrenhaus bei Ihnen.«

»Sie sind nicht der Erste, der das so .zonht

dem ich die Tür geschlossen hatte, konnte ich noch das schwache Geräusch der klingelnden Telefone vom anderen Ende des Hauses hören. Die Vorstellung, dass Lang sich bis zum Erscheinen des Buches um jedes Wort über die illegale Kidnapping-Aktion und die Folterungen würde herumdrücken können, war lächerlich. Natürlich äußerte ich mich gegenüber dem Vorstandsvorsitzenden des drittgrößten Verlagshauses der Welt nicht in exakt diesen Worten. »Ich werde es ihm ausrichten, John«, sagte ich. »Möglicherweise ist es die Mühe wert, sich mal mit Sidney Kroll zu unterhalten. Adam könnte vielleicht eine Erklärung abgeben, dass ihm seine Anwälte geraten haben, den Mund zu halten.«

»Gute Idee. Ich rufe Sid sofort an. In der Zwischenzeit möchte ich, dass Sie den Zeitplan beschleunigen.«

»Beschleunigen?« In dem leeren Raum klang meine Stimme dünn und hohl.

»Klar. Beschleunigen. Gas geben, auf die Tube drücken, Tempo machen. Jetzt ist Lang heiß. Die Leute fangen wieder an, sich für ihn zu interessieren. Wir können es uns nicht leisten, uns so eine Gelegenheit durch die Lappen gehen zu lassen.«

»Heißt das, Sie wollen das Buch in *weniger* als einem Monat?«

»Ich weiß, das ist hart. Und es bedeutet wahrscheinlich, dass wir uns mit ein bisschen Feinschliff an dem Manuskript begnügen und das komplette Umschreiben vergessen müssen. Und? Was soll's? Das meiste von dem Zeug liest doch sowieso keiner. Je früher wir rauskommen, desto mehr verkaufen wir. Was meinen Sie, kriegen Sie das hin?«

Die Antwort ist Nein, du glatzköpfiger Wichser, du psychopathischer Schwanz. Hast du dir diesen Müll überhaupt

mal durchgelesen? Dir hat doch jemand ins Hirn geschissen.
»Nun, John«, sagte ich milde, »ich kann's versuchen.«

»Brav. Und machen Sie sich keine Sorgen wegen Ihres Vertrags. Wir zahlen Ihnen für zwei Wochen das Gleiche wie für vier. Ich sag's Ihnen, wenn diese Kriegsverbrecher-sache hochgeht, dann könnte das die Antwort auf all unsere Gebete sein.«

Als er schließlich auflegte, waren die zwei Wochen von einer willkürlich aus der Luft gegriffenen Zahl zu einem fixen Abgabetermin geworden. Die vierzig Interviewstunden mit Lang, die sein gesamtes Leben hätten umspannen sollen, waren abgeblasen worden: Ich würde mich gezielt auf den Krieg gegen den Terror konzentrieren, und damit würden die Memoiren auch beginnen. Was den Rest betraf, so würde ich mein Bestes tun, um ihn zu verbessern oder, wenn die Zeit dafür blieb, neu zu schreiben.

»Was, wenn Adam nicht scharf darauf ist?«, hatte ich zum Schluss noch gefragt.

»Das wird er«, sagte Maddox. »Und falls nicht, dann erinnern Sie *Adam*« – der Tonfall implizierte, dass wir für ihn nichts weiter als zwei verschwuchtete Engländer waren – »an seine vertragliche Verpflichtung, uns ein Buch mit einem vollständigen und wahrheitsgetreuen Bericht über den Krieg gegen den Terror zu liefern. Ich verlasse mich auf Sie. Okay?«

In einem Solarium ohne Sonne kann man ziemlich melancholisch werden. Ich sah, dass der Gärtner an genau der gleichen Stelle arbeitete wie gestern. Steif und ungelenkt in seinen dicken Wintersachen, schaufelte er wieder Laub in die Schubkarre. Kaum hatte er einen Flecken gesäubert, blies ihm der Wind schon den nächsten Schwung Blätter vor die Füße. Ich lehnte mich an die Wand, starrte hinauf

zur Decke und gestattete mir einen kurzen Augenblick der Verzweiflung sowie ein paar Gedanken über die Vergänglichkeit von Sommertagen und des menschlichen Glücks ganz allgemein. Ich versuchte Rick zu erreichen, aber sein Assistent sagte mir, er sei nicht im Büro. Ich ließ ihm ausrichten, er solle mich zurückrufen. Dann machte ich mich auf die Suche nach Amelia.

Sie war weder im Büro, wo die Sekretärinnen immer noch Anrufer abfertigten, noch im Gang oder in der Küche. Ich war überrascht, als mir einer der Wachpolizisten sagte, sie sei draußen. Es war bestimmt schon nach vier, und es wurde allmählich kalt. Sie stand in der Wendebucht vor dem Haus. Wenn sie an ihrer Zigarette zog, glühte die Spitze hellrot auf und verschwand dann wieder im Halbdunkel des Januarnachmittags.

»Ich hätte nicht gedacht, dass Sie rauchen«, sagte ich.

»Ab und zu gönne ich mir eine. Aber nur, wenn ich sehr gestresst oder sehr zufrieden bin.«

»Und weshalb jetzt?«

»Sehr lustig.«

Gegen die Kälte hatte sie ihren Blazer bis ganz oben zugeknöpft. Sie rauchte auf diese eigenartige *Noli me tangere*-Art bestimmter Frauen, den einen Arm locker um die Taille gelegt und den anderen – den mit der Hand, die die Zigarette hielt – schräg über der Brust. Ich roch den angenehmen Duft des brennenden Tabaks in der frischen Luft und verspürte sofort selbst den Wunsch nach einer Zigarette. Es wäre die erste nach mehr als zehn Jahren gewesen, und ich wäre sicherlich umgehend wieder bei vierzig Stück pro Tag angelangt – trotzdem, hätte sie mir in diesem Augenblick eine angeboten, ich hätte sie genommen.

Aber sie bot mir keine an.

»John Maddox hat gerade angerufen«, sagte ich. »Er will das Buch jetzt nicht mehr erst in vier, sondern schon in zwei Wochen.«

»Gott. Na dann, viel Glück.«

»Ich nehme an, die Chance, dass ich Adam heute noch mal für ein Interview begeistern kann, ist gleich null, oder?«

»Was glauben Sie?«

»Tja, könnten Sie dann Bescheid sagen, dass mich jemand ins Hotel zurückfährt? Ich arbeite da weiter.«

Sie blies den Rauch durch die Nase aus und schaute mich prüfend an. »Sie haben ja wohl nicht vor, das Manuskript mitzunehmen, oder?«

»Natürlich nicht!« Wenn ich lüge, geht meine Stimme immer um eine Oktave in die Höhe. Ich hätte nie Politiker werden können: Ich hätte mich ständig angehört wie Donald Duck. »Ich will nur das, worüber wir heute gesprochen haben, in die richtige Form bringen, das ist alles.«

»Ihnen ist hoffentlich klar, wie ernst das ist, was sich da gerade zusammenbraut.«

»Natürlich. Sie können meinen Laptop gern überprüfen.«

Sie schwieg gerade so lange, um mir ihr Misstrauen deutlich zu machen. »Okay«, sagte sie dann und zog ein letztes Mal an ihrer Zigarette. »Ich vertraue Ihnen.« Sie ließ den Stummel auf den Boden fallen, trat ihn geziert mit der Schuhspitze aus, bückte sich und hob ihn auf. Ich stellte sie mir auf dem Schulhof vor, wie sie auf ähnliche Weise das Beweisstück entfernte: die Schulsprecherin, die man nie beim Rauchen erwischte. »Holen Sie Ihr Zeug. Ich sag einem der Jungs Bescheid, dass er Sie nach Edgartown fährt.«

Wir gingen zurück ins Haus und trennten uns im Flur.

Sie strebte den klingelnden Telefonen zu, ich ging die Treppe zum Arbeitszimmer hinauf. Als ich mich der Tür näherte, hörte ich, dass Ruth und Adam Lang sich anschrien. Ihre Stimmen drangen nur gedämpft an mein Ohr, und das Einzige, was ich deutlich verstehen konnte, waren die Schlussworte von Ruths letzter Tirade:»... *um hier für den Rest meines Lebens zu versauern?*« Die Tür war nur angelehnt. Ich zögerte. Ich wollte da nicht hineinplatzen, andererseits wollte ich mich auch nicht vor der Tür herumdrücken und dann als vermeintlicher Lauscher erwischt werden. Schließlich klopfte ich leise an, und nach ein paar Sekunden hörte ich Adams müde Stimme. »Herein.«

Er saß am Schreibtisch, seine Frau stand in der anderen Ecke des Zimmers. Beide atmeten schwer, und ich spürte, dass sich gerade etwas Folgenschweres ereignet hatte – der Ausbruch einer seit Langem unterdrückten Explosion. Ich begriff jetzt, warum Amelia auf eine Zigarette vors Haus geflüchtet war.

»Tut mir leid, dass ich störe«, sagte ich und deutete auf meine Habseligkeiten. »Ich wollte nur ...«

»Schon gut«, unterbrach mich Lang.

»Ich rufe jetzt die Kinder an«, sagte Ruth mit bitterer Stimme. »Oder hast du das schon erledigt?«

Lang schaute sie nicht an. Er schaute mich an. Und wie viele Bedeutungsschichten offenbarten sich mir in diesen trüben graugrünen Augen! In diesem einen langen Augenblick lud er mich ein, einen Blick auf das zu werfen, was aus ihm geworden war: Er war seiner Macht beraubt, wurde von seinen Gegnern beleidigt, war gehetzt, hatte Heimweh, saß in der Falle zwischen Frau und Geliebter. Hundert Seiten hätte man schreiben können über diesen einen kurzen Blick und hätte dennoch nicht alles erfasst.

»Entschuldigen Sie mich«, sagte Ruth und schob mich ziemlich grob zur Seite, ich prallte richtiggehend mit ihrem kleinen, harten Körper zusammen. Im gleichen Augenblick erschien Amelia in der Tür. Sie hielt ein Telefon in der Hand.

»Adam«, sagte sie. »Das Weiße Haus. Der Präsident der Vereinigten Staaten.« Sie lächelte mich an. »Wenn Sie so freundlich wären?« Sie geleitete mich zur Tür. »Wir brauchen das Zimmer.«

*

Als ich in meinem Hotel eintraf, war es schon fast dunkel. Der Himmel war gerade noch hell genug, dass ich sehen konnte, wie sich vom Atlantik her große schwarze Gewitterwolken über Chappaquiddick auftürmten. An der Rezeption saß das Mädchen mit der kleinen weißen Spitzenhaube. Es sagte, dass eine Schlechtwetterperiode im Anzug sei.

Ich ging nach oben auf mein Zimmer, blieb noch eine Zeit lang im Dunkeln stehen und lauschte dem Knarzen des alten Hotelschildes und dem unablässigen Donnern und Rauschen der Brandung jenseits der leeren Straße. In dem Augenblick, als sich plötzlich der Leuchtturm einschaltete, zeigte der Lichtstrahl genau auf das Hotel, und das plötzlich rot aufflammende Zimmer riss mich aus meinen Träumereien. Ich machte die Nachttischlampe an und holte den Laptop aus der Schultertasche. Wir hatten schon einiges zusammen durchgemacht, mein Laptop und ich. Wir hatten Rockstars ertragen, die sich für den Messias hielten und der Mission frönten, den Planeten zu retten. Wir hatten einsilbig grunzende Fußballer überlebt, neben denen sich jeder

Silberrückengorilla wie ein Shakespeare-Rezitor ausgenommen hätte. Wir hatten es mit kurz darauf schon wieder vergessenen Schauspielern aufgenommen, die mit dem Ego und der Entourage eines römischen Kaisers protzten. Ich gab dem Laptop einen sentimental Klaps. Sein einstmal glänzendes Metallgehäuse war inzwischen zerkratzt und zerbeult: ehrenvolle Wunden aus einem Dutzend Schlachten. Auch das hier würden wir irgendwie überstehen.

Ich stöpselte den Laptop in das Festnetz des Hotels ein, wählte die Nummer meines Internetproviders und ging, während sich die Verbindung aufbaute, ins Bad, um mir ein Glas Wasser zu holen. Das Gesicht, das mich aus dem Spiegel anstarrte, markierte sogar im Vergleich zum Gespenst vom Vorabend eine weitere Stufe des Verfalls. Ich zog die unteren Augenlider herunter und begutachtete das dotterartige Weiße meiner Augen, bevor ich mich meinen vergilbenden Zähnen und ergrauenden Haaren sowie dem feinen roten Netzwerk auf meinen Backen und meiner Nase zuwandte. Martha's Vineyard schien meinen Alterungsprozess zu beschleunigen. Ein Shangri-La des Zerfalls.

Aus dem Zimmer hörte ich die vertraute Ansage: »Sie haben Post.«

Ich sah sofort, dass etwas nicht stimmte. Erst kam eine Latte Spam-Mails mit den üblichen Angeboten, von der Penisvergrößerung bis zum *Wall Street Journal*, dann eine E-Mail aus Ricks Büro, die den Eingang der ersten Rate des Honorars bestätigte. So ziemlich das Einzige, was nicht aufgelistet war, war die E-Mail, die ich am Nachmittag an mich selbst geschickt hatte.

Einige Sekunden lang starrte ich tumb auf den Bildschirm, dann öffnete ich auf der Festplatte des Laptops den Ordner, der automatisch jede ein- und ausgehende E-Mail

speicherte. Und dort befand sich, zu meiner großen Erleichterung, an der Spitze der gesendeten E-Mails eine E-Mail mit dem Titel »Kein Betreff«, an die ich das Manuskript von Adam Langs Memoiren angehängt hatte. Als ich dann die leere E-Mail öffnete und auf den Button mit der Aufschrift »Download« klickte, erhielt ich nur die Nachricht: »Diese Datei ist im Augenblick nicht verfügbar.« Ich versuchte es noch ein paarmal, aber immer mit dem gleichen Ergebnis.

Mit meinem Handy rief ich die Internetfirma an.

Den detaillierten Bericht über die schweißtreibende halbe Stunde, die nun folgte, kann ich mir sparen – das endlose Auswählen aus Listen von Optionen, das Hängen in der Warteschleife, das Kaufhausmusikgedudel, die zunehmend gereiztere Unterhaltung mit dem Firmenvertreter in Uttar Pradesh oder wo immer der Kerl auch saß.

Das Resultat: Das Manuskript war verschwunden, und die Internetfirma hatte keine Aufzeichnung darüber, dass es jemals existiert hatte.

Ich legte mich aufs Bett.

Ich habe nicht gerade ein Händchen fürs Technische, aber sogar ich begann langsam zu begreifen, was geschehen sein musste. Langs Manuskript war irgendwie aus dem Speicher der Computer meines Internetproviders gelöscht worden. Wofür es zwei Erklärungen geben konnte. Die erste: Es war erst gar nicht sachgerecht übertragen worden – was aber nicht sein konnte, da ich, noch während ich in Rhineharts Arbeitszimmer war, die beiden Meldungen »Ihre Datei wurde übertragen« und »Sie haben Post« selbst gehört hatte. Die zweite Möglichkeit: Die Datei war nach dem Übertragen gelöscht worden. Aber wie? Das würde bedeuten, dass jemand direkten Zugang zu den Computern

einer der größten Internetkonzerne der Welt hatte und dass dieser Jemand in der Lage war, seine Spuren nach Belieben zu verwischen. Es würde auch bedeuten, ja es bedeutete zwangsläufig, dass *alle* meine E-Mails überwacht wurden.

Ricks Stimme schlich sich in mein Hirn: *Wow! Ziemliche Operation. Für eine Zeitung eine Nummer zu groß. Da muss schon eine Regierung ...* Und sofort danach Amelias Stimme: *Ihnen ist hoffentlich klar, wie ernst das ist, was sich da gerade zusammenbraut.*

»Aber das Buch ist Scheiße!«, schrie ich verzweifelt das Porträt des alten Walrangkapitäns an, das gegenüber dem Bett an der Wand hing. »Da steht nichts drin, was den ganzen Ärger wert ist!«

Der finstere viktorianische Seebär schaute mich ungerührt an. Du hast dein Versprechen gebrochen, schien er mir mit seinem Gesichtsausdruck zu sagen. Und irgendeine namenlose Macht da draußen, die weiß das.

ACHT

Meine Kunden sind oft beschäftigte Leute und nur schwer zu erwischen; manchmal sind sie eigenwillig. Folglich verlässt sich der Verleger auf seinen Ghost, damit der Produktionsprozess so reibungslos wie möglich abläuft.«

»GHOSTWRITER«

Es versteht sich, dass ich an jenem Abend nicht mehr arbeitete. Ich machte nicht einmal den Fernseher an. Ich sehnte mich einzig und allein nach Vergessen. Ich schaltete mein Handy aus, ging nach unten in die Bar, und als diese dichtmachte, saß ich noch bis weit nach Mitternacht in meinem Zimmer und leerte eine Flasche Scotch – was zweifellos erklärt, warum ich diesmal die ganze Nacht durchschlief.

Das Telefon auf dem Nachttisch weckte mich. Ich hatte das Gefühl, als ließe der schrille metallische Ton meine Augäpfel in ihren staubtrockenen Höhlen vibrieren, und als ich mich umdrehte, um den Hörer abzunehmen, kam es mir so vor, als löste sich der Magen aus meinem Körper und rutschte über die Matratze auf den Boden wie ein straff gefüllter Ballon, in dem irgendeine giftige, zähe Flüssigkeit hin und her schwappte. Das Zimmer drehte sich, mir war heiß. Die Klimaanlage war voll aufgedreht. Ich öffnete die

Augen und sah, dass ich vollständig angezogen war und alle Lichter brannten.

»Sie müssen sofort aus dem Hotel ausziehen«, sagte Amelia. Ihre Stimme durchbohrte meinen Schädel wie eine Stricknadel. »Ein Wagen ist unterwegs.«

Das war alles, was sie sagte. Ich erhob keinen Einspruch, ich war gar nicht in der Lage dazu. Dann war sie weg.

Ich habe einmal gelesen, dass die alten Ägypter ihren Pharaos bei der Mumifizierung mit einem Haken das Gehirn durch die Nase aus dem Schädel zogen. Irgendwann letzte Nacht musste man auch mich einer ähnlichen Prozedur unterzogen haben. Ich schlurfte über den Teppich, zog den Vorhang zur Seite und sah einen Himmel und ein Meer, beide so grau wie der Tod. Nichts rührte sich. Die Stille war vollkommen, nicht einmal das Schreien einer Möwe störte sie. Kein Zweifel, ein Sturm war im Anzug: Sogar ich erkannte das.

Doch dann, gerade als ich mich wieder umdrehen wollte, hörte ich ein schwaches Motorengeräusch. Ich blinzelte hinunter auf die Straße und sah, dass direkt unter meinem Fenster ein paar Autos hielten. Die Türen des ersten öffneten sich, und zwei Männer stiegen aus – junge Männer, die anscheinend gut in Form waren, sie trugen Ski-jacken, Jeans und Stiefel. Der Fahrer schaute zu meinem Fenster hoch, worauf ich unwillkürlich einen Schritt zurücktrat. Als ich einen zweiten Blick riskierte, stand der Mann am Heck des Wagens und beugte sich in den geöffneten Kofferraum. Als er sich wieder aufrichtete, hatte er etwas in der Hand, das ich in meiner Paranoia einen Augenblick lang für ein Maschinengewehr hielt. Tatsächlich war es eine Fernsehkamera.

Dann wurden meine Bewegungen schnell, zumindest so

schnell, wie es mein Zustand erlaubte. Ich öffnete das Fenster und ließ eiskalte Luft ins Zimmer. Ich zog mich aus, nahm eine lauwarme Dusche und rasierte mich. Ich zog frische Sachen an und packte. Als ich unten vor der Rezeption stand, war es Viertel vor neun – die erste Fähre vom Festland hatte vor einer Stunde in Vineyard Haven angelegt –, und das Hotel glich dem Tagungsort für einen internationalen Medienkongress. Was immer man auch gegen Adam Lang einzuwenden hatte, für die Wirtschaft vor Ort wirkte es jedenfalls Wunder: Seit dem Unfall von Chappaquiddick war in Edgartown nicht mehr so viel Betrieb gewesen. Schätzungsweise dreißig Leute standen und saßen herum, tranken Kaffee, tauschten in einem halben Dutzend Sprachen Geschichten aus, hingen an ihren Handys oder überprüften ihre Ausrüstung. Ich hatte genug mit Reportern zu tun gehabt, um die verschiedenen Typen auseinanderhalten zu können. Waren die Fernsehkorrespondenten gekleidet, als gingen sie zu einer Beerdigung, so sahen die Schreiberlinge von den Nachrichtenagenturen aus, als wären sie die Totengräber.

Ich kaufte mir eine *New York Times* und ging ins Restaurant, wo ich erst einmal drei Gläser Orangensaft auf ex trank, bevor ich mich der Zeitung widmete. Lang war nicht länger im Auslandsteil begraben. Er sprang mir gleich auf der Titelseite entgegen:

BRITISCHER EXPREMIER VOR ANKLAGE WEGEN KRIEGSVERBRECHEN?

ENTSCHEIDUNG HEUTE

EX-AUSSENMINISTER: LANG GENEHMIGTE FOLTER DURCH CIA

In dem Artikel hieß es, Lang habe eine »harsche« Stellungnahme veröffentlicht (ich verspürte prickelnden Stolz). Wei-

ter hieß es, Lang sei »kampfbereit«, und er werde »mit jedem weiteren Schicksalsschlag fertig werden«, nachdem schon »Anfang des Jahres ein enger Mitarbeiter bei einem Unfall ertrunken war«. Die Affäre sei »höchst unangenehm« für die britische und die amerikanische Regierung. »Ein hoher Regierungsbeamter bekräftigte jedoch, dass sich das Weiße Haus loyal hinter einen Mann stelle, der sein engster Verbündeter gewesen sei. ›Er hat zu uns gestanden, und jetzt werden wir zu ihm stehen«, sagte der Beamte, der ungenannt bleiben wollte.«

Als ich dann den letzten Absatz las, hätte ich fast meinen Kaffee aufs Tischtuch gepruset:

Die Veröffentlichung von Langs Memoiren, die für Juni geplant war, wurde auf Ende April vorgezogen. John Maddox, Vorstandsvorsitzender von Rhinehart Publishing Inc., die für das Buch zehn Millionen Dollar bezahlt haben soll, sagte, dass dem Manuskript gerade der letzte Feinschliff verpasst werde. »Das wird ein verlegerisches Ereignis von Weltrang«, erklärte Maddox gestern der *New York Times* in einem Telefoninterview. »Als erster Staatschef der westlichen Welt legt Adam Lang einen umfassenden Insider-Bericht über den Krieg gegen den Terror vor.«

Ich stand auf und durchquerte würdevoll die Hotellobby, wobei ich vorsichtig die Kamerataschen, die 600-Millimeter-Zoom-Objektive und die Handmikros mit den wuscheligen grauen Windschutzüberzügen umkurvte. Die Stimmung unter den Mitgliedern der »Vierten Gewalt« war aufgeräumt, es herrschte fast Partyatmosphäre, vergleichbar vielleicht der unter feinen Leuten im 18. Jahrhundert, wenn sie einem vergnüglichen Tag bei einer Hinrichtung entgegensahen.

»Neuigkeiten aus der Heimatredaktion«, rief einer laut.
»Die Pressekonferenz in Den Haag findet jetzt um zehn Uhr statt. Ostküstenzeit.«

Unbemerkt gelangte ich auf die Veranda, von wo aus ich meinen Agenten anrief. Sein Assistent hob ab – Biff oder Bill oder Bull, ich weiß den Namen nicht mehr, Rick wechselte seine Mitarbeiter fast so oft wie seine Frauen.

Ich verlangte nach Rick.

»Er ist im Augenblick nicht da.«

»Wo ist er?«

»Angeln.«

»Angeln?«

»Er hat gesagt, er ruft ab und zu an, ob es was Neues gibt.«

»Nett von ihm. Wo ist er?«

»Im Bouma National Heritage Rainforest Park.«

»Gott, wo ist das denn?«

»Das war so eine Spontanentscheidung ...«

»Wo?«

Biff oder Bill oder Bull zögerte.

»Fidschi-Inseln.«

*

Der Minivan fuhr mit mir den Hügel hinauf, vorbei an dem Buchladen, dem kleinen Kino und der Walfangerkirche. Als wir Edgartown hinter uns gelassen hatten, folgten wir nicht den Wegweisern nach rechts in Richtung Vineyard Haven, sondern nach links in Richtung West Tisbury. Das hieß zumindest, dass man mich zum Rhinehart-Anwesen brachte und nicht wegen Verstoßes gegen den Official Secrets Act direkt zur Fähre. Auf dem Sitz neben mir lag mein Koffer.

Ich saß hinter dem Fahrer, einem der jüngeren Wachpolizisten, der die Standarduniform trug, graue Reißverschlussjacke und schwarze Krawatte. Er suchte im Rückspiegel den Augenkontakt zu mir und sagte, dass das Ganze eine ziemlich üble Sache sei. Ich antwortete knapp, ja, ziemlich übel, und schaute dann demonstrativ aus dem Fenster, um nicht weiter mit ihm sprechen zu müssen.

Wir erreichten schnell flaches Land. Parallel zur Straße verlief ein verwaister Radweg, dahinter dehnte sich düsterer Wald aus. Mein schwacher Körper mochte sich auf Martha's Vineyard befinden, aber mein Geist befand sich auf den süd pazifischen Fidschi-Inseln. Ich dachte an Rick und überlegte mir ausgeklügelte und demütigende Methoden, mit denen ich ihn nach seiner Rückkehr feuern könnte. Der rationale Teil von mir wusste, dass ich das nie tun würde – warum sollte er nicht ein bisschen zum Angeln fahren? Aber an jenem Morgen hatte der irrationale Teil das Sagen. Wahrscheinlich hatte ich Angst, und die beeinträchtigt die Urteilskraft eines Menschen mehr als Alkohol oder Erschöpfung. Ich fühlte mich hintergangen, im Stich gelassen, ungerecht behandelt.

»Sobald ich Sie abgeliefert habe, Sir«, sagte der Beamte, den mein Schweigen nicht zu beeindrucken schien, »muss ich noch Mr Kroll vom Flugplatz abholen. Wenn die Anwälte auf der Bildfläche erscheinen, weiß man immer, dass die Sache ziemlich übel steht.« Er hörte auf zu sprechen und beugte sich zur Windschutzscheibe vor. »Scheiße, geht das wieder los.«

Es sah aus wie ein Verkehrsunfall. Die blinkenden Blaulichter von ein paar Streifenwagen leuchteten dramatisch im düsteren Morgenlicht und illuminierten die Bäume wie ein Wetterleuchten in einer Wagner-Oper. Als wir näher

kamen, konnte ich sehen, dass zu beiden Seiten der Straße etwa ein Dutzend Autos und Vans parkten. Menschen standen herum. Träge wie das Gehirn manchmal Informationen zusammenfügt, nahm ich zunächst an, dass es sich um eine Massenkarambolage handelte. Doch als unser Minivan das Tempo drosselte und den Blinker setzte, um nach links abzubiegen, liefen die Leute zum Straßenrand, hoben irgendwelche Dinge auf und kamen auf uns zugerannt. »Lang! Lang! Lang!«, brüllte eine Frau durch ein Megafon. »Lügner! Lügner! Lügner!« Bilder von Lang im Sträflingsanzug, mit blutigen Händen Gitterstäbe umklammernd, hüpfen vor unserer Windschutzscheibe auf und ab. »GESUCHT! KRIEGSVERBRECHER! ADAM LANG!«

Die Polizei von Edgartown hatte die Zufahrt zum Rhinehart-Anwesen mit Pylonen abgesperrt, die sie jetzt schnell zur Seite räumte, um uns durchzulassen. Trotzdem mussten wir kurz anhalten, was den Demonstranten ausreichte, um den Wagen einzukreisen. Ein Hagel von Faustschlägen und Fußtritten prasselte gegen die Seiten des Minivans. Ich sah ganz kurz eine Gestalt, einen Mann, der in einer Art Mönchskutte in einem grellweißen Lichtbogen stand. Er wandte sich von dem Interviewer ab und schaute zu uns her. Von irgendwoher kannte ich diesen Mann. Doch dann verschwand er hinter der Speißrutenwand aus verzerrten Gesichtern, trommelnden Fäusten und spritzender Spucke.

»Friedensdemonstranten«, sagte mein Fahrer. »Scheiße, das sind immer die brutalsten.« Er drückte aufs Gas, die Hinterreifen drehten kurz durch, packten dann zu, und im nächsten Augenblick schossen wir in den stummen Wald.

Im Gang lief ich Amelia über den Weg. Geringschätzig, wie es nur eine Frau konnte, schaute sie mein einziges Gepäckstück an.

»Ist das wirklich alles?«

»Ich reise leicht.«

»Leicht? *Ultralight* trifft's wohl besser.« Sie seufzte. »Na los, kommen Sie mit.«

Mein Gepäckstück war einer von diesen allgegenwärtigen Rollkoffern mit ausziehbarem Griff und kleinen Rädern. Er verursachte ein geschäftiges Rattern auf dem Steinboden, während ich Amelia durch den Gang in den hinteren Teil des Hauses folgte.

»Ich habe gestern Abend ein paarmal versucht, Sie zu erreichen«, sagte sie, ohne sich umzudrehen. »Aber Sie haben nicht abgehoben.«

Bingo, dachte ich, jetzt kommt's.

»Ich hatte vergessen, den Akku aufzuladen.«

»Hm. Und was war mit dem Telefon in Ihrem Zimmer? Da habe ich es auch probiert.«

»Ich war aus.«

»Bis Mitternacht?«

Ich zuckte innerlich zusammen. »Was gab's denn so Wichtiges?«

»Das hier.«

Sie blieb vor einer Tür stehen, öffnete sie und trat einen Schritt zur Seite, um mir den Vortritt zu lassen. Das Zimmer lag im Dunkeln, aber die schweren Vorhänge waren in der Mitte nicht ganz zugezogen, sodass genügend Licht ins Innere fiel, um die Umrisse eines Doppelbetts zu erkennen. Es roch nach muffigen Klamotten und Alte-Damen-Seife. Amelia durchquerte den Raum und zog mit einer forschenden Bewegung die Vorhänge zurück.

»Ab heute schlafen Sie hier.«

Es war ein einfaches Zimmer mit Glasschiebetür, durch die man direkt auf den Rasen gelangte. Außer dem Bett befanden sich ein Schreibtisch mit einer verstellbaren Arbeitslampe in dem Raum, ein Armsessel, der mit etwas Beigefarbenem, grob Gewebtem überzogen war, und ein Einbauschränk mit Spiegeltüren, der eine ganze Wand einnahm. Außerdem konnte ich durch eine offene Tür in ein weiß gefliestes Bad sehen: Es war sauber, funktionell, trostlos.

Ich versuchte mich an einem Witz. »Hier sperren Sie also die Uroma weg.«

»Nein, McAra.«

Sie schob eine der Türen des Kleiderschranks auf, in dem ein paar Kleiderbügel mit Jacketts und Hemden hingen. »Wir sind noch nicht dazu gekommen, die Sachen auszuräumen. McAras Mutter lebt im Altersheim, sie hat keinen Platz dafür. Aber Sie reisen ja leicht, wie Sie sagen. Außerdem ist es nur für ein paar Tage, jetzt, wo man die Veröffentlichung vorgezogen hat.«

Ich bin nie sonderlich abergläubisch gewesen, aber ich glaube daran, dass bestimmte Orte eine Ausstrahlung haben, und vom ersten Augenblick an, als ich das Zimmer betrat, habe ich es nicht gemocht. Die Vorstellung, McAras Kleidungsstücke zu berühren, erfüllte mich mit einem Gefühl, das an Panik grenzte.

»Ich habe mich immer an eine Regel gehalten, die besagt, dass ich nie im Haus meines Auftraggebers schlafe«, sagte ich, wobei ich versuchte, entspannt und beiläufig zu klingen. »Am Ende eines Arbeitstages ist es mir äußerst wichtig, den Ort meiner Arbeit verlassen zu können.«

»Aber Sie haben hier immerhin dauerhaften Zugriff auf

das Manuskript. Wollten Sie das nicht?« Sie bedachte mich mit einem Lächeln, in dem sich ausnahmsweise eine aufrichtige Fröhlichkeit spiegelte. Sie hatte mich exakt da, wo sie mich haben wollte, im buchstäblichen wie übertragenen Sinn. »Außerdem, vor den Spießruten der Medienmeute gibt es kein Entrinnen. Früher oder später kriegen die raus, wer Sie sind, und dann kommen die nervenden Fragen. Und das wird grässlich. Hier können Sie in Frieden arbeiten.«

»Haben Sie kein anderes Zimmer für mich?«

»Im Haupthaus gibt es nur sechs Schlafzimmer. Jeweils eins für Adam und Ruth. Eins für mich. Die Mädchen teilen sich eins. Die Wachpolizisten brauchen eins, wenn sie Nachtschicht haben. Und der Gästebereich ist komplett von der Special Branch belegt. Seien Sie nicht so zimperlich, die Bettwäsche ist frisch.« Sie konsultierte ihre elegante goldene Armbanduhr. »Ich mache Ihnen einen Vorschlag. Sidney Kroll muss jede Minute eintreffen. Die Erklärung des Strafgerichtshofs wird in einer knappen halben Stunde erwartet. Warum räumen Sie nicht Ihre Sachen ein, und dann kommen Sie nach oben und setzen sich mit uns vor den Fernseher? Egal, wie die entscheiden, Sie sind in jedem Fall davon betroffen. Sie sind jetzt praktisch einer von uns.«

»Ach ja?«

»Sie haben gestern die Presseerklärung verfasst. Damit sind Sie Komplize.«

Sie verließ das Zimmer, aber ich packte nicht aus. Den Mumm hatte ich noch nicht. Ich setzte mich vorsichtig auf die Bettkante, schaute aus dem Fenster und betrachtete den windzerzausten Rasen, das niedrige Gestrüpp und den gewaltigen Himmel. Ein kleiner leuchtend weißer Lichtpunkt wurde schnell größer, während er sich durch die graue Weite auf das Haus zubewegte. Ein Hubschrauber. Er flog in

niedriger Höhe über mich hinweg, wobei die schwere Glas-tür zitterte, tauchte ein, zwei Minuten später eine Meile entfernt wieder auf, dicht über dem Horizont schwebend wie ein böser, unheilverkündender Komet Das war ein Zeichen, wie ernst die Dinge standen, dachte ich, wenn ein Nachrichtenchef so unter Druck stand, dass er in der Hoffnung auf ein flüchtiges Bild vom britischen Expremier von seinem knapp bemessenen Etat einen Hubschrauber mietete. Ich sah Kate vor mir, wie sie in ihrem Londoner Büro saß, sich selbstgefällig die Live-Berichte anschaute, und mich packte das absurde Verlangen, nach draußen zu laufen und zu winken – wie Julie Andrews am Anfang von *The Sound of Music*: He, Liebling, ich bin's! Ich bin hier unten mit dem Kriegsverbrecher! Ich bin ein Komplize!

Ich blieb auf der Bettkante sitzen, bis ich das Motoren-geräusch des vor dem Haus vorfahrenden Minivans hörte, gefolgt von aufgeregtem Stimmengewirr aus der Eingangshalle und dem Trampeln einer kleinen Armee, die eine Holztreppe hinaufstapfte. So hörten sie sich also in Fleisch und Blut an, die 1000 Dollar Anwaltshonorar pro Stunde. Ich gab Kroll und seinem Mandanten ein paar Minuten, damit sie sich die Hände schütteln, aufrichtig die Situation bedauern und sich gegenseitig mit den üblichen Floskeln ihre Zuversicht beteuern konnten, dann verließ ich überdrüssig mein Totenzimmer und ging nach oben.

*

Kroll war mit einem Privatjet aus Washington eingeflogen. Begleitet wurde er von zwei jungen Kanzleimitarbeitern, einer ausgesucht hübschen Mexikanerin, die er als Encarnación vorstellte, und einem Schwarzen aus New York na-

mens Josh. Sie saßen mit aufgeklappten Laptops links und rechts von ihm auf dem Sofa, das mit dem Rücken zum Meer stand. Adam und Ruth saßen auf der Couch gegenüber, Amelia und ich jeder in einem der Armsessel. Auf einem leinwandgroßen Fernsehschirm, der neben dem Kamin an der Wand hing, waren die Luftaufnahmen des Hauses zu sehen, die von dem Hubschrauber stammten, dessen schwaches Brummen wir hören konnten. Gelegentlich schaltete der Sender in den großen Raum in Den Haag, wo die Journalisten unter Kronleuchtern auf den Beginn der Pressekonferenz warteten. Jedes Mal, wenn ich das leere Podium mit dem geschmackvollen UN-blauen Logo des Internationalen Strafgerichtshofs sah, Lorbeerzweige und Waage der Justitia, flatterten meine Nerven ein bisschen mehr. Lang schien die Ruhe selbst zu sein. Weißes Hemd mit dunkelblauer Krawatte, kein Jackett. Die Situation war wie geschaffen für seinen Stoffwechsel.

»Also, was kommt bei der ganzen Sache raus?«, sagte Kroll, nachdem wir alle unsere Plätze eingenommen hatten. »Sie werden nicht angeklagt, Sie werden nicht verhaftet. Nichts von alledem ist auch nur einen Pfifferling wert, mein Wort drauf. Das Einzige, was die Anklägerin in diesem Moment beantragen wird, ist die Erlaubnis zur Einleitung einer formalen Untersuchung. Okay? Wenn wir also hier rausmarschieren, Adam, dann gehen Sie aufrecht, dann schauen Sie cool, dann tragen Sie nur Friede im Herzen, weil nämlich alles bestens ausgehen wird.«

»Der Präsident hat mir gesagt, er glaubt, dass sie die Anklägerin vielleicht gar nicht ermitteln lassen«, sagte Lang.

»Ich habe immer große Bedenken, dem Führer der freien Welt zu widersprechen«, sagte Kroll. »Aber heute

Morgen herrscht in Washington allgemein die Meinung vor, dass sie wohl müssen. Unsere hochverehrte Frau Anklägerin ist, so scheint es, eine ziemlich raffinierte Dame. Die britische Regierung hat sich bisher konsequent geweigert, selbst eine Untersuchung über die ›Operation Tempest‹ einzuleiten – das verschafft der Anklägerin jetzt den juristischen Vorwand, es ihrerseits zu tun. Und indem sie den Fall, kurz bevor er in der Vorverfahrenskammer behandelt werden konnte, in der Öffentlichkeit lanciert hat, hat sie die drei Richter mächtig unter Druck gesetzt, ihr wenigstens das Okay zu geben, in die Ermittlungsphase einzutreten. Ordnen sie an, die Sache fallen zu lassen, dann wissen sie verdammt gut, dass alle behaupten werden, sie hätten vor einer Großmacht den Schwanz eingekniffen.«

»Miese Hinterhoftaktik«, sagte Ruth. Sie trug schwarze Leggings und einen ihrer unförmigen Pullover und saß mit untergeschlagenen nackten Füßen auf dem Sofa, mit dem Rücken zu ihrem Mann.

Lang zuckte die Achseln. »Das ist Politik.«

»Exakt meine Meinung«, sagte Kroll. »Betrachten Sie es als politisches Problem, nicht als juristisches.«

»Wir müssen unsere Version der Geschichte deutlich machen«, sagte Ruth. »Kein Kommentare reicht jetzt nicht mehr.«

Ich sah meine Chance. »John Maddox ...«

»Richtig«, fiel Kroll mir sofort ins Wort. »Ich habe mit John gesprochen, und er hat recht. Wir sollten mit der ganzen Geschichte in den Memoiren rauskommen. Das ist die perfekte Plattform für eine Antwort, Adam. Die sind schon ganz aufgeregt.«

»Von mir aus«, sagte Lang.

»Sie müssen sich so bald wie möglich wieder mit unserem Freund hier zusammensetzen und die ganze Geschichte bis ins Kleinste durchgehen.« *Mit unserem Freund hier.* Ich begriff, dass er meinen Namen vergessen hatte. »Aber bevor das Ding rausgeht, muss alles von mir abgesegnet sein. Die Nagelprobe ist: Wie würde jedes einzelne Wort klingen, wenn es vorgelesen wird, während Sie auf der Anklagebank sitzen.«

»Warum?«, fragte Ruth. »Sie haben doch gerade gesagt, dass nichts dabei herauskommt.«

»Tut es auch nicht«, sagte Kroll sanft. »Vor allem wenn wir ganz genau aufpassen, dass wir ihnen keine zusätzliche Munition liefern.«

»Auf diese Weise können wir es genau so darstellen, wie wir wollen«, sagte Lang. »Und immer wenn man mich fragt, kann ich auf die Memoiren verweisen. Wer weiß? Vielleicht verkaufen wir so ein paar Bücher extra.« Er schaute in die Runde. Wir lächelten alle. »Okay«, sagte er. »Zurück zu heute. Weswegen genau werden die gegen mich ermitteln, *wahrscheinlich* ermitteln?«

Kroll gab Encarnación ein Zeichen.

»Entweder wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit«, sagte sie vorsichtig, »oder wegen Kriegsverbrechen.«

Stille. Seltsam, welche Wirkung solche Worte haben. Vielleicht lag es daran, dass ausgerechnet Encarnación sie ausgesprochen hatte: Sie sah so unschuldig aus. Unser Lächeln erstarb.

»Unglaublich«, sagte Ruth schließlich. »Das, was Adam getan oder nicht getan hat, mit den Nazis gleichzusetzen.«

»Das ist genau der Grund, warum die Amerikaner den Gerichtshof nicht anerkennen«, sagte Kroll. Er wackelte mit einem Finger. »Wir haben euch gewarnt, was passie-

ren würde. Internationales Kriegsverbrechertribunal, das hört sich im Prinzip sehr nobel an. Erst knöpft ihr euch die wahnsinnigen Volkermörder in der Dritten Welt vor, aber früher oder später ist die Dritte Welt auch hinter euch her, sonst würde es ja aussehen wie Diskriminierung. Die bringen dreitausend von uns um, wir bringen einen von denen um, und plötzlich sind wir alle zusammen Kriegsverbrecher. Das ist die schlimmste Art von moralischer Gleichsetzung. Amerika können sie nicht vor ihren verlogenen Gerichtshof zerren, wen dann? Liegt doch auf der Hand: unseren engsten Verbündeten – euch. Wie ich gesagt habe, keine juristische Sache, alles Politik.«

»Genau so sollten Sie argumentieren, Adam«, sagte Amelia und schrieb etwas in ihr schwarz-rotes Ringbuch.

»Keine Angst«, sagte er grimmig. »Das werde ich.«

»Weiter, Connie«, sagte Kroll. »Was sonst noch.«

»Der Grund, warum wir uns nicht sicher sein können, für welchen Weg sie sich in diesem Stadium entscheiden werden, ist der, dass im Rom-Statut von 1998 Folter sowohl nach Artikel sieben, Verbrechen gegen die Menschlichkeit, als auch nach Artikel acht, Kriegsverbrechen, verboten ist. Artikel acht kategorisiert als Kriegsverbrechen auch...« Sie schaute auf ihren Laptop. »... den »vorsätzlichen Entzug des Rechts eines Kriegsgefangenen oder einer anderen geschützten Person auf ein unparteiisches ordentliches Gerichtsverfahren und die »rechtswidrige Vertreibung oder Überführung oder rechtswidrige Gefangenhaltung«. *Prima facie*, Sir, Sie könnten nach Artikel sieben oder nach Artikel acht angeklagt werden.«

»Aber ich habe nie angeordnet, dass irgendwer gefoltert wird!«, sagte Lang. Seine Stimme klang ungläubig, empört.

»Und ich habe nie irgendwem das Recht auf ein ordentliches Gerichtsverfahren entzogen oder irgendwem rechtswidrig gefangen gehalten. Diesen Vorwurf könnte man vielleicht – *vielleicht* – den USA machen, aber nicht Großbritannien.«

»Das ist richtig, Sir«, sagte Encarnación. »Allerdings ist nach Artikel fünfundzwanzig, der sich mit der individuellen strafrechtlichen Verantwortung befasst ...« Ihre kühlen dunklen Augen huschten erneut über den Monitor. »... für ein der Gerichtsbarkeit des Gerichtshofes unterliegendes Verbrechen strafrechtlich verantwortlich und strafbar, wer zur Erleichterung eines solchen Verbrechens Beihilfe oder sonstige Unterstützung bei seiner Begehung oder versuchten Begehung leistet, einschließlich der Bereitstellung der Mittel für die Begehung.«

Wieder herrschte Stille, die vom entfernten Brummen des Hubschraubers ausgefüllt wurde.

»Das ist ziemlich umfassend«, sagte Lang mit ruhiger Stimme.

»Das ist absurd, nichts weiter«, schaltete sich Kroll wieder ein. »Es bedeutet, wenn die CIA einen Verdächtigen in einem Privatflugzeug zum Verhör irgendwohin fliegt, dass sich dann der Besitzer dieses Privatflugzeuges im Prinzip der Erleichterung eines Verbrechens gegen die Menschlichkeit schuldig macht.«

»Aber rein juristisch ...«, hob Lang an.

»Das ist nichts Juristisches«, unterbrach ihn Kroll mit einem Anflug von Erbitterung. »Das ist ein politisches Problem.«

»Nein, Sid«, sagte Ruth. Die Augen auf den Teppich gerichtet, die Stirn gerunzelt, dachte sie konzentriert nach und schüttelte entschieden den Kopf. »Es ist auch ein juris-

tisches Problem. Die beiden sind untrennbar. Die Passage, die die junge Dame gerade vorgelesen hat, macht perfekt deutlich, warum die Richter einer Untersuchung zustimmen müssen, weil nämlich Richard Rycart auf Dokumenten beruhende Beweise vorgelegt hat, die vermuten lassen, dass Adam tatsächlich all diese Dinge getan hat: Beihilfe, Unterstützung, Erleichterung.« Sie hob den Blick. »Das stellt eine juristische Gefahr dar, so nennt ihr das doch, oder? Und die hat unausweichlich eine politische Gefahr zur Folge. Weil nämlich am Ende alles auf die öffentliche Meinung hinausläuft, und zu Hause sind wir auch ohne diese Geschichte schon unpopulär genug.«

»Nun ja, ich weiß nicht, ob Sie das tröstet, aber solange Adam hier bleibt, unter seinen Freunden, besteht für ihn garantiert keine Gefahr.«

Das Panzerglas vibrierte leicht. Der Hubschrauber kam wieder etwas näher, um das Haus genauer unter die Lupe zu nehmen. Der Suchscheinwerfer leuchtete in den Raum. Auf dem großen Panoramafenster, das im Fernseher zu sehen war, spiegelte sich allerdings nur das Meer.

»Moment mal«, sagte Lang und griff sich mit der Hand ins Haar, als würde er erst jetzt die Lage zum ersten Mal in ihrem ganzen Ausmaß überreißen. »Wollen Sie damit sagen, dass ich die Vereinigten Staaten nicht verlassen kann?«

»Josh«, sagte Kroll und nickte seinem anderen Assistenten zu.

»Sir«, begann Josh mit gesetzter Stimme, »wenn Sie gestatten, würde ich Ihnen gern den Anfang von Artikel achtundfünfzig vorlesen, in dem es um den Erlass von Haftbefehlen geht.« Er schaute Adam Lang ernst an. »Jederzeit nach Einleitung der Ermittlungen erlässt die Vorverfah-

renskammer auf Antrag des Anklägers einen Haftbefehl gegen eine Person, wenn sie nach Prüfung des Antrags und der Beweismittel oder anderer vom Ankläger beigebrachter Informationen zu der Überzeugung gelangt ist, dass begründeter Verdacht besteht, dass die Person ein der Gerichtsbarkeit des Gerichtshofes unterliegendes Verbrechen begangen hat und dass die Festnahme der Person notwendig erscheint, um sicherzustellen, dass sie zur Verhandlung erscheint.«

»Gott«, sagte Lang. »Und was heißt begründeter Verdacht?«

»Dazu wird es nicht kommen«, sagte Kroll.

»Das erklärten Sie schon«, sagte Ruth gereizt. »Aber es könnte.«

»Es wird nicht, aber es könnte«, sagte Kroll und breitete die Arme aus. »Die beiden Aussagen sind nicht unvereinbar.« Er gönnte sich ein Lächeln in eigener Sache und wandte sich dann an Adam. »Nichtsdestoweniger gebe ich Ihnen als Ihr Anwalt den dringenden Rat, vor Abschluss der Angelegenheit in kein Land zu reisen, das die Zuständigkeit des Internationalen Strafgerichtshofs anerkennt. Falls nur zwei der drei Richter sich vor der Menschenrechtsmeute wichtig machen wollen, aktiv werden und einen Haftbefehl ausstellen, dann kann man Sie festnehmen.«

»Aber fast jedes Land in der Welt erkennt das Gericht an«, sagte Lang.

»Amerika nicht.«

»Wer sonst noch?«

»Irak«, antwortete Josh. »China, Nordkorea und Indonesien.«

Wir warteten darauf, dass er die Liste fortführte. Aber das tat er nicht.

»Das sind alle?«, fragte Lang. »Alle anderen erkennen ihn an?«

»Ich glaube, da tut sich was«, sagte Amelia.

Sie richtete die Fernbedienung auf den Fernseher.

*

Wir schauten uns an, wie die spanische Chefanklägerin – volles schwarzes Haar, leuchtend roter Lippenstift, glamourös wie ein Filmstar im silbrigen Licht der blitzenden Kameras – verkündete, dass man sie an diesem Morgen bevollmächtigt habe, unter Berufung auf Artikel sieben und acht des Rom-Statuts zum Internationalen Strafgerichtshof von 1998 Ermittlungen gegen den früheren britischen Premierminister Adam Peter Benet Lang einzuleiten.

Genauer gesagt, die anderen schauten sie sich an, ich beobachtete Lang. *AL – 100% konzentriert*, kitzelte ich in mein Notizbuch und tat so, als würde ich die Worte der Chefanklägerin mitschreiben, während ich tatsächlich meinen Auftraggeber studierte, um Eindrücke festzuhalten, die ich später verwenden konnte. *Greift nach Rs Hand. Sie reagiert nicht. Er schaut sie an. Einsam, verblüfft. Zieht Hand zurück. Schaut wieder zum Fernseher. Schüttelt Kopf. Chefanklägerin: »War dies nur ein Einzelfall oder Teil eines systematischen kriminellen Verhaltensmusters?« AL zuckt. Wütend. Chefanklägerin: »Das Recht muss für Reich & Arm, für die Mächtigen & Schwachen gleichermaßen gelten.« AL brüllt den Fernseher an:» Und was ist mit den Terroristen?«*

Nie zuvor hatte ich eine reale Krise im Leben eines meiner Auftraggeber miterlebt. Während ich Lang musterte, wurde mir allmählich klar, dass meine bevorzugte Allzweckfrage – *Was haben Sie dabei gefühlt?* – in Wahrheit

ein primitives Werkzeug war, unscharf bis zur Nutzlosigkeit. In diesen wenigen Minuten, während das juristische Prozedere erklärt wurde, jagte ein Gefühlsausbruch nach dem anderen über Langs zerfurchtes Gesicht, so flüchtig wie Wolkenschatten auf einer Hügelflanke im Frühling – Schock, Zorn, Schmerz, Trotz, Entsetzen, Scham ... Wie sollte man all diese Gefühle entwirren? Wenn sie schon jetzt, während er sie durchlebte, das reinste Chaos waren, wie konnte man dann erwarten, dass er Gefühle benannte, die schon zehn Jahre zurücklagen? Selbst seine Reaktionen in diesen Minuten würde ich für ihn herstellen müssen. Um sie plausibel erscheinen zu lassen, würde ich sie vereinfachen und zudem meine eigene Vorstellungskraft bemühen müssen. In gewissem Sinn würde ich lügen müssen.

Die Chefanklägerin beendete ihre Erklärung, antwortete kurz auf ein paar Fragen, die man ihr zurief, und verließ dann das Podium. Auf halbem Weg aus dem Saal posierte sie noch einmal für die Kameras, und wieder brach ein Blizzard aus künstlichen Blitzen über sie herein, während sie die Welt in den Genuss ihres erhabenen Adlerprofils kommen ließ. Im nächsten Augenblick war sie verschwunden. Auf dem Bildschirm erschien wieder die vertraute Luftaufnahme: Rhineharts Haus vor der Kulisse von Wäldern, See und Meer. Die Welt wartete auf Langs Auftritt.

Amelia stellte den Ton leiser. Unten fingen die Telefone an zu klingeln.

»Tja«, sagte Kroll und brach damit als Erster das Schweigen. »Da war ja nun nichts dabei, was wir nicht erwartet hätten.«

»Stimmt«, sagte Ruth. »Klasse Arbeit.«

Kroll tat so, als hätte er das nicht gehört.

»Am besten fliegen wir nach Washington, Adam, und zwar sofort. Mein Flugzeug ist startklar.«

Lang schaute immer noch auf den Bildschirm. »Als Marty uns sein Ferienhaus angeboten hat, hatte ich keine Ahnung, wie weit vom Schuss das hier ist. Wir hätten nie herkommen sollen. Jetzt sieht es so aus, als würden wir uns verstecken.«

»Exakt meine Meinung. Sie können sich nicht hier verkriechen, zumindest nicht heute. Ich habe schon ein bisschen rumtelefoniert. Zum Lunch treffen wir den Mehrheitsführer des Repräsentantenhauses, für heute Nachmittag ist ein Fototermin mit dem amerikanischen Außenminister vorbereitet.«

Lang wandte schließlich den Blick vom Fernseher ab. »Ich weiß nicht, ob das gut ist. Könnte so aussehen, als ob ich in Panik ausbreche.«

»Keine Sorge. Ist alles besprochen. Die beiden lassen die besten Wünsche ausrichten, sie werden helfen, wo sie können. Beide werden behaupten, dass die Treffen schon vor Wochen ausgemacht worden seien, um über die Adam Lang Foundation zu diskutieren.«

»Aber das klingt doch falsch, finden Sie nicht?«, sagte Lang mit finsterer Miene. »Und das Thema, worüber sollen wir diskutieren?«

»Spielt doch gar keine Rolle. Aids, Armut, Klimawandel, Afrika. Was Sie wollen. Rüberkommen muss nur eins: Alles geht seinen gewohnten Gang, ich habe eine Agenda abzuarbeiten, da geht's um wirklich wichtige Sachen, und von diesen Clowns, die da in Den Haag einen auf Richter machen, lasse ich mich schon gar nicht abhalten.«

»Wer kümmert sich um die Sicherheit?«, fragte Amelia.

»Der Secret Service übernimmt das. Die Lücken im

Terminplan füllen wir, wenn wir unterwegs sind. Die ganze Stadt wird für Sie antanzen. Ich warte noch auf einen Rückruf vom Vizepräsidenten, das wäre dann aber ein privates Treffen.«

»Was ist mit den Medien?«, sagte Lang. »Wir müssen bald reagieren.«

»Auf dem Weg zum Flugplatz halten wir kurz an und sagen ein paar Worte. Die Erklärung kann ja ich abgeben, wenn Sie wollen. Sie müssen nur an meiner Seite stehen.«

»Nein«, sagte Lang bestimmt. »Kommt gar nicht infrage. Dann sehe ich schuldig aus. Ich muss selbst das Wort ergreifen. Was meinst du, Ruth, sollen wir nach Washington fahren?«

»Ich halte die Idee für verheerend. Tut mir leid, Sid, ich weiß, wie hart Sie für uns arbeiten, aber wir müssen bedenken, wie das alles in England ankommt. Wenn Adam nach Washington fährt, dann würde er wie Amerikas Prügelknabe dastehen, der heulend zu Daddy nach Hause läuft.«

»Was würdest du denn tun?«

»Nach London zurückfliegen.« Kroll wollte Einspruch erheben, aber Ruth ließ ihn nicht zu Wort kommen. »Das britische Volk mag ihn im Moment vielleicht nicht sonderlich lieben, aber wenn es eine Sache gibt, die den Leuten noch mehr verhasst ist als Adam, dann sind es Ausländer, die ihnen erzählen wollen, was sie zu tun haben. Der Regierung wird nichts anderes übrig bleiben, als ihn zu stützen.«

»Die britische Regierung wird bei den Ermittlungen uneingeschränkt kooperieren«, sagte Amelia.

»Ach ja?«, sagte Ruth mit einer Stimme, so süß wie Cyanid. »Und wieso glauben Sie das?«

»Ich glaube nichts, Ruth, ich lese. Es kommt im Fernsehen. Da.«

Wir schauten hin. Die Schlagzeile lief am unteren Bildrand über den Schirm.

EILMELDUNG: BRITISCHE REGIERUNG SAGT
»UNEINGESCHRÄNKTE« KOOPERATION BEI ERMITTLUNGEN
WEGEN KRIEGSVORBRECHEN ZU.

»Wie können die es wagen ?«, empörte sich Ruth. »Nach allem, was wir für Großbritannien getan haben!«

»Mit Verlaub, Ma'am«, sagte Josh. »Als Unterzeichnerstaat des Rom-Statuts zum Internationalen Strafgerichtshof bleibt der britischen Regierung keine andere Wahl. Nach internationalem Recht sind sie zur ›uneingeschränkten‹ – so das exakte Wort in Artikel sechsundachtzig – Kooperation verpflichtet.«

»Und wenn der Gerichtshof schließlich entscheidet, mich festnehmen zu lassen«, sagte Lang ruhig, »wird die britische Regierung dann auch ›uneingeschränkt‹ kooperieren?«

Josh hatte die entsprechende Stelle auf seinem Laptop bereits aufgerufen. »Das ist in Artikel neunundfünfzig geregelt, Sir. ›Ein Vertragsstaat dem ein Ersuchen um vorläufige Festnahme oder um Festnahme und Überstellung zugegangen ist, ergreift sofort Maßnahmen zur Festnahme der fraglichen Person.«

»Tja, das wäre dann ja geklärt«, sagte Lang. »Also Washington.«

Ruth verschränkte die Arme vor der Brust. Die Geste erinnerte mich an Kate: Sturm im Anmarsch. »Ich bleibe dabei, das gibt ein schlechtes Bild ab«, sagte sie.

»Besser, als in Heathrow in Handschellen abgeführt zu werden.«

»Wenigstens würdest du damit Mumm beweisen.«

»Herrgott, dann flieg halt ohne mich nach London«, blaffte er sie an. Wie bei dem Ausbruch am Nachmittag zuvor war es weniger der offen zur Schau gestellte Zorn, der überraschte, als die Plötzlichkeit des Ausbruchs. »Wenn die britische Regierung mich für diesen Schauprozess ausliefern will, dann sollen sie sich von mir aus ins Knie ficken! Ich gehe dahin, wo die Menschen mich wollen. Amelia, sagen Sie den Jungs, wir fahren in fünf Minuten. Eins der Mädchen soll mir ein paar Sachen für die Nacht zusammenpacken. Und Sie nehmen sich am besten auch was mit«

»Warum packt ihr euren Kram nicht in einen gemeinsamen Koffer?«, sagte Ruth. »War doch viel praktischer, oder nicht?«

Die Luft schien zu erstarren. Sogar Kroll gefror das dünne Lächeln in den Mundwinkeln. Amelia zögerte, strich sich dann nervös das Kleid glatt, nahm ihr Ringbuch und stand ruckartig auf. Als sie quer durch das Zimmer zur Treppe ging, schaute sie starr geradeaus. Die Haut an ihrem Hals leuchtete dezent blassrosa, die Lippen waren zusammengepresst. Ruth wartete, bis Amelia verschwunden war, zog dann die nackten Füße unter den Oberschenkeln hervor und schlüpfte in die flachen Schuhe mit den Holzsohlen. Auch sie ging ohne ein Wort. Dreißig Sekunden später hörte man, wie unten eine Tür zuknallte.

Lang zuckte zusammen und seufzte. Er stand auf, nahm sein Jackett, das über der Rückenlehne eines der Stühle hing, und warf es über. Das war das Zeichen zum Aufbruch. Krolls Assistenten klappten ihre Laptops zu. Kroll stand auf, streckte sich und dehnte die Finger: Er erinnerte mich an eine Katze, die den Rücken krümmte und kurz die Klauen ausfuhr. Ich steckte mein Notizbuch ein.

»Bis morgen dann«, sagte Lang und streckte mir die Hand entgegen. »Fühlen Sie sich wie zu Hause. Tut mir leid, dass ich Sie allein lassen muss. Wenigstens dürfte uns der Medienhype ein paar Bücher mehr verkaufen.«

»Bestimmt«, sagte ich. Ich suchte nach ein paar Worten, um die Stimmung aufzulockern. »Vielleicht haben ja die Jungs von Rhineharts Marketingabteilung diese ganze Sache angeleiert.«

»Dann sagen Sie denen Bescheid, dass es jetzt reicht, okay?« Er lächelte, aber seine Augen sahen geschwollen aus.

»Was werden Sie den Medienleuten sagen?«, fragte Kroll und legte Lang seinen Arm um die Schultern.

»Weiß ich noch nicht. Das besprechen wir im Wagen.«

Als Lang sich zur Tür umdrehte, zwinkerte Kroll mir zu. »*Happy Ghosting*«, sagte er.

NEUN

»Und wenn der Auftraggeber Sie anlügt? ›Lüge‹ ist vielleicht ein zu starkes Wort. Die meisten von uns neigen dazu, ihre Erinnerungen auszuschnücken, damit sie zu dem Bild passen, das wir der Welt gern von uns präsentieren.«

»GHOSTWRITER«

Ich hätte nach unten gehen können, um mich von ihnen zu verabschieden. Stattdessen schaute ich mir ihre Abfahrt im Fernsehen an. Ich habe schon immer gesagt, dass der Platz vor dem Fernseher unschlagbar ist, wenn es darum geht, ein authentisches Bild aus erster Hand zu erhalten. Merkwürdig ist zum Beispiel, wie aus einem Hubschrauber aufgenommene Bilder noch der unschuldigsten Aktivität einen gefährlichen, kriminellen Touch verleihen können. Als Jeff mit der gepanzerten Limousine vor der Haustür vorfuhr und mit laufendem Motor wartete, sah es für alle Welt so aus, als würde er ein paar Mafiosi kurz vor dem Eintreffen der Polizei zur Flucht verhelfen. Der große Wagen schien in der kalten Luft Neuenglands auf einem Meer aus Auspuffgasen zu schweben.

Ich hatte jetzt das gleiche Gefühl der Desorientierung wie am Tag zuvor, als mir die von mir formulierte Er-

klärung Langs aus dem Äther entgegenschlug. Im Fernsehen konnte ich verfolgen, wie einer der Männer der Special Branch eine Hintertür des Wagens öffnete und daneben stehen blieb, während ich gleichzeitig unten im Gang hörte, wie Lang und die anderen sich darauf vorbereiteten, das Haus zu verlassen. »Alles klar, Leute?« Krolls Stimme schwebte die Treppe herauf. »Ist jeder so weit? Okay. Und nicht vergessen: lächeln, glückliche Gesichter. Also, raus jetzt.« Die Haustür ging auf, und Sekunden später erhaschte ich auf dem Bildschirm einen flüchtigen Blick auf das Haupthaar des Expremierministers, der hastig die wenigen Schritte bis zum Auto zurücklegte. Er duckte sich aus dem Bild, während sein Anwalt eilig um den Wagen herum zur anderen Seite ging. Unten im Bild war zu lesen: »ADAM LANG VERLÄSST DAS HAUS AUF MARTHAS VINEYARD.« Die wissen alles, dachte ich, diese Jungs von den Nachrichtensendern, aber was eine Tautologie ist, davon haben sie keinen Schimmer.

Dann tauchten nacheinander die Mitglieder von Langs Entourage aus dem Haus auf und liefen zum Minivan. Vorneweg Amelia, die Hand zum Schutz gegen den Abwind der Rotorblätter fest auf dem makellosen blonden Haar. Dann kamen die Sekretärinnen, gefolgt von Krolls Assistenten, und am Schluss ein paar Leibwächter.

Die langen dunklen Umrisse der Wagen verließen mit gleißenden Scheinwerfern das Grundstück und glitten durch die aschgraue Weite der Strauchhecken in Richtung Landstraße, die nach West Tisbury führte. Die Hubschrauber folgten ihnen, wobei sie das wenige Winterlaub aufwirbelten und das spärliche Gras flach auf den Boden pressten. Während das Geräusch der Rotoren immer leiser wurde, kehrte allmählich, zum ersten Mal an diesem Mor-

gen, so etwas wie Frieden im Haus ein. Es war, als wäre das Auge eines großen Wirbelsturms schließlich weitergezogen. Ich fragte mich, wo Ruth war und ob auch sie die Berichterstattung im Fernsehen verfolgte. Ich stand auf, ging zur Treppe und lauschte eine Zeit lang. Unten war alles ruhig. Als ich mich wieder vor den Fernseher setzte, kamen die Bilder nicht mehr aus der Luft, sondern vom Boden. Langs Limousine tauchte aus dem Wald auf.

Dank der freundlichen Unterstützung durch den Commonwealth of Massachusetts hatten sich inzwischen noch mehr Streifenwagen am Ende des Weges eingefunden. Sie standen aufgereiht an der gegenüberliegenden Seite der Landstraße und hielten die Demonstranten auf sicheren Abstand. Einen Augenblick lang schien es so, als würde der Jaguar beschleunigen und in Richtung Flugplatz davonjagen, als plötzlich die Bremslichter aufleuchteten und der Wagen anhielt. Dahinter kam auch der Minivan schlittrnd zum Stehen. Plötzlich tauchte Lang auf, ohne Mantel, anscheinend unempfindlich gegen die Kälte wie gegen die Sprechchöre der Demonstranten, und marschierte mit drei Special-Branch-Leuten im Schlepptau auf die Kameras zu. Ich sprang auf und tastete auf Amelias Sessel, in dessen Leder noch ihr Duft hing, nach der Fernbedienung. Ich stellte den Ton lauter.

»Es tut mir leid, dass ich Sie so lange in der Kälte habe warten lassen«, erklärte Lang. »Ich möchte Ihnen nur ein paar Worte zu den Nachrichten aus Den Haag sagen.« Er machte eine Pause und schaute zu Boden. Das tat er oft. War das echt oder eine Pose, um den Eindruck zu erwecken, er spreche aus dem Stegreif? Bei ihm konnte man das nie wissen. Der Sprechchor »Lang! Lang! Lang! Lügner! Lügner! Lügner!« war im Hintergrund deutlich zu hören.

»Wir leben in seltsamen Zeiten«, sagte er und hielt wieder inne, »in seltsamen Zeiten ...«, und jetzt hob er schließlich den Blick, »...in denen diejenigen, die immer für Freiheit, für Frieden und Gerechtigkeit eingestanden sind, beschuldigt werden, Verbrecher zu sein, während diejenigen, die offen zu Hass aufstacheln, das Abschlachten von Menschen glorifizieren und nach der Zerstörung der Demokratie trachten, vom Gesetz behandelt werden, als wären *sie* die Opfer.«

»Lügner! Lügner! Lügner!«

»Wie ich schon in meiner gestrigen Erklärung gesagt habe, bin ich immer ein entschiedener Verfechter des Internationalen Strafgerichtshöfe gewesen. Ich glaube an die Arbeit des Gerichts. Ich glaube an die Integrität seiner Richter. Und deshalb sehe ich den Ermittlungen ohne jede Furcht entgegen. Weil ich aus tiefster Überzeugung sagen kann, dass ich nichts Falsches getan habe.«

Er ließ den Blick über die Demonstranten schweifen. Zum ersten Mal schien er die hin und her schwankenden Transparente wahrzunehmen, sein Gesicht darauf, die Gitterstäbe, den Sträflingsanzug, die blutigen Hände. Sein Mund wurde zu einem starren Strich.

»Ich lasse mich nicht einschüchtern«, sagte er, wobei er das Kinn leicht nach oben reckte. »Ich lasse mich nicht zum Sündenbock machen. Ich lasse mich nicht von meiner Arbeit ablenken, von meinem Kampf gegen Aids, gegen die Armut und gegen die Erderwärmung. Aus diesem Grund werde ich jetzt nach Washington fliegen, um wie geplant meine Arbeit zu tun. Für alle, die jetzt zu Hause in Großbritannien und überall auf der Welt zuschauen, möchte ich eines klar und deutlich zum Ausdruck bringen. So lange ich lebe, werde ich den Terrorismus bekämpfen, wo immer er

bekämpft werden muss, ob auf dem Schlachtfeld oder – falls nötig – im Gerichtssaal. Ich danke Ihnen.«

Ohne auf die Fragen zu reagieren, die man ihm zurief – »Wann gehen Sie zurück nach England, Mr Lang?«; »Befürworten Sie Folter, Mr Lang?« –, drehte er sich um und ging mit festem Schritt zum Wagen zurück. Die Muskeln seiner breiten Schultern spannten sich unter dem maßgeschneiderten Anzug, das Leibwächtertrio schirmte seinen Rücken ab. Noch vor einer Woche hätte mich sein Auftritt eben ähnlich beeindruckt, wie mich seine New Yorker Rede nach dem Selbstmordattentat in London beeindruckt hatte. Jetzt wunderte ich mich darüber, wie ungerührt ich war. Als hätte ich einen großen Schauspieler in der Endphase seiner Karriere gesehen, der emotional ausgelaugt war, dem nichts als seine Technik geblieben war.

Ich wartete noch, bis er in seinem gas- und bombensicheren Kokon verschwunden war, dann schaltete ich den Fernseher aus.

*

Ohne Lang und seine Mannschaft wirkte das Haus nicht nur leer, sondern verwaist, seines Zwecks beraubt. Ich ging die Treppe hinunter und an den beleuchteten Schaukasten mit den Stammeserotika vorbei. Der Stuhl neben der Eingangstür, auf dem sonst immer einer der Leibwächter saß, war leer. Ich machte kehrt und folgte dem Gang, bis ich zum Büro der Sekretärinnen kam. Der kleine, normalerweise klinisch saubere Raum sah aus, als hätte man ihn in Panik verlassen, wie eine ausländische Botschaft in einer kapitulierenden Stadt. Ein Wust aus Papieren, CD-ROM und alten Ausgaben des *Hansard* und *Congressional Record*

bedeckte den Schreibtisch. Bei dem Anblick fiel mir ein, dass ich gar keine Kopie von Langs Manuskript hatte, mit der ich arbeiten konnte. Ich versuchte den Aktenschrank zu öffnen, aber der war verschlossen. Daneben stand ein Papierkorb, der vom Abfall aus dem Schredder überquoll.

Ich warf einen Blick in die Küche. Auf einem Hackblock lagen gleich mehrere Fleischermesser. An manchen Klingen klebte frisches Blut. Ich rief zögernd: »Hallo?«, und steckte den Kopf in die Vorratskammer, aber von der Haushälterin keine Spur.

Ich hatte keine Ahnung, welches mein Zimmer war, also blieb mir nichts anderes übrig, als mich Tür für Tür durch den Gang vorzuarbeiten. Die erste war abgeschlossen, die zweite war offen. Süßer, schwerer Rasierwasserduft hing in der Luft, auf dem Bett lag ein Trainingsanzug: offensichtlich das Zimmer, das die Special Branch während der Nachtschicht benutzte. Die dritte Tür war abgeschlossen, und ich wollte mich schon der nächsten zuwenden, als ich innen eine Frau weinen hörte. Ich wusste sofort, dass es sich um Ruth handelte: Sogar ihr Schluchzen hatte eine aggressive Note. *Im Haupthaus gibt es nur sechs Schlafzimmer*, hatte Amelia gesagt. *Jeweils eins für Adam und Ruth*. Was für eine Konstellation, dachte ich, während ich mich leise davonmachte: der Expremier und seine Frau in getrennten Schlafzimmern und seine Geliebte mit einem Zimmer auf demselben Flur. Fast französisch.

Vorsichtig probierte ich den Griff der nächsten Tür. Das Zimmer war nicht abgeschlossen. Durch den Geruch nach abgetragenen Klamotten und Lavendelseife, mehr noch als durch den Anblick meines alten Koffers, wies es sich sofort als McAras frühere Koje aus. Ich ging hinein und schloss leise die Tür. Der große Spiegelschiebeschrank nahm die

gesamte Wand ein, die mein und Ruths Zimmer trennte. Als ich die Tür einen Spalt weit zur Seite schob, konnte ich ihr gedämpftes Schluchzen hören. Die Schranktür verursachte auf der Laufschiene ein kratzendes Geräusch, und das muss Ruth wohl gehört haben, denn plötzlich hörte das Weinen auf, und ich stellte mir vor, wie sie erschrocken den Kopf von ihrem feuchten Kissen hob und zur Wand schaute. Ich zog mich zurück. Wie mir erst jetzt auffiel, hatte jemand einen Karton auf das Bett gestellt, der so mit A4-Papier vollgestopft war, dass der Deckel etwas abstand. Auf einem gelben Post-it-Zettel standen die Worte: »Viel Glück! Amelia.« Ich setzte mich auf die Tagesdecke und klappte den Deckel auf. Auf der ersten Seite stand: »MEMOIREN von Adam Lang.« Trotz der äußerst peinlichen Umstände ihres Abgangs hatte sie mich also doch nicht vergessen. Man konnte über Mrs Bly sagen, was man wollte, aber die Frau war ein Profi.

Mir wurde klar, dass ich an einem entscheidenden Punkt angelangt war. Entweder konnte ich mich weiter in den Randzonen dieses sich dahinquälenden Projekts herumdrücken und mitleidheischend darauf hoffen, dass mir jemand zu Hilfe eilte. Oder – und ich spürte, wie ich unwillkürlich das Kreuz durchdrückte, während ich die Alternative bedachte –, oder ich konnte die Sache selbst in die Hand nehmen und versuchen, die sechshunderteinundzwanzig unsäglichen Seiten in eine irgendwie publizierbare Form zu bringen, meine zweihundertfünfzigtausend Scheine einsacken und mich dann einen Monat lang an irgendeinen Strand legen, bis ich die Langs komplett aus meinem Gedächtnis gestrichen hatte.

Derart in Worte gefasst, war die Entscheidung eigentlich schon gefallen. Ich beschloss, sowohl McAras im Raum

hängende Duftspuren als auch Ruths materiellere Präsenz nebenan eisern zu ignorieren. Ich hob das Manuskript aus dem Karton und legte es auf den Schreibtisch, der vor dem Fenster stand. Dann nahm ich den Laptop und die Interviewprotokolle von gestern aus meiner Schultertasche. Es war eng, aber das störte mich nicht. Es gibt keine menschliche Aktivität, für die sich so leicht Ausreden rinden lassen, um sich vor dem Anfangen zu drücken, wie das Schreiben – der Schreibtisch ist zu groß, der Schreibtisch ist zu klein, es ist zu laut, es ist zu ruhig, es ist zu heiß oder zu kalt, zu früh oder zu spät. Im Lauf der Jahre hatte ich gelernt, sie alle zu ignorieren und einfach anzufangen. Ich stöpselte den Laptop ein, schaltete die Schreibtischlampe an und betrachtete nachdenklich den leeren Schirm und den blinkenden Cursor.

Ein ungeschriebenes Buch ist ein wunderbares Universum voll unendlicher Möglichkeiten. Steht jedoch das erste Wort erst einmal da, ist es sofort geerdet. Und steht der erste Satz da, ist man schon auf halbem Wege zu einem Buch, das genau so werden wird wie jedes andere verdammte Buch, das jemals geschrieben wurde. Aber dem Besten darf man nie gestatten, das Gute zu verjagen. Wo es an Genius fehlt, bleibt einem immer das Handwerk. Man kann zumindest versuchen, etwas zu schreiben, das die Aufmerksamkeit des Lesers fesselt – etwas, was ihn, nachdem er das erste Kapitel gelesen hat, ermuntert, auch das zweite und dann das dritte zu lesen. Ich warf einen Blick in McAras Manuskript, um mich daran zu erinnern, wie man eine Zehn-Millionen-Dollar-Autobiografie nicht anfangen sollte:

KAPITEL EINS

Die frühen Jahre

Langs Schottenclan, so haben sie uns früher immer gerufen. Und wir waren stolz darauf. Unser Name ist eine Ableitung von »long«, altenglisch für »groß«. Aus jenem Land nördlich der Grenze stammen meine Vorfahren, und man muss bis ins sechzehnte Jahrhundert zurückgehen, um die ersten Langs ...

Gott im Himmel! Ich strich den Anfang durch und fuhr mit dicken blauen Zickzacklinien durch alle folgenden Absätze, in der die Geschichte von Langs Vorfahren abgehandelt wurde. Wenn Sie einen Familienstammbaum wollen, versuchen Sie's im nächsten Gartencenter – das sage ich allen meinen Kunden. Interessiert keinen Menschen. Maddox' Anweisung lautete, das Buch mit den Kriegsverbrecher-Anschuldigungen zu beginnen. Was mir recht war, auch wenn sie nur als eine Art lange Einleitung dienen konnten. Irgendwann mussten die eigentlichen Memoiren anfangen, und dafür schwebte mir ein frischer, eigenständiger Ton vor – einer, der Lang wie ein normales menschliches Wesen erscheinen ließ. Die Tatsache, dass er kein normales menschliches Wesen war, spielte dabei keine Rolle.

Ich hörte Schritte in Ruth Langs Zimmer, dann, wie die Tür geöffnet und wieder geschlossen wurde. Zunächst glaubte ich, dass sie vielleicht wissen wollte, wer da im Zimmer neben ihr herumlief, aber stattdessen ging sie in die andere Richtung. Ich legte McAras Manuskript zur Seite und wandte mich den Interviewprotokollen zu. Ich wusste, was ich wollte. Gleich bei unserer ersten Sitzung war ich darauf gestoßen:

Ich weiß noch, es war Sonntagnachmittag, es hat geregnet, und ich hab immer noch im Bett gelegen, da hör ich, wie jemand an die Tür klopft ...

Wenn ich die Grammatik ein bisschen aufpolierte, würde die Schilderung, wie Ruth es geschafft hatte, Lang für den Kommunalwahlkampf anzuwerben und so in die Politik einzuführen, einen perfekten Einstieg abgeben. Und Mc-Ara mit seiner charakteristischen Ignoranz für alles Menschelnde hatte die Episode nicht einmal erwähnt. Ich legte meine Finger auf die Tastatur des Laptops und fing an zu tippen:

KAPITEL EINS

Die frühen Jahre

Politiker bin ich aus Liebe geworden. Nicht aus Liebe zu einer bestimmten Partei oder Ideologie, sondern aus Liebe zu einer Frau, die eines regnerischen Sonntagnachmittags an meine Tür klopfte ...

Gewiss hört sich das schmalzig an, aber man darf nicht vergessen, dass man Schmalz in Riesenbottichen verkauft, dass ich in nur zwei Wochen das gesamte Manuskript zu überarbeiten hatte und dass es so sicher wie das Amen in der Kirche besser war, mit dieser Episode anzufangen als mit der Ableitung des Namens Lang. Schon bald hämmerte ich vor mich hin, so schnell es mir mein Zweifingersystem erlaubte:

Sie war vom strömenden Regen klatschnass, aber das schien sie nicht zu stören. Sofort hob sie zu einer leidenschaftli-

chen Rede über die Kommunalwahlen an. Bis zu dieser Minute, muss ich zu meiner Schande gestehen, habe ich nicht mal gewusst, dass an diesem Tag überhaupt Kommunalwahlen stattfanden. Allerdings war ich schlau genug, so zu tun, als wüsste ich Bescheid ...

Ich schaute auf. Durch das Fenster konnte ich sehen, wie Ruth mit entschlossenen Schritten über die Dünen marschierte. Ein weiterer ihrer grüblerischen, einsamen Spaziergänge gegen den Wind, bei dem sie lediglich von dem mit Abstand folgenden Leibwächter begleitet wurde. Ich sah ihr nach, bis sie aus meinem Blickfeld verschwand, und machte mich dann wieder an die Arbeit.

*

Ich arbeitete ein paar Stunden durch, bis ich etwa gegen ein Uhr hörte, wie jemand ganz leicht mit den Fingerspitzen auf Holz klopfte. Ich schrak hoch.

»Mister?«, sagte eine schüchterne weibliche Stimme. »Sir? Sie wollen Lunch?«

Ich stand auf und öffnete die Tür. Es war Dep, die vietnamesische Haushälterin in ihrer schwarzen Seidenuniform. Sie war etwa fünfzig Jahre alt und so winzig wie ein Vogel. Wenn ich jetzt nieste, dachte ich, würde es sie bis ans andere Ende des Hauses wehen.

»Das wäre sehr nett, danke.«

»Hier oder in Küche?«

»Ich komme in die Küche, vielen Dank.«

Nachdem sie auf ihren Pantoffeln davongeschlurft war, drehte ich mich um. Ich wusste, dass ich es nicht mehr länger aufschieben konnte. Mach's wie beim Schreiben, sagte

ich mir: Fang einfach an. Ich legte meinen Koffer aufs Bett und zog den Reißverschluss auf. Dann atmete ich tief durch, schob die Türen des Kleiderschranks zur Seite und fing an, McAras Sachen von den Kleiderbügel zu nehmen und mir über den Arm zu stapeln – billige Hemden, Jacketts von der Stange, Hosen aus dem Kaufhaus und die Sorte von Kravatten, die man am Flughafen bekam: Für *dich* gab's keine maßgeschneiderten Klamotten, was, Mike? Alle Hemden und Hosen hatten Übergroße: Er war ein großer Bursche gewesen, viel größer als ich. Natürlich kam es genau so, wie ich befürchtet hatte: Die Berührung der ungewohnten Stoffe, sogar das Klappern der Metallbügel auf der verchromten Kleiderstange, genügte, um den im Lauf eines Vierteljahrhunderts sorgsam errichteten Schutzwall niederzureißen und mich auf direktem *Weg* in das Schlafzimmer meiner Eltern zurückzukatapultieren, das ich unter größter Willensanstrengung drei Monate nach der Beerdigung meiner Mutter ausgeräumt hatte. Der Anblick der Habseligkeiten von Toten geht mir immer an die Nieren. Gibt es etwas Traurigeres als den übrig gebliebenen Krempel eines Toten? Wer sagt, dass nur unsere Liebe bleibt? Was von McAra blieb, war *Krempel*. Ich legte die Kleidungsstücke über einen Armsessel und griff in das Schrankfach oberhalb der Kleiderstange, wo sein Koffer lag. Ich hatte damit gerechnet, dass er leer war, aber als ich ihn nach vorn zog, verrutschte im Inneren etwas. Aha, dachte ich. Endlich. Das geheime Dokument.

Der Koffer aus hässlichem rotem Plastik war so riesig und sperrig, dass er mir aus der Hand rutschte und auf den Boden knallte. Der dumpfe Aufprall schien in der Stille des Hauses widerzuhallen. Ich hielt einen Augenblick inne, kniete mich dann auf den Boden und drückte auf die beiden

Schlösser, die gleichzeitig mit einem lauten Schnappgeräusch aufsprangen.

Bei dem Koffer handelte es sich um eine Art Gepäckstück, das man schon seit über zehn Jahren nicht mehr produzierte, außer vielleicht in den weniger eleganten Gegenden Albaniens. Er war mit einem abscheulich gemusterten Plastikfutter ausgeschlagen, an dem gekräuselte Gummibänder baumelten. Der Inhalt bestand aus einem einzigen großen wattierten Umschlag, der an M. McAra Esq. mit Postfachnummer in Vineyard Haven adressiert war. Laut Aufkleber auf der Rückseite war der Absender das Adam Lang Archiv Centre in Cambridge, England, gewesen. Ich öffnete den Umschlag und zog einen Packen Fotografien und Fotokopien heraus, an dem ein Kärtchen mit den besten Empfehlungen von Dr. phil. Julia Crawford-Jones, Direktorin, klemmte.

Eine der Fotografien erkannte ich sofort: Lang in seinem Hühnchenkostüm bei der Footlights Revue aus den frühen Siebzigern. Außerdem beranden sich in dem Umschlag: ein Dutzend anderer Fotografien mit dem ganzen Ensemble; ein Satz Fotos von Lang mit Strohhut und gestreiftem Blazer auf einem Flussboot; drei oder vier Fotos von einem Picknick am Flussufer, die anscheinend am selben Tag wie die Fotos auf dem Boot aufgenommen worden waren. Bei den Fotokopien handelte es sich um diverse Footlights-Programmzettel, Theaterkritiken aus Cambridge und um jede Menge Berichte aus der Lokalpresse über die Wahlen für das Greater London Council vom Mai 1977. Außerdem war eine Kopie von Langs Original-Parteiausweis beigelegt. Als ich das Datum las, wäre mir der Ausweis vor Überraschung rast aus der Hand gefallen. Er stammte aus dem Jahr 1975.

Dann machte ich mich daran, das ganze Paket noch einmal genauer unter die Lupe zu nehmen. Ich fing mit den Wahlberichten an. Beim ersten Durchblättern war ich davon ausgegangen, dass sie aus dem *Evening Standard* stammten, aber jetzt sah ich, dass es sich um die Broschüre einer politischen Partei handelte, Langs Partei, und dass er auf einem Gruppenfoto zusammen mit anderen freiwilligen Wahlhelfern zu sehen war. Man konnte ihn auf der schlechten Fotokopie kaum erkennen. Sein Haar war lang, die Kleidung schäbig. Aber er war es, kein Zweifel, Mitglied einer Truppe, die in einer Sozialbausiedlung von Tür zu Tür zog. »Wahlhelfer: A. Lang.«

Mehr als alles andere war ich verwirrt. Jedenfalls dachte ich nicht an finstere Machenschaften. Wir alle neigen dazu, unsere eigene Wirklichkeit aufzupolieren. Das fängt an mit einer persönlichen Fantasie über unser Leben, die wir dann, vielleicht aus Spaß, in eine Anekdote verwandeln. Niemand kommt zu Schaden. Im Lauf der Jahre wird diese Anekdote so regelmäßig wiederholt, dass sie schließlich als Tatsache akzeptiert wird. Und schon bald wird es einem selbst peinlich, dieser Tatsache zu widersprechen. Mit der Zeit glauben wir dann wahrscheinlich sogar, dass diese Anekdote schon immer wahr gewesen ist. Und dieser allmählich an Umfang zunehmende Mythos bildet sich dann, wie ein Korallenriff, zu einem historischen Bild aus. Ich konnte mir vorstellen, dass es Lang gefallen hatte, so zu tun, als wäre er nur deshalb in die Politik gegangen, weil er ein Auge auf ein Mädchen geworfen hatte. Ihm schmeichelte es, weil es ihn weniger ehrgeizig erscheinen ließ, ihr schmeichelte es, weil es ihren Einfluss auf ihn größer erscheinen ließ, als er wahrscheinlich tatsächlich war. Und dem Publikum gefiel es auch. Jeder war glücklich. Die Fra-

ge, die jetzt auftauchte, lautete: Was sollte *ich* damit anfangen?

Das ist im Ghostwriter-Gewerbe kein ungewöhnliches Dilemma, und die Etikette für derartige Fälle ist einfach: Man weist den Kunden auf die Diskrepanz hin und überlässt ihm die Entscheidung. Es ist nicht Aufgabe des Ghostwriters, auf absoluter Wahrheit zu bestehen: Wäre sie es, dann würde unser Zweig der Verlagsbranche unter der Totlast der Realität zusammenbrechen. Wie die Kosmetikerin ihrer Kundin nicht sagt, dass sie ein Gesicht wie ein Sack Kartoffeln hat, so konfrontiert der Ghostwriter den Autobiografen nicht mit der Tatsache, dass die Hälfte seiner liebevoll gehegten Lebenserinnerungen falsch ist. Nicht diktieren, sondern protegieren: Das ist unser Motto. Offensichtlich hatte McAra es versäumt, diese heilige Regel zu beherzigen. Er musste bezüglich dessen, was man ihm erzählte, seine Zweifel gehabt haben, hatte ein Recherchepäckchen aus den Archiven bestellt und dann des Expremierministers geschliffenste Anekdote aus seinen Memoiren gestrichen. Was für ein Dilettant! Ich konnte mir vorstellen, wie wohlwollend das aufgenommen worden war. Zweifellos erklärte das zum Teil, warum das Verhältnis am Ende so angespannt gewesen war.

Ich wandte meine Aufmerksamkeit wieder dem Material aus Cambridge zu. Eine merkwürdige Unschuld umgab diese verblasste Jeunesse dorée, die in dem vergessenen, aber glücklichen Tal irgendwo zwischen den kulturellen Gipfelpunkten von Hippiebewegung und Punk gestrandet war. Spirituell schien sie den Sechzigern näherzustehen als den Siebzigern. Die Mädchen trugen lange geblümete Spitzenkleider mit tiefen Ausschnitten und große Strohhüte gegen die Sonne. Die Haare der Männer waren so lang wie

die der Frauen. Auf dem einzigen Farbfoto hielt Lang eine Champagnerflasche in der einen und etwas, was wie ein Joint aussah, in der anderen Hand. Ein Mädchen steckte ihm Erdbeeren in den Mund, während im Hintergrund ein Mann mit nacktem Oberkörper seine beiden Daumen hochreckte.

Das größte der Ensemblefotos zeigte acht junge Leute, die nebeneinander mit ausgebreiteten Armen im Scheinwerferlicht standen, als hätten sie in einem Cabaret gerade eine furiose Gesangs- und Tanznummer beendet. Lang – in gestreiftem Blazer, mit Fliege und rundem, flachem Strohhut – stand ganz rechts. Die beiden Mädchen der Truppe trugen ein hautenges Trikot, Fischnetzstrumpfhosen und High Heels; eine hatte kurzes blondes Haar, die andere dunkle Krauslocken, möglicherweise eine Rothaarige (auf dem Schwarz-Weiß-Foto unmöglich festzustellen); beide hübsch. Außer Lang erkannte ich noch zwei andere Männer: einen inzwischen berühmten Komiker und einen Schauspieler. Einer von den restlichen Männern sah älter als die anderen aus, vielleicht ein Doktorand. Alle trugen weiße Handschuhe.

Auf der Rückseite klebte ein Zettel, auf dem mit Schreibmaschine die Namen der Akteure und der Colleges aufgelistet waren, die sie an der Universität Cambridge besuchten: G. W. Syme (Caius), W. K. Innes (Pembroke), A. Parke (Newnham), P. Emmett (St John's), A. D. Martin (King's), E. D. Vaux (Christ's), H. C. Martineau (Girton), A. P. Lang (Jesus).

In der unteren linken Ecke befand sich ein Copyright-Stempel der *Cambridge Evening News*, rechts daneben hatte jemand mit blauem Kugelschreiber schräg nach obenweisend eine Telefonnummer mit der Auslandsvorwahl für

Großbritannien gekritzelt. Kein Zweifel, McAra, unermüdlicher Faktenjäger, der er war, hatte ein Mitglied des Ensembles aufgestöbert. Ich fragte mich, um wen es sich handelte und ob er oder sie sich noch an die Ereignisse auf den Fotos erinnerte. Aus Lust an der Laune zog ich mein Handy heraus und wählte die Nummer.

Statt des vertrauten doppelten Klingeltons aus England hörte ich den einen durchgehenden der Amerikaner. Ich wartete eine Zeit lang und wollte gerade wieder auflegen, als ich die vorsichtige Stimme eines Mannes hörte.

»Richard Rycart.«

Die Stimme mit dem leicht kolonialen Einschlag – »*Richard Roicart*« – war unverkennbar die des früheren Außenministers. Er klang misstrauisch, als er fragte: »Mit wem spreche ich?«

Ich unterbrach sofort die Verbindung. Ich war dermaßen erschrocken, dass ich das Telefon aufs Bett warf. Da lag es etwa eine halbe Minute, dann fing es an zu klingeln. Ich stürzte zum Bett und schaute auf das Display, auf dem »Teilnehmer unbekannt« stand. Ich schaltete das Handy aus. Wieder verging eine halbe Minute, in der ich zu verblüfft war, um mich zu rühren.

Jetzt nur keine vorschnellen Schlüsse ziehen, sagte ich mir. Ich weiß nicht mit absoluter Sicherheit, ob McAra diese Nummer notiert hat oder sie gar angerufen hat. Ich schaute nach, wann der Umschlag abgestempelt worden war. Er hatte das Vereinigte Königreich am 3. Januar verlassen – neun Tage vor seinem Tod.

Plötzlich schien es mir von entscheidender Bedeutung zu sein, alle noch verbliebenen Spuren meines Vorgängers aus dem Zimmer zu tilgen. Hastig räumte ich die letzten Kleidungsstücke aus dem Schrank, Socken und Unterwä-

sche, die ich aus den Schubladen in seinen Koffer kippte (ich weiß noch, dass er dicke Kniestrümpfe und ausgebeulte weiße Unterhosen trug – der Bursche war bis auf die Haut alte Schule). Ich fand keinerlei private Papiere – kein Tagebuch oder Adressbuch, keine Briefe, nicht mal Bücher. Ich nahm an, dass die Polizei diese Dinge nach seinem Tod mitgenommen hatte. Nachdem ich seinen blauen Einwegrasierer aus Plastik, Zahnbürste, Kamm und alle sonstigen Utensilien aus dem Bad entfernt hatte, war der Job erledigt: Der materielle Besitz von Michael McAra, ehemaliger Mitarbeiter des Right Honourable Adam Lang, stand in seinem Koffer verstaut zur Entsorgung bereit. Ich zerrte den Koffer aus dem Zimmer und durch den Gang bis ins Solarium. Von mir aus konnte er da bis zum Sommer stehen bleiben: Hauptsache, ich brauchte ihn nicht mehr zu sehen. Es dauerte ein paar Sekunden, bis ich wieder zu Atem kam.

Als ich zu seinem, meinem, unserem Zimmer zurückging, glaubte ich jedoch, immer noch seine Gegenwart zu spüren, denn ich hatte das Gefühl, als folgte er mir mit ungelenk federnden Schritten. »Verpiss dich, McAra«, brummelte ich mir selbst zu. »Verpiss dich einfach, und lass mich in Ruhe das Buch schreiben, damit ich hier schnell wieder rauskomme.« Ich stopfte die Fotos und Fotokopien wieder in den Umschlag und schaute mich im Zimmer nach einem geeigneten Versteck um. Dann hielt ich plötzlich inne und fragte mich, warum eigentlich. Warum sollte ich es verstecken wollen? Der Inhalt fiel ja nicht gerade unter geheime Verschlussache. Er hatte nichts mit Kriegsverbrechen zu tun. Er zeigte einen jungen Mann, der vor über dreißig Jahren Studententheater gespielt und an einem sonnigen Tag am Fluss mit seinen Freunden Champagner getrunken hatte. Eine Menge Gründe waren vorstellbar, warum Ry-

carts Nummer auf der Rückseite dieses Fotos stand. Trotzdem, irgendwie verlangte der Umschlag danach, versteckt zu werden. Mangels eines intelligenteren Einfalls verfiel ich, wie ich zu meiner Schande gestehen muss, auf das Abgedroschenste, das man sich vorstellen kann: Ich hob die Matratze hoch und schob den Umschlag darunter.

»Lunch, Sir«, rief eine leise Stimme im Gang. Dep. Ich drehte mich ruckartig um. Ich war mir nicht sicher, ob sie mich gesehen hatte, andererseits, spielte das überhaupt eine Rolle? Verglichen mit dem, was sie in den vergangenen Wochen erlebt haben musste, nahm sich mein sonderbares Benehmen in ihren Augen garantiert wie Kinderkram aus.

Ich folgte ihr in die Küche. »Ist Mrs Lang im Haus?«, fragte ich.

»Nein, Sir. Vineyard Haven. Shopping.«

Sie hatte mir ein Club-Sandwich gemacht. Ich setzte mich auf einen der Hocker an der Frühstückstheke und zwang mich zum Essen, während Dep die Reste in Alufolie packte und zurück in eins der sechs Exemplare von Rhineharts Kühlschranks-Kollektion stellte. Ich überlegte, was ich jetzt tun sollte. Normalerweise hätte ich mich wieder an den Schreibtisch gesetzt und den Nachmittag eisern durchgearbeitet. Aber zum ersten Mal in meiner Karriere als Ghost hatte ich so etwas wie eine Schreibblockade. Den halben Vormittag hatte ich damit verplempert, eine lieb-reizend intime Reminiszenz an eine Begebenheit zu komponieren, die es nicht gegeben hatte – die es nicht gegeben haben *konnte*, weil nämlich Ruth Langs berufliche Karriere in London erst 1976 begonnen hatte, also zu einer Zeit, als ihr zukünftiger Mann schon ein Jahr lang Mitglied der Partei gewesen war.

Sogar bei dem Gedanken, die Cambridge-Zeit anzu-

packen, was ich am Anfang als lockere Übung betrachtet hatte, sah ich jetzt nur auf eine weiße Wand. Was war das für ein Bursche gewesen, dieser unbekümmerte Möchtegernschauspieler, der hinter den Mädchen her gewesen war und mit Politik nichts am Hut gehabt hatte? Was, wenn nicht Ruth, hatte plötzlich einen Parteiaktivisten aus ihm gemacht, der in Sozialbausiedlungen Klinken putzte? Das Ganze ergab für mich keinen Sinn. In diesem Moment erkannte ich, dass ich ein fundamentales Problem mit unserem ehemaligen Premierminister hatte. Er war kein psychologisch glaubwürdiger Charakter. In natura oder auf dem Bildschirm schien er eine starke Persönlichkeit zu sein. Aber wenn man sich hinsetzte und über ihn nachdachte, schien er sich aufzulösen. Und das machte es mir fast unmöglich, meine Arbeit zu erledigen: Anders als bei all den Durchgeknallten aus dem Showbiz und dem Sportbetrieb, mit denen ich in der Vergangenheit zusammengearbeitet hatte, konnte ich mir von Adam Lang einfach kein Bild machen.

Ich zog wieder mein Handy hervor und überlegte, ob ich Rycart anrufen sollte. Doch je mehr ich darüber nachdachte, wie die Unterhaltung verlaufen könnte, desto unsicherer wurde ich. Was genau sollte ich zu ihm sagen? »Hallo, Mr Rycart, Sie kennen mich nicht, aber ich bin der Ersatzmann von Adam Langs Ghostwriter Mike McAra. Ich glaube, er hat ein oder zwei Tage, bevor es seine Leiche an den Strand gespült hat, noch mit Ihnen gesprochen.« Ich steckte das Telefon wieder in die Tasche und hatte plötzlich das Bild von McAras massigem Körper vor Augen, der von der Brandung hin und her geworfen wurde, und wurde es nicht mehr los. War er auf Felsen aufgeschlagen oder gleich auf den weichen Sand gespült worden? Wie hieß doch gleich der Strand, wo man ihn gefunden hatte? Bei unserem ge-

meinsamen Lunch in London hatte Rick den Namen erwähnt. Lambert irgendwas.

»Eine Frage, Dep«, sagte ich zu der Haushälterin.

Sie richtete sich vor dem Kühlschrank auf, drehte sich um und schaute mich mit ihrem unschuldig-sympathischen Gesicht an.

»Sir?«

»Gibt's im Haus eine Karte von der Insel, die ich mir mal ausleihen könnte?«

ZEHN

»Es ist zwar problemlos möglich, ein Buch für jemanden zu schreiben, nachdem man nur mit ihm gesprochen hat. Zusätzliche Recherche ist jedoch oft von Nutzen, um sich mehr Material und neue Ideen für lebendige Schilderungen zu besorgen.«

»GHOSTWRITER«

Der Strand schien etwa zehn Meilen entfernt zu sein, an der Nordwestseite von Martha's Vineyard. Lamberts Cove, genau, so hieß er.

Die Namen in der Gegend hatten allesamt einen verführerischen Klang: Blackwater Brook, Uncle Seth's Pond, Indian Hill, Old Herring Creek Road. Wie von einer Landkarte aus einer Abenteuergeschichte für Kinder, und so in etwa stellte ich mir das auch vor: als amüsanten Ausflug. Dep schlug vor, dass ich mir ein Fahrrad ausleihen sollte – *oja, MrRhinehart hat viele, viele Fahrräder, extra für Gäste*. Auch mir gefiel der Gedanke, obwohl ich seit Jahren auf keinem Fahrrad mehr gesessen hatte und mir unbewusst klar war, dass nichts Gutes dabei herauskommen würde. Über drei Wochen waren inzwischen vergangen, seitdem man die Leiche geborgen hatte. Was konnte man da jetzt noch sehen ? Aber Neugier ist ein starker menschlicher An-

trieb – zugegeben, deutlich schwächer als Sex und Habgier, aber doch wesentlich stärker als beispielsweise Nächstenliebe. Ich war einfach neugierig.

Am abschreckendsten war das Wetter. Die Empfangsdame in meinem Hotel in Edgartown hatte mich gewarnt, dass Sturm angekündigt sei. Er war zwar noch nicht da, aber der Himmel ächzte schon unter seiner Last wie ein weicher grauer Sack, der jede Sekunde zerreißen konnte. Die Verlockung, dem Haus eine Zeit lang entfliehen zu können, war jedoch zu stark. Außerdem war mir der Gedanke unerträglich, mich in McAras Zimmer wieder vor den Computer setzen zu müssen. Ich holte mir Langs winddichte Jacke aus der Garderobe und ging dann mit dem Gärtner Duc vorn ums Haus herum zu den verwitterten würfelförmigen Holzbauten, die als Unterkünfte für das Personal und als Wirtschaftsgebäude dienten.

»Bestimmt ein Haufen harter Arbeit, um das alles in Schuss zu halten«, sagte ich.

Duc wandte den Blick nicht vom Boden ab.

»Erde schlecht. Wind schlecht. Regen schlecht. Salz schlecht. Scheiße.«

Darauf gab es nicht viel mehr zu sagen, und so hielt ich meinen Mund. Wir gingen an den ersten beiden Holzbauten vorbei. Vor dem dritten blieb Duc stehen und schloss die große Flügeltür auf. Er öffnete eine Seite, und wir gingen hinein. In zwei Ständern standen mindestens ein Dutzend Fahrräder, aber mein Blick blieb sofort an dem ockerfarbenen Ford Escape hängen, der die andere Hälfte der Garage einnahm. Ich hatte so viel über den Wagen gehört und ihn mir während meiner Überfahrt so oft vorgestellt, dass es ein ziemlicher Schock war, jetzt so unerwartet vor ihm zu stehen.

Duc bemerkte meinen Blick. »Möchten Sie leihen?«, fragte er.

»Nein, nein«, sagte ich schnell. Erst den Job eines Toten, dann sein Bett und jetzt auch noch eine Spazierfahrt in seinem Wagen – wo würde das wohl enden? »Ein Fahrrad reicht mir völlig. Tut mir sicher gut.«

Tiefe Zweifel standen im Gesicht des Gärtners, als er mich unsicher auf einem von Rhineharts teuren Mountainbikes davonschwanken sah. Augenscheinlich hielt er mich für verrückt, und vielleicht *war* ich es ja auch – Inselkoller, so nennt man das wohl, oder? Als ich den Special-Branch-Mann in seinem zwischen den Bäumen halb versteckten kleinen Holzhäuschen passierte, hob ich die Hand, was sich um ein Haar als fataler Fehler herausgestellt hätte, da der daraus resultierende Schlenker mich fast ins Unterholz befördert hätte. Irgendwie schaffte ich es, das Bike in die Mitte des Weges zurückzusteuern, und als ich mich erst einmal an die Gänge gewöhnt hatte (an meinem letzten Fahrrad gab es nur drei, wovon zwei nicht funktioniert hatten), bewegte ich mich auf dem harten Sand einigermaßen flott vorwärts.

Es herrschte eine gespenstische Stille im Wald, wie nach einem gigantischen Vulkanausbruch, der die Vegetation ausgebleicht und brüchig zurückgelassen und alle wilden Tiere vergiftet hatte. Gelegentlich hörte ich in der Ferne das hohle, dumpfe Gurren einer Ringeltaube, das die Stille nicht etwa durchbrach, sondern eher noch zusätzlich verstärkte. Ich strampelte den leicht ansteigenden Weg hinauf, bis ich schließlich auf die Landstraße gelangte.

Die Anti-Lang-Demonstration war auf einen einzigen Mann zusammengeschrumpft, der an der gegenüberliegenden Straßenseite stand. Anscheinend war er in den letz-

ten paar Stunden fleißig gewesen, denn er hatte eine Art Installation aus einfachen Holzbrettern zusammengezimmert, an die er Hunderte von schrecklichen, aus Zeitschriften und Zeitungen herausgerissene Fotos geheftet hatte: verbrannte Kinder, Leichen mit Folterspuren, geköpfte Geiseln, nach Bombenangriffen dem Erdboden gleichgemachte Wohngebiete. In diese Collage des Todes waren lange Namenslisten sowie einige handgeschriebene Gedichte und Briefe eingefügt. Zum Schutz gegen das Unwetter hatte der Mann Plastikplanen darübergespannt. Wie am Stand eines Wohltätigkeitsbasars einer Pfarrgemeinde war an der Spitze ein Transparent befestigt: DENN WIE IN ADAM ALLE STERBEN, SO WERDEN IN CHRISTUS ALLE LEBENDIG GEMACHT. Darunter befand sich ein windiger Unterstand aus Holzstützen und einer weiteren Plastikplane, in dem ein Stuhl und eine Art Kartentisch standen. Und an dem Tisch saß geduldig der Mann, den ich am Morgen kurz gesehen, aber nicht erkannt hatte. Jetzt erkannte ich ihn. Es war der militärische Typ aus der Hotelbar, der mich Wichser genannt hatte.

Unsicher blieb ich stehen und schaute nach links und rechts, ob die Straße frei war. Ich war mir bewusst, dass der nur etwa sechs Meter entfernte Mann mich anstarrte. Er musste mich auch erkannt haben, zu meinem Entsetzen sah ich nämlich, dass er aufstand. »Warten Sie!«, rief er mit jener eigenartig forschenden Stimme zu mir herüber. Ich wollte mich auf keinen Fall in seine Verrücktheiten hineinziehen lassen und bog, obwohl sich ein Auto näherte, in die Straße ein, fing kräftig an zu strampeln und ging sogar aus dem Sattel, um schneller zu werden. Das Auto hupte. Der Luftzug zerrte an mir, als der Wagen in einem kurzen Schwall aus Licht und Lärm an mir vorbeirauschte. Als ich mich

umdrehte, hatte der Mann die Verfolgung schon aufgegeben. Er stand mitten auf der Straße und starrte mir mit in die Seite gestemmt Armen hinterher.

Ich trat jetzt hart in die Pedale, weil ich wusste, dass es bald dämmern würde. Die Luft wehte mir kalt und feucht ins Gesicht, aber meine pumpenden Beine hielten mich warm. Ich kam an der Flugplatzeinfahrt vorbei und fuhr dann am Rand des staatseigenen Waldes entlang, dessen Brandschneisen sich wie die dunklen Gänge einer Kathedrale breit und hoch durch die Bäume fraßen. Als Radfahrer konnte ich mir McAra nicht vorstellen – er sah nicht aus wie der Typ, der Rad fuhr. Ich fragte mich wieder, welchen Sinn meine Unternehmung überhaupt hatte, außer dass ich tropfhaass werden würde. Ich quälte mich an den weißen Schindelhäusern vorbei durch die ordentliche Landschaft Neuenglands, und ich konnte mir mühelos ausmalen, dass hier immer noch Frauen lebten, die strenge schwarze Hüben trugen, und Männer, für die der Sonntag immer noch der Tag war, an dem man seinen Anzug an- und nicht auszog.

Gleich hinter West Tisbury, auf der Scotchman's Lane, hielt ich an, um auf der Karte nach dem Weg zu schauen. Der Himmel sah nun wirklich bedrohlich aus, und es kam Wind auf. Fast hätte er mir die Karte aus der Hand gerissen. Und tatsächlich wäre ich fast umgekehrt. Aber ich war schon so weit gekommen, da erschien es mir idiotisch, jetzt aufzugeben. Also machte ich es mir wieder auf dem schmalen, harten Sattel bequem und strampelte weiter. Nach etwa zwei Meilen gabelte sich die Straße. Ich verließ die Hauptstraße und bog nach links in Richtung Meer ab. Der Weg hinunter in die kleine Bucht ähnelte dem, der zu Rhineharts Anwesen führte – Straucheichen, Weiher, Dünen.

Der einzige Unterschied war, dass es hier mehr Häuser gab. Bei den meisten handelte es sich um Ferienhäuser, die den Winter über verrammelt waren. Über den Schornsteinen einiger weniger jedoch flatterten schmale braune Rauchfahnen, und aus einem drang sogar klassische Musik. Auf einmal fing es an zu regnen – harte kalte Wassertropfen, fest Hagelkörner, die mir auf Hände und Gesicht trommelten und den Geruch des Meeres mit sich trugen. In einem Augenblick platschten sie noch sporadisch in einen Teich und raschelten in den Bäumen, und im nächsten war es schon so, als wäre irgendein gewaltiger Himmelsdamm gebrochen: Sintflutartig stürzte der Regen nach unten. Jetzt fiel mir wieder ein, warum ich Radfahren nicht mochte: Fahrräder haben kein Dach und keine Heizung.

Die spindeldürren, laublosen Straucheichen boten keine Hoffnung auf Schutz. Weiterfahren war aber auch unmöglich, weil ich nicht mehr sehen konnte, wohin ich fuhr. Also stieg ich ab und schob. Ich kam schließlich zu einem niedrigen Lattenzaun, versuchte mein Rad daran anzulehnen, das jedoch abrutschte, klappernd umfiel und mit sich drehendem Hinterreifen Hegen blieb. Ich kümmerte mich nicht weiter darum und lief den Schlackenweg hoch, um mich unter der Veranda unterzustellen.

Dem Regen entflohen, beugte ich mich vor und schüttelte kräftig den Kopf, um das Wasser aus den Haaren zu bekommen, worauf hinter der Haustür in meinem Rücken ein Hund zu bellen anfang. Ich hatte zunächst angenommen, das Haus sei unbewohnt – diesen Eindruck hatte es zumindest erweckt –, aber an dem verstaubten Fenster hinter dem Moskitogitter erschien der nebelhafte weiße Mond eines Gesichts, und eine Sekunde später ging die Tür auf, und der Hund schoss mir entgegen.

Meine Abneigung gegen Hunde ist fest so groß wie deren Abneigung gegen mich. Doch um seinen Besitzer milde zu stimmen, tat ich mein Bestes, um den Eindruck zu erwecken, ich wäre entzückt von dem scheußlichen weißen Fellball, der mich da ankläffte. Der alte Mann, der, nach den Leberflecken, der gebückten Haltung und dem immer noch stattlichen Schädel unter der papierenen Haut zu urteilen, hart auf die neunzig zugeing, trug ein gut geschnittenes Sportsakko über einer zugeknöpften Strickjacke und einen karierten Wollschal um den Hals. Stammelnd begann ich, mich für die Störung zu entschuldigen, aber er fiel mir gleich ins Wort.

»Engländer, oder?«, sagte er und schaute mich mit zusammengekniffenen Augen an.

»Stimmt.«

»Macht nichts. Sie können sich unterstellen. Unterstellen ist umsonst.«

Ich wusste nicht genug über Amerika, um anhand seines Akzents erkennen zu können, woher er stammte oder was er beruflich gemacht haben könnte. Aber ich vermutete, dass er ein Geschäftsmann im Ruhestand war und ziemlich betucht – was zwingend notwendig war, wenn man in einer Gegend lebte, wo eine Hütte mit Außenklo eine halbe Million Dollar kostete.

»Engländer, hä?«, sagte er noch einmal. Er musterte mich durch seine randlose Brille. »Haben Sie irgendwas mit diesem Lang zu schaffen?«

»In gewisser Weise«, sagte ich.

»Scheint ganz intelligent zu sein. Frag mich nur, warum er sich mit diesem verdammten Idioten im Weißen Haus eingelassen hat.«

»Tja, das fragen sich alle.«

»Kriegsverbrechen!«, sagte er und schüttelte den Kopf, wobei ich kurz die beiden fleischfarbenen Hörgeräte in seinen Ohren sah. »Dafür hätte man uns alle anklagen können! War vielleicht ganz gut gewesen. Ich weiß es nicht. Schätze, da muss ich mich auf ein höheres Gericht verlassen.« Er lachte traurig glucksend. »Dauert ja nicht mehr lange.«

Ich hatte keine Ahnung, wovon er redete. Ich war einfach froh, dass ich im Trockenen stand. Wir stützten uns auf das verwitterte Geländer und schauten hinaus in den Regen, während der Hund auf der Veranda herumtollte. Durch einen Spalt zwischen den Bäumen konnte ich das weite graue Meer erkennen – die weißen Kämme der auf das Land zurollenden Wellen bewegten sich unbarmherzig von oben nach unten, wie bei einer Bildstörung auf einem alten Schwarz-Weiß-Fernseher.

»Was führt Sie in diesen Teil der Insel?«, fragte der alte Mann.

Ich sah keinen Grund, ihm etwas vorzulügen.

»Ein Bekannter von mir ist da unten an den Strand gespült worden«, sagte ich. »Hab gedacht, ich schau mir mal die Stelle an. Um ihm meine Reverenz zu erweisen«, fügte ich hinzu, damit er nicht glaubte, ich sei pervers.

»Na, wenn das keine faule Sache war«, sagte er. »Sie meinen den Engländer vor ein paar Wochen, oder? Völlig ausgeschlossen, dass die Strömung den so weit nach Westen abgetrieben hat. Nicht um diese Jahreszeit.«

»Was?« Ich schaute ihm ins Gesicht. Trotz seines hohen Alters hatten die scharfen Züge und seine zupackende Art etwas Jugendliches. Das schütterere weiße Haar war streng nach hinten gekämmt. Er sah aus wie ein altehrwürdiger Pfadfinder.

»Ich kenne das Meer jetzt fast so lange, wie ich lebe.

Mich selbst hat mal einer von dieser Scheißfähre zu schmeißen versucht, damals, als ich noch bei der Weltbank war, und eins können Sie mir glauben: Wenn er es geschafft hätte, dann wäre ich weiß Gott wo angeschwemmt worden, aber sicherlich nicht in Lambert's Cove.«

Ich hörte ein Trommeln, allerdings wusste ich nicht, ob der auf das Schindeldach prasselnde Regen oder das Blut in meinen Ohren der Grund dafür war.

»Haben Sie das der Polizei gesagt?«

»Der Polizei? Junger Mann, in meinem Alter habe ich Besseres zu tun, als meine Zeit mit Polizisten zu verplempern. Egal, ich habe alles Annabeth erzählt. Sie hat mit der Polizei gesprochen.« Er sah mein verständnisloses Gesicht. »Annabeth Wurmbrand«, sagte er. »Jeder kennt Annabeth, die Witwe von Mars Wurmbrand. Ihr Haus ist das, das am nächsten zum Wasser steht.« Als ich wieder nicht reagierte, wurde er etwas unwirsch. »Sie hat der Polizei das von den Lichtern erzählt.«

»Lichtern?«

»Die Lichter am Strand, in der Nacht, als die Leiche angeschwemmt wurde. Gibt nichts hier in der Gegend, was Annabeth nicht sieht. Wenn Kay im Herbst Mohu verlassen hat, hat sie immer gesagt, wie froh sie ist, dass Annabeth im Winter ein Auge auf alles hat.«

»Was für Lichter waren das?«

»Von Taschenlampen, nehme ich an.«

»Warum hat man in den Medien nie was davon gehört?«

»In den Medien?« Er ließ wieder sein heiser glucksendes Lachen hören. »Annabeth hat in ihrem ganzen Leben mit keinem Reporter gesprochen. Außer vielleicht mit einem Redakteur von *The World of Interiors*. Hat zehn Jahre gedauert, bis sie Kay über den Weg getraut hat.«

Und dann fing er an, Geschichten zu erzählen von Kays großem altem Haus an der Lambert's Cove Road, das Bill und Hillary immer so gemocht hatten, von dem aber jetzt nur noch die Kamine übrig wären, aber weiter hörte ich schon gar nicht mehr zu. Ich hatte den Eindruck, als hätte der Regen etwas nachgelassen. Ich wollte so schnell wie möglich weiter und unterbrach ihn.

»Könnten Sie mir sagen, wie ich von hier zu Mrs Wurmbrands Haus komme?«

»Klar«, sagte er. »Macht aber nicht viel Sinn, wenn Sie da jetzt vorbeischaun.«

»Warum?«

»Weil sie letzte Woche die Treppe runtergefallen ist. Liegt seitdem im Koma. Arme Annabeth. Ted meint, dass sie nicht mehr zu Bewusstsein kommt. Wieder eine von uns weniger. He, wohin denn so ... ?« Aber da war ich schon die halbe Verandatreppe hinuntergesprungen.

»Danke für das trockene Plätzchen«, rief ich ihm über die Schulter zu, »und den kleinen Plausch. Ich muss weiter.«

Er sah unter seinem tropfenden Dach und den *Stars and Stripes*, die wie ein Putzlappen an dem glänzenden Flaggenmast hingen, so einsam und verlassen aus, dass ich fast wieder umgekehrt wäre.

»Sagen Sie Ihrem Mr Lang, er soll sich nicht unterkriegen lassen!« Dann salutierte er mit zitternder Hand und winkte mir hinterher. »Passen Sie auf sich auf.«

Ich hob mein Rad auf, schwang mich in den Sattel und folgte dem Weg weiter, der hinunter zur Bucht führte. Den Regen spürte ich nicht mehr. Nach etwa einer Viertelmeile sah ich auf einer Lichtung ein flaches, großes Haus, das an einem See dicht hinter den Dünen lag. Es war mit Stacheldraht umzäunt, an dem unscheinbare Schilder mit der

Aufschrift PRIVATBESITZ hingen. Trotz des durch den Sturm verdunkelten Himmels brannte kein Licht im Haus. Das musste das Anwesen der im Koma liegenden Witwe sein. Konnte das stimmen? Hatte sie wirklich *Lichter* gesehen? Eines war sicher: Von den Fenstern im oberen Stock hatte man einen guten Blick auf den Strand. Ich lehnte das Fahrrad an einen Busch und krabbelte auf allen vieren den schmalen Pfad, der sich durch einen kränklich gelben Pflanzenteppich und glitzrig grünes Farngebüsch schlängelte, die Düne hinauf. Oben angekommen, schien der Wind mich zurückschlagen zu wollen, als wäre auch diese Anhöhe Privatbesitz und unbefugtes Betreten verboten.

Vom Haus des alten Mannes hatte ich einen flüchtigen Blick auf das werfen können, was jenseits der Dünen lag, und auf dem Weg nach unten war das Donnern der Brandung immer lauter geworden. Trotzdem empfand ich die Aussicht, die sich plötzlich vor mir auftat, als Schock – die nahtlos graue Erdhalbkugel aus dahinjagenden Wolken und wogendem Ozean, die donnernden Wellen, die in einer einzigen wütenden, nie abreißenden Detonation auf den Strand schlugen. Die flache Sandküste beschrieb nach rechts einen etwa eine Meile langen Bogen, der in der vorspringenden, im Gischt verschwimmenden Felsnase Makonikey Head endete. Ich wischte mir den Regen aus den Augen, um besser sehen zu können. Ich stellte mir vor, wie McAra allein auf diesem riesigen Uferstreifen lag – mit dem Gesicht nach unten, voll von Salzwasser, die billigen Wintersachen steif vor Salz und Kälte. Ich stellte mir vor, wie er aus dem bleichen Dämmerlicht aufgetaucht war, wie ihn die Strömung aus dem Vineyard Sound hierher getrieben hatte, wie seine großen Füße über den Sand schrappten, wie er wieder hinausgezogen wurde, wieder zurückschwappte und langsam immer

höher auf den Strand gespült wurde, bis er schließlich liegen blieb. Und dann stellte ich mir vor, wie er aus einem kleinen Dingi ins Wasser gekippt und von Männern mit Taschenlampen ans Ufer gezerrt worden war, Männern, die ein paar Tage später zurückgekehrt waren und eine redselige alte Zeugin von der Treppe ihres Designerhauses gestürzt hatten.

Ein paar Hundert Meter von mir entfernt tauchten aus den Dünen auf einmal zwei Gestalten auf, dunkel, winzig und zerbrechlich inmitten der wütenden Natur. Sie blieben kurz stehen und gingen dann in meine Richtung weiter. Ich schaute in die entgegengesetzte Richtung. Von den Wellenkämmen peitschte der Wind Wasserfontänen auf, die wie die wässrigen Konturen einer Invasionsarmee den Strand hinaufschwappten, es bis zur Hälfte schafften und dann versickerten.

Während ich mich leicht schwankend gegen den Wind stemmte, ging mir durch den Kopf, dass ich die neuen Informationen einem Journalisten erzählen sollte: irgendeinem hartnäckigen Reporter von der *Washington Post*, einem noblen Erben der Traditionen von Woodward und Bernstein. Ich sah die Schlagzeile vor mir. Im Geist schrieb ich schon die Geschichte.

Washington (AP) – Wie aus Nachrichtendienstkreisen verlautet, wurde Michael McAra, politischer Berater des ehemaligen britischen Premierministers Adam Lang, Opfer einer verdeckten Operation, die auf tragische Weise aus dem Ruder gelaufen ist.

War das so unwahrscheinlich? Ich schaute wieder zu den beiden Gestalten am Strand. Ich hatte das Gefühl, dass sie jetzt schneller gingen und direkt auf mich zukamen. Ich

wischte mir das Regenwasser aus dem Gesicht. Besser, ich ging weiter. Als ich mich das nächste Mal nach ihnen umdrehte, hatten sie wieder etwas aufgeholt. Mit entschlossenen Schritten stapften sie über die weite Sandfläche. Eine Gestalt war klein, die andere groß. Die große war ein Mann, die kleine eine Frau.

Die kleine war Ruth Lang.

*

Ich wunderte mich, dass sie hier auftauchte. Ich blieb stehen, bis ich mir ganz sicher war, dann ging ich ihr entgegen. Der heulende Wind und die donnernden Wellen verschluckten die ersten Worte, die wir uns zuriefen. Sie zog mich am Arm, worauf ich den Kopf nach unten beugte, damit sie mir ins Ohr brüllen konnte. »*Dep hat uns gesagt, dass Sie hier sind!*«, wiederholte sie, wobei ich ihren Atem fast anstößig heiß auf meiner eiskalten Haut spürte. Der Wind riss ihr die blaue Nylonkapuze vom Kopf. Vergeblich fummelte sie am Nacken herum, um sie wieder hochzuziehen, und ließ es schließlich bleiben. Sie rief mir etwas zu, doch genau in diesem Augenblick donnerte wieder eine Welle an den Strand. Sie lächelte hilflos, wartete, bis es etwas ruhiger geworden war, legte dann die Hände um den Mund und rief: »Was machen Sie hier?«

»Bloß ein bisschen Luft schnappen.«

»Nein ... ehrlich jetzt.«

»Ich wollte mir die Stelle anschauen, wo man McAra gefunden hat.«

»Warum?«

Ich zuckte die Achseln. »Neugier.«

»Aber Sie haben ihn ja nicht mal gekannt.«

»Hab langsam das Gefühl, als hätte ich ihn doch gekannt.«

»Wo ist Ihr Fahrrad?«

»Gleich hinter den Dünen.«

»Wir wollten Sie eigentlich wieder einfangen, bevor der Sturm losbricht.« Sie winkte den Leibwächter heran. Er stand etwa fünf Meter entfernt und beobachtete uns – klatschnass, genervt, sauer. »Barry, holen Sie den Wagen«, rief sie ihm zu. »Wir treffen uns dann oben, okay? Wir kommen mit dem Fahrrad zur Straße hoch, wir finden Sie dann schon.« Sie sprach mit ihm wie mit einem Dienstboten.

»Fürchte, das kann ich nicht machen«, brüllte er zurück. »Laut Vorschrift muss ich immer bei Ihnen bleiben.«

»Herrgott!«, rief sie höhnisch. »Glauben Sie ernsthaft, hier am Uncle Seth's Pond hat sich eine terroristische Zelle eingebuddelt? Los jetzt, holen Sie den Wagen, sonst fangen Sie sich noch eine Lungenentzündung ein.«

Ich schaute in sein ehrliches, unglückliches Gesicht, während sein Pflichtgefühl gegen den Wunsch nach einem trockenen Plätzchen ankämpfte. »Also gut«, sagte er schließlich. »Wir treffen uns in zehn Minuten. Aber bitte, verlassen Sie nicht den Weg, und sprechen Sie mit niemandem.«

»Werden wir nicht, Officer«, sagte sie mit falscher Demut. »Versprochen.«

Er zögerte noch kurz, dann trabte er den Weg zurück, den sie gekommen waren.

»Die behandeln uns wie Kinder«, sagte Ruth, während wir zu den Dünen hochgingen. »Manchmal denke ich, die sollen uns nicht so sehr beschützen als vielmehr ausspionieren.«

Als wir oben auf der Düne ankamen, drehten wir uns

beide automatisch um und schauten hinaus aufs Meer. Nach ein, zwei Sekunden warf ich ihr einen kurzen, verstohlenen Seitenblick zu. Die blasse Haut glänzte vom Regen, das kurze dunkle Haar klebte ihr am Kopf und schimmerte wie eine Badekappe. Ihr Gesicht sah in der Kälte hart aus, wie Alabaster. Die Leute behaupteten immer, sie könnten nicht verstehen, was ihr Mann an ihr fand. Ich verstand es in diesem Augenblick – sie schien unter Spannung zu stehen, sie hatte eine zupackende, nervöse Energie: Sie war die reine Kraft.

»Um ehrlich zu sein«, sagte sie, »ich war selbst schon ein paarmal hier unten. Meistens habe ich ein paar Blumen dabei, die ich unter einen Stein klemme. Armer Mike. Er mochte es gar nicht, aus der Stadt rauszumüssen. Spaziergänge draußen auf dem Land waren ihm verhasst. Und er konnte nicht mal schwimmen.«

Sie fuhr sich mit der Hand einmal schnell über die Wangen. Ihr Gesicht war zu nass, als dass ich hätte erkennen können, ob sie weinte oder nicht.

»So zu enden, an so einem trostlosen Ort«, sagte ich.

»Das ist kein trostloser Ort. Wenn die Sonne scheint, ist es wundervoll. erinnert mich an Cornwall.«

Sie trippelte den schmalen Pfad hinunter und ich hinter ihr her. Als sie das Fahrrad erreichte, schwang sie sich zu meiner Überraschung in den Sattel, strampelte den Weg hinauf und blieb nach etwa hundert Metern am Waldrand wieder stehen. Als ich sie eingeholt hatte, schaute sie mich durchdringend an. Im verblässenden Licht des Nachmittags sahen ihre dunkelbraunen Augen fast schwarz aus. »Glauben Sie, dass bei seinem Tod etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen ist?«

Die Direktheit der Frage erwischte mich auf dem

falschen Fuß. »Ich bin mir nicht sicher«, antwortete ich. Wenn ich mehr gesagt hätte, hätte ich mich nicht zurückhalten können, ihr auf der Stelle zu erzählen, was ich von dem alten Mann erfahren hatte. Aber ich wusste instinktiv, dass es weder die passende Zeit noch der passende Ort dafür war. Ich war mir meiner Informationen nicht ausreichend sicher, und es wäre mir grob vorgekommen, einer trauernden Freundin unbewiesenen Tratsch aufzutischen. Außerdem hatte ich ein bisschen Angst vor ihr: Ich wollte nicht zur Zielscheibe eines ihrer vernichtenden Kreuzverhöre werden. Also sagte ich nur: »Um ehrlich zu sein, weiß ich nicht genug darüber. Ich nehme doch an, dass die Polizei die ganze Sache ziemlich gründlich untersucht hat.«

»Ja. Klar.«

Sie stieg aus dem Sattel, übergab mir das Fahrrad, und zusammen nahmen wir durch die Straucheichen hindurch den Anstieg in Richtung Straße in Angriff. So weit weg vom Meer war es viel ruhiger. Der Regen hatte fast aufgehört, und ich konnte sogar das Klicken des Hinterrades hören, während wir gingen.

»Am Anfang war die Polizei sehr eifrig«, sagte sie. »Aber in letzter Zeit hat sich kaum noch etwas getan. Ich glaube, die haben die gerichtliche Untersuchung erst einmal eingestellt. Na ja, sonderlich interessiert sind sie wohl nicht gewesen. Mikes Leiche ist letzte Woche freigegeben und von der Botschaft nach England überführt worden.«

»Ach.« Ich bemühte mich, mir meine Überraschung nicht anmerken zu lassen. »Kommt mir ziemlich schnell vor.«

»Kann man so nicht sagen. Das ist jetzt drei Wochen her. Man hat hier eine Autopsie durchgeführt. Er war stark alkoholisiert und ist ertrunken. Ende der Geschichte.«

»Aber warum war er überhaupt auf der Fähre ?«

Sie sah mich scharf an. »Wie soll ich das wissen? Er war ein erwachsener Mensch. Er musste nicht für jeden seiner Schritte Rechenschaft ablegen.«

Schweigend gingen wir weiter. Mir kam der Gedanke, dass McAra die Insel ohne Probleme für ein Wochenende hätte verlassen können, um sich in New York mit Richard Rycart zu treffen. Das würde erklären, warum er sich Rycarts Nummer notiert hatte, und auch, warum er den Langs nicht gesagt hatte, wohin er fuhr. Wäre ja wohl auch kaum gegangen. *»Also dann, meine Lieben, ich fahr mal eben rüber zur UN und plaudere ein bisschen mit eurem erbittertsten politischen Feind ...«*

Wir kamen an dem Haus vorbei, wo ich vor dem sintflutartigen Regen Zuflucht gesucht hatte. Aber das weiße Schindelhaus wirkte so verlassen, wie es mir auch zuvor schon erschienen war – und zwar so kalt, verrammelt und ausgestorben, dass ich mich fast fragte, ob ich mir meine Begegnung mit dem Alten nicht nur eingebildet hatte.

»Am Montag ist in London die Beerdigung«, sagte Ruth. »Ich überlege, ob ich nicht hinfliegen soll. Einer von uns beiden sollte sich da blicken lassen, und es sieht ja nicht danach aus, als ob das mein Mann wäre.«

»Hatten Sie nicht gesagt, Sie könnten ihn nicht allein lassen?«

»Es sieht doch wohl eher danach aus, als hätte er mich allein gelassen, oder etwa nicht?«

Danach sagte sie nichts mehr, sondern fummelte wieder an ihrer Kapuze herum, obwohl es eigentlich keinen Grund mehr dafür gab, sie hochzuziehen. Ich half ihr mit meiner freien Hand, und sie zog sich die Kapuze halb über den

Kopf. Ohne sich zu bedanken, ging sie, jetzt ein Stückchen vor mir, mit auf den Boden gerichtetem Blick weiter.

Am Ende des Weges wartete Barry auf uns. Er saß in dem Minivan und las in einem Harry-Potter-Roman. Der Motor lief, und die Scheinwerfer waren angestellt. Gelegentlich schrappte geräuschvoll der große Scheibenwischer über das Glas. Unübersehbar widerwillig legte er das Buch zur Seite, stieg aus, öffnete die Heckklappe und schob die Sitze nach vorn. Zusammen verstaute wir das sperrige Rad im Heck, dann nahm er wieder seinen Platz am Steuer ein, und ich setzte mich neben Ruth auf die Rückbank.

Wir fahren nicht auf der Route zurück, die ich auf dem Hinweg mit dem Fahrrad genommen hatte. Die Straße schlängelte sich vom Meer weg einen Hügel hinauf. Die Abenddämmerung war feucht und düster – als ob sich eine der mächtigen Gewitterwolken nicht entladen, sondern ganz langsam zur Erde herabgesenkt und auf der Insel niedergelassen hätte. Ich verstand jetzt, warum Ruth sich an Cornwall erinnert fühlte. Das Scheinwerferlicht glitt über wildes Land, das fast an Heidemoor erinnerte, und im Außenspiegel konnte ich ganz schwach die leuchtend weißen Wellenkämme erkennen, die die Wasser des Vineyard Sound betupften. Die Heizung war voll aufgedreht, sodass ich mir an der beschlagenen Scheibe ständig eine Stelle freirubbeln musste, damit ich sehen konnte, wohin wir fahren. Die langsam trocknende Kleidung klebte mir auf der Haut und dünstete den gleichen leicht unangenehmen Geruch nach Schweiß und chemischer Reinigung aus, den ich in McAras Zimmer gerochen hatte.

Ruth sagte während der ganzen Fahrt kein Wort. Sie hatte mir leicht den Rücken zugekehrt und schaute aus dem Fenster. Aber gerade als die Lichter des Flugplatzes an uns

vorübergeglitten waren, schob sie ihre Hand über den Sitz und umfasste meine Hand. Ich wusste nicht genau, was in ihrem Kopf vorging, aber ich konnte es mir denken und erwiderte den Druck: Sogar ein Ghost ist hin und wieder zu ein wenig menschlicher Anteilnahme fähig. Im Rückspiegel schaute mir Barry in die Augen. Als er den Blinker setzte, um nach rechts in den Wald abzubiegen, flackerten in der Dunkelheit kurz die Bilder von Tod und Folter und die Worte DENN WIE IN ADAM ALLE STERBEN auf. Aber soweit ich erkennen konnte, war der kleine Verschlag mit der Plastikplane leer. Dann schaukelten wir den Weg zum Haus hinunter.

ELF

»Es kann vorkommen, dass der Kunde dem Ghost etwas erzählt, mit dem er sich widerspricht, oder etwas, was er schon einmal erwähnt hat. In diesem Fall ist es wichtig, das sofort anzusprechen.«

»GHOSTWRITER«

Als Erstes nach unserer Rückkehr ließ ich mir ein heißes Bad ein und kippte eine halbe Flasche biologisches Badeöl (Pinie, Kardamom, Ingwer) dazu, das ich im Badezimmerschrank gefunden hatte. Während das Wasser einlief, schloss ich die Zimmervorhänge und zog mir die feuchten Sachen aus. Natürlich gab es in einem so modernen Haus wie dem von Rhinehart nichts so primitiv Nützliches wie einen Heizkörper, sodass ich die Klamotten einfach auf dem Boden liegen ließ. Ich ging ins Bad und legte mich in die große Wanne.

Wie es sich lohnt, gelegentlich richtig ausgehungert zu sein, einfach um den Geschmack von Nahrungsmitteln wieder genießen zu können, so weiß man auch das Vergnügen eines heißen Bades nur dann wirklich zu schätzen, wenn man von stundenlangem Regen durchgefroren ist. Wohlig stöhnend ließ ich mich ins Wasser gleiten, bis die duftende Oberfläche direkt unter meinen Nasenlöchern stand. Meh-

rere Minuten lag ich wie ein Alligator in seiner feuchtheißen Lagune regungslos da. Deshalb hatte ich wohl auch das Klopfen an meiner Zimmertür nicht gehört. Erst als ich den Kopf aus dem Wasser hob, hörte ich, dass jemand in meinem Zimmer war.

»Hallo?«, rief ich.

»Entschuldigung«, rief Ruth. »Ich habe geklopft. Ich bin's. Ich lege Ihnen nur ein paar trockene Sachen hin.«

»Nicht nötig«, sagte ich. »Ich komme schon klar.«

»Wenn Sie sich nicht was Trockenes anziehen, dann holen Sie sich noch den Tod. Die anderen Sachen gebe ich Dep zum Waschen.«

»Wirklich, das ist nicht nötig.«

»In einer Stunde gibt's Abendessen. Passt Ihnen das?«

Ich gab auf.

»Bestens, danke.«

Ich lauschte, bis ich das Schließen der Tür hörte, dann stieg ich sofort aus der Wanne und nahm mir ein Badetuch. Auf dem Bett lagen ein gebügeltes Hemd ihres Mannes (maßgeschneidert, mit Monogramm auf der Brusttasche), ein Pullover und eine Jeans. Wo meine nassen Sachen gelegen hatten, war jetzt nur noch ein feuchter Fleck auf dem Boden. Ich hob die Matratze hoch – der Umschlag war noch da – und ließ sie wieder herunterfallen.

Ruth Lang hatte etwas Beunruhigendes an sich. Man wusste bei ihr nie, woran man war. Manchmal wurde sie ohne jeden Grund aggressiv – ich erinnerte mich noch gut an unsere erste Unterhaltung, in der sie mir im Grunde vorgeworfen hatte, ein schmuddeliges Enthüllungsbuch über sie und ihren Mann schreiben zu wollen. Dann wieder konnte sie auf bizarre Weise übertrieben vertraulich sein – als sie meine Hand genommen hatte oder gerade eben, als

sie mir praktisch meine Garderobe aufgezwungen hatte. Es schien, als fehlte in ihrem Gehirn ein winziger Mechanismus – nämlich der, wie man anderen Menschen gegenüber ein natürliches Verhalten an den Tag legte.

Ich schlang mir das Badetuch enger um die Taille und setzte mich an den Schreibtisch. Beim Lesen von McAras Manuskript war mir aufgefallen, wie selten sie in der Autobiografie ihres Mannes erwähnt wurde. Das war einer der Gründe, warum ich den Hauptteil des Buches mit der Geschichte beginnen lassen wollte, wie sie sich kennenlernten – bis ich entdeckte, dass Lang sie erfunden hatte. Natürlich wurde sie in der Widmung erwähnt:

*Für Ruth
und meine Kinder.
Und für das britische Volk.*

Aber dann musste man fünfzig Seiten warten, bis sie als Person in Erscheinung trat. Ich blätterte durch das Manuskript, bis ich die Passage fand.

Es war die Zeit der Kommunalwahlen in London, als ich Ruth Capel kennenlernte, eines der tatkräftigsten Mitglieder der Ortsgruppe. Ich würde ja gern behaupten, dass es ihr politisches Engagement war, das mich zu ihr hinzog, aber die Wahrheit ist, dass ich sie einfach unglaublich attraktiv fand. Sie war klein, energisch, hatte sehr kurzes dunkles Haar und stechende dunkle Augen. Sie stammte aus North London, war das einzige Kind zweier Universitätsdozenten und, fast seit sie sprechen konnte, leidenschaftlich an Politik interessiert – im Gegensatz zu mir! Sie war auch, worauf hinzuweisen meine Freunde nie müde werden, viel

intelligenter als ich! Sie hatte in Oxford mit Bestnote in Philosophie, Politik- und Wirtschaftswissenschaft abgeschlossen und dann als Fulbright-Stipendiatin ein Jahr auf dem Gebiet Postkoloniale Regierungspolitik geforscht. Als ob mich das nicht schon genug eingeschüchtert hätte, hatte sie auch noch bei den Einstellungstests für das Außenministerium als Beste abgeschnitten. Allerdings verließ sie später das Ministerium und arbeitete dann für die Partei im Parlament, im Stab für außenpolitische Fragen.

Trotzdem – schließlich hat das Familienmotto der Langs immer gelautet: »Wer nicht wagt, der nicht gewinnt« – konnte ich es arrangieren, dass wir zusammen als Wahlhelfer loszogen. Damals war es noch relativ problemlos, nach einem harten Tag mit Klinkenputzen und Flugblätterverteilen auf einen zwanglosen Schluck in einem Pub vorbeizuschauen. Zunächst begleiteten uns noch andere Mitglieder aus dem Wahlkampfteam, aber allmählich merkten sie, dass Ruth und ich ungestört sein wollten. Ein Jahr nach den Wahlen zogen wir zusammen, und als Ruth schwanger wurde, machte ich ihr einen Heiratsantrag. Die Trauung fand im Juni 1979 im Standesamt Marylebone statt. Mein Trauzeuge war Andy Martin, einer meiner ältesten Freunde aus der Footlights Revue. Für die Flitterwochen verkrochen wir uns im Cottage von Ruths Eltern bei Hay-on-Wye. Zwei glückselige Wochen später kehrten wir nach London zurück, bereit für eine nach Margaret Thatchers Wahlsieg völlig andere Art von politischem Kampf.

Das war der einzige wesentliche Hinweis in McAras Manuskript auf sie.

Langsam arbeitete ich mich durch die folgenden Kapitel und strich alle Stellen an, wo Ruth erwähnt wurde. Ihre »le-

benslange Kenntnis der Partei« war »von unschätzbarem Wert« dafür, dass Lang über einen sicheren Wahlkreis ins Parlament einziehen konnte. Es war Ruth, die die Chancen, die sich auftaten und ihn schließlich bis zum Parteivorsitz führten, »noch vor mir entdeckte«. Sie entpuppte sich als diejenige, die ihm »mit wie immer scharfsinnigen Ratschlägen« dabei half, einen Parteifreund abzuservieren. Bei Parteitagen teilte sie die Hotelsuite mit ihrem Mann. Am Abend, als er Premierminister wurde, zupfte sie ihm die Krawatte gerade. Bei offiziellen Staatsbesuchen ging sie mit den Frauen der anderen Führer der Weltmächte auf Shopping-Tour. Sie brachte sogar seine Kinder zur Welt (»meine Kinder haben immer dafür gesorgt, dass ich nicht abhebe«). Aber in den Memoiren führte sie ein Phantomdasein, das mich vor Rätsel stellte, weil sie in seinem Leben ganz und gar kein Phantomdasein führte. Vielleicht hatte sie deshalb darauf gedrungen, mich anzuheuern: weil sie damit rechnete, dass ich mehr von ihr ins Buch würde einbauen wollen.

Als ich auf die Uhr schaute, fiel mir auf, dass ich schon eine Stunde über dem Manuskript saß und es inzwischen Zeit zum Abendessen war. Nachdenklich betrachtete ich die Sachen, die sie mir aufs Bett gelegt hatte. Ich bin der Typ, den Engländer »anspruchsvoll« und Amerikaner »pingelig« nennen: Ich esse nicht gern, was schon auf dem Teller eines anderen gelegen hat, ich trinke nicht gern aus dem Glas eines anderen, und ich trage auch nicht gern Sachen, die nicht meine eigenen sind. Aber die hier waren sauberer und wärmer als alles, was ich im Augenblick hatte, und außerdem hatte sie sich die Mühe gemacht, sie mir zu holen. Also zog ich sie an und ging nach oben.

In dem gemauerten Kamin brannten Holzscheite, und irgendwer, wahrscheinlich Dep, hatte überall im Raum Kerzen angezündet. Die in den Rasen eingelassenen Überwachungsscheinwerfer waren angeschaltet und beleuchteten kahle weiße Baumsilhouetten und die grünlich gelbe, im Wind schwankende Vegetation. Als ich den Raum betrat, klatschte gerade ein Regenschauer gegen das riesige Panoramafenster. Ich kam mir vor wie in einem luxuriösen Boutique-Hotel in der Nachsaison, das nur noch zwei Gäste beherbergte.

Ruth saß in der gleichen Haltung wie am Morgen da, mit untergeschlagenen Beinen, auf dem gleichen Sofa, und las in der *New York Review of Books*. Auf dem niedrigen Couchtisch vor ihr lagen zu einem Fächer ausgebreitet Zeitschriften, und daneben stand – Vorbote dessen, was da kommen sollte, wie ich hoffte – ein langstieliges Glas mit einer Flüssigkeit, die wie Weißwein aussah. Sie hob den Blick und schaute mich beifällig an.

»Passt perfekt«, sagte sie. »Und jetzt brauchen Sie noch etwas zu trinken.« Sie beugte den Kopf über die Rückenlehne des Sofas, wobei ihre Halsmuskeln hervortraten, und rief mit ihrer maskulinen Stimme in Richtung Treppe: »Dep!« Dann fragte sie mich: »Was möchten Sie?«

»Das, was Sie trinken.«

»Biologisch-dynamisch angebauter Weißwein aus der *Rhinehart Vinery* in Napa Valley.«

»Whisky machen die nicht, oder?«

»Der Wein ist köstlich. Sie müssen ihn unbedingt probieren. – Dep«, sagte sie zu der Haushälterin, die oben an der Treppe aufgetaucht war. »Bring bitte die Flasche, ja? Und noch ein Glas.«

Ich setzte mich ihr gegenüber. Ruth trug ein langes ro-

tes Wickelkleid, und auf ihr sonst immer porentief reines Gesicht hatte sie einen Hauch Make-up aufgelegt. Gerade weil um sie herum die Bomben einschlugen, bildlich gesprochen, hatte die Entschlossenheit, mit der sie eine Show abziehen wollte, etwas Anrührendes. Fehlte nur noch das Grammofon mit Handkurbel, und wir hätten ausgesehen wie ein altmodisches, resolutes Paar aus einem Noël-Coward-Stück. Dep schenkte mir Wein ein und ließ die Flasche stehen.

»Wir essen in zwanzig Minuten«, sagte Ruth. »Vorher müssen wir uns noch die Nachrichten anschauen.« Sie nahm die Fernbedienung in die Hand und stieß damit energisch in Richtung Bildschirm. »Cheers«, sagte sie und hob ihr Glas.

»Cheers«, wiederholte ich und nahm ebenfalls mein Glas.

Ich kippte meinen Wein in dreißig Sekunden hinunter. Weißwein. Was ist der Witz dabei? Ich nahm die Flasche und studierte das Etikett. Anscheinend waren die Reben auf einem Boden angebaut worden, den man im Einklang mit dem Mondzyklus unter Verwendung von natürlichem Dünger bewirtschaftete, Dünger, der aus Stierhorn und den in einer Hirschblase fermentierten Blütenköpfen der gemeinen Schafgarbe gewonnen wurde. Das klang nach der Art von verdächtiger Aktivität, für die man früher Menschen völlig zu Recht als Hexen verbrannt hatte.

»Schmeckt er Ihnen?«, fragte Ruth.

»Zart und fruchtig«, sagte ich. »Mit einem Hauch Blase.«

»Na dann, schenken Sie nach. Da ist Adam. Gott, die machen mit der Geschichte auf. Ich glaube, ich muss mich betrinken.«

Die Schlagzeile neben der Schulter des Nachrichtensprechers lautete: LANG – KRIEGSVERBRECHEN. Mir stieß unangenehm auf, dass man sich nicht einmal mehr die Mühe machte, ein Fragezeichen dahinterzusetzen. Dann die vertrauten Bilder vom Morgen: die Pressekonferenz in Den Haag, Lang beim Verlassen des Hauses auf Martha's Vineyard, die Erklärung für die Reporter auf der Straße nach West Tisbury. Dann Washington: Lang sonnt sich bei der Begrüßung durch Kongressmitglieder im Glanz von Blitzlichtern und wechselseitiger Bewunderung; danach, melancholischer, das Treffen mit dem Außenminister. Im Hintergrund war deutlich Amelia Bly zu erkennen: die offizielle Frau. Ich wagte es nicht, Ruth anzuschauen.

»Adam Lang«, sagte der Außenminister, »hat im Krieg gegen den Terror an unserer Seite gestanden, und ich bin stolz darauf, heute Nachmittag an seiner Seite stehen zu dürfen und ihm im Namen des amerikanischen Volkes die Hand der Freundschaft zu reichen. Adam, schön, Sie zu sehen.«

»Grinsen Sie nicht«, ermahnte mich Ruth.

»Ich danke Ihnen«, sagte Adam, lächelte und schüttelte die ausgestreckte Hand. Er strahlte in die Kameras. Er sah aus wie ein eifriger Schüler, der bei der Jahresabschlussfeier einen Preis entgegennahm. »Ich danke Ihnen vielmals.«

»So eine Scheiße«, rief Ruth.

Sie zeigte mit der Fernbedienung auf den Fernseher und wollte gerade ausschalten, als Richard Rycart im Bild auftauchte. Inmitten der üblichen Bürokratentraube schritt er durch die Lobby der Vereinten Nationen. In letzter Sekunde, wie es schien, entschloss er sich zu einem Umweg und ging auf die Kameras zu. Er war etwas älter

als Lang, fast sechzig. Er war in Australien, Rhodesien oder irgendeinem anderen Teil des Commonwealth geboren und als Teenager nach England gekommen. Das wallende stahlgraue Haar ergoss sich theatralisch über den Kragen, und nach der Art zu urteilen, wie er sich vor den Kameras aufbaute, war er sich sehr wohl bewusst, welche Gesichtshälfte die vorteilhaftere war: die linke. Das gebräunte Hakennasenprofil erinnerte entfernt an das eines Sioux-Häuptlings.

»Ich habe heute mit Bestürzung und Trauer die Erklärung in Den Haag mitverfolgt«, erklärte er. Ich beugte mich vor. Das war ohne jeden Zweifel die Stimme, die ich heute am Telefon gehört hatte: Die schwachen Überreste seines leiernden Akzents waren unverkennbar. »Adam Lang war und ist ein alter Freund von mir ...«

»Du bigottes Arschloch«, sagte Ruth.

»... und ich bedauere es sehr, dass er sich hat hinreißen lassen, diese Angelegenheit auf eine persönliche Ebene zu ziehen. Hier geht es nicht um einzelne Personen. Es geht um Gerechtigkeit. Es geht darum, ob für die reichen weißen Staaten des Westens andere Gesetze gelten als für den Rest der Welt. Es geht darum, jedem politischen und militärischen Führer klarzumachen, dass er für jede Entscheidung, die er trifft, von internationalen Gesetzen zur Verantwortung gezogen werden kann. Ich danke Ihnen.«

Ein Reporter rief: »Wenn man Sie dazu auffordert, Sir, werden Sie dann als Zeuge auftreten?«

»Natürlich.«

»Da wette ich drauf, du kleiner Scheißer«, sagte Ruth.

Die Kurznachrichten wandten sich einem Selbstmordattentat im Nahen Osten zu. Ruth schaltete den Fernseher

aus, und im nächsten Augenblick klingelte ihr Handy. Sie schaute es an.

»Das ist Adam. Will meine Meinung hören, wie es gelaufen ist.« Sie schaltete auch das Handy aus. »Soll ruhig noch ein bisschen schwitzen.«

»Fragt er Sie immer um Ihren Rat?«

»Immer. Und er hat ihn auch immer beherzigt. Bis vor Kurzem.«

Ich schenkte uns Wein nach. Ganz langsam spürte ich, dass er Wirkung zeigte.

»Sie hatten recht«, sagte ich. »Er hätte nicht nach Washington fahren sollen. Hat keinen guten Eindruck gemacht.«

»Wir hätten auch nicht *hierher* kommen sollen«, sagte sie und gestikuliert mit ihrem Weinglas in den Raum. »Schauen Sie sich doch um. Das alles zum Wohl der Adam Lang Foundation. Und was ist das genau? Nichts weiter als eine Übersprungshandlung mit gewaltigem Medienwirbel für einen gerade arbeitslos Gewordenen.« Sie beugte sich vor und stellte ihr Glas ab. »Soll ich Ihnen sagen, was die wichtigste Regel in der Politik ist?«

»Was?«

»Verliere nie den Kontakt zur Basis.«

»Ich werd's versuchen.«

»Halten Sie den Mund. Das meine ich ernst. Man kann ihn etwas vernachlässigen, sicher, muss man sogar, wenn man Wahlen gewinnen will. Aber niemals, auf gar keinen Fall, darf man den Kontakt *ganz* verüeren. Wenn das nämlich passiert, dann ist man erledigt. Stellen Sie sich vor, wir hätten gerade die Bilder von seiner Ankunft in London gesehen. Er wäre zurückgefliegen, um den Kampf gegen diese lächerlichen Figuren mit ihren absurden Anschuldigungen

gen aufzunehmen. Das hätte einen fantastischen Eindruck gemacht. Und stattdessen ... mein Gott!« Sie schüttelte den Kopf und stieß einen zornigen, frustrierten Seufzer aus. »Also los. Essen wir was.«

Sie nahm ihr Glas und stand vom Sofa auf. Dabei verschüttete sie ein paar Tropfen Wein auf ihr rotes Wollkleid, was sie aber nicht zu bemerken schien. Mich überkam die grässliche Vorahnung, dass sie sich betrinken würde. (Ich teile das allgemeine Vorurteil des seriösen Trinkers, dass es nichts Irritierenderes gibt als einen betrunkenen Mann, außer betrunkene Frauen: Irgendwie schaffen sie es, jeden zu enttäuschen.) Aber als ich ihr nachschenken wollte, legte sie die Hand aufs Glas.

»Danke, ich habe genug.«

Der lange Tisch am Fenster war für zwei gedeckt, und der Anblick der wütenden Natur jenseits der dicken Panoramasscheibe verstärkte noch die intime Stimmung: die Kerzen, die Blumen, das knisternde Kaminfeuer. Es kam mir etwas überzogen vor. Dep brachte uns zwei Teller mit klarer Suppe, und eine Zeit lang war bei peinlicher Stille nur das Klappern unserer Löffel auf Rhineharts Porzellan zu hören.

»Wie läuft's?«, fragte sie.

»Mit dem Buch? Gar nicht, um ehrlich zu sein.«

»Warum nicht – abgesehen von dem naheliegenden Grund?«

Ich zögerte.

»Darf ich offen sein?«

»Natürlich.«

»Ich tue mich schwer, ihn zu verstehen.«

»Ach?« Sie trank jetzt stilles Wasser mit Eis. Als sie mich über den Brillenrand mit ihren dunklen Augen anschaute,

hatte ich wieder einmal das Gefühl, als blickte ich in eine doppelläufige Schrotflinte. »In welcher Beziehung?«

»Ich verstehe nicht, warum dieser gut aussehende achtzehnjährige Bursche, der ohne das geringste Interesse an Politik nach Cambridge geht und da nichts anderes macht als schauspielern, trinken und den Mädchen nachrennen, dass der plötzlich ...«

»Jemanden wie mich heiratet?«

»Nein, nein, das meine ich nicht, natürlich nicht.« (Doch, natürlich, genau das hatte ich gemeint, was sonst?) »Nein. Ich verstehe nicht, warum er ein paar Jahre später, mit zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig, plötzlich Mitglied einer politischen Partei ist. Was war der Grund?«

»Haben Sie ihn nicht gefragt?«

»Er hat gesagt, dass er wegen Ihnen eingetreten ist. Dass Sie ihn angeworben haben, dass er sie anziehend fand und dass er Ihnen aus Liebe in die Politik gefolgt ist, so in etwa. Um Sie öfter sehen zu können. Also, *damit* kann ich was anfangen. Das *könnte* wahr sein.«

»Aber ist es nicht?«

»Nun ja, Sie wissen, dass es nicht stimmt. Er war schon mindestens ein Jahr Parteimitglied, als Sie beide sich das erste Mal gesehen haben.«

»Ach, wirklich?« Sie legte die Stirn in Falten und trank einen Schluck Wasser. »Diese Geschichte, die er immer erzählt, wie er zur Politik gekommen ist ... Ich kann mich genau an diese Episode erinnern, weil ich damals siebenundsiebzig in London Wahlkampf gemacht habe, und ganz sicher hab ich damals an seine Tür geklopft, und ganz sicher ist er von da an regelmäßig zu unseren Parteitreffen gekommen. Also, ein Körnchen Wahrheit steckt schon drin.«

»Ein Körnchen«, gab ich zu. »Vielleicht ist er ja fünfundsiebzig Mitglied geworden, war aber nicht weiter engagiert und ist erst, nachdem Sie sich kennengelernt haben, aktiver geworden. Das ist aber immer noch keine Antwort auf meine Kernfrage, warum er überhaupt in eine politische Partei eingetreten ist.«

»Ist das wirklich so wichtig?«

Dep kam die Treppe hoch, um die Teller abzuräumen. Während der Gesprächspause dachte ich über Ruths Frage nach.

»Ja«, sagte ich, als wir wieder allein waren. »Mag Ihnen komisch erscheinen, aber ich glaube schon, dass das wichtig ist.«

»Warum?«

»Auch wenn es nur ein winziges Detail ist, es bedeutet doch immerhin, dass er nicht ganz der ist, für den wir ihn halten. Ich bin mir nicht mal sicher, ob er ganz der ist, für den *er* sich selber hält. Und das macht's wirklich schwierig, wenn man die Autobiografie von jemandem schreiben soll. Ich habe einfach das Gefühl, dass ich ihn überhaupt nicht kenne. Ich schaffe es nicht, für ihn einen persönlichen Stil zu finden.«

Ruth schaute mit gerunzelter Stirn auf den Tisch und nahm minutiöse Veränderungen an der Lage von Messer und Gabel vor. Ohne den Blick zu heben, fragte sie: »Woher wissen Sie, dass er fünfundsiebzig eingetreten ist?«

Einen Augenblick lang war ich erschrocken, dass ich vielleicht zu viel gesagt haben könnte. Andererseits gab es keinen Grund, warum ich es ihr nicht erzählen sollte. »Mike McAra hat im Archiv in Cambridge Adams Original-Parteiausweis gefunden.«

»Gott!«, sagte Ruth. »Dieses Archiv! Die haben wirklich

alles, von seinen Vorschulzeugnissen bis zu unseren Wäschereirechnungen. Typisch Mike, eine gute Geschichte durch zu viel Recherche zu ruinieren.«

»Er hat außerdem irgendeine obskure Broschüre der Partei ausgegraben, in der Adam beim Wahlkampf siebenundsiebzig abgebildet ist.«

»Das muss gewesen sein, nachdem wir uns kennengelernt haben.«

»Möglich.«

Ich spürte, dass sie irgendetwas beunruhigte. Wieder klatschte eine Regenbö gegen die Fensterscheibe. Sie fuhr mit den Fingerspitzen über das schwere Glas, als wollte sie den Weg der Regentropfen nachzeichnen. Die Beleuchtung im Garten hatte den Effekt, dass man glaubte, auf den Grund des Ozeans zu schauen. Überall schwankende Farnwedel und dünne graue Baumstümpfe, die wie die Spieren versunkener Segelschiffe aufragten. Dep brachte den Hauptgang – gedünsteter Fisch, Nudeln und irgendein obskures blassgrünes Gemüse, das wie Unkraut aussah – und wahrscheinlich auch Unkraut *war*. Demonstrativ schenkte ich mir den Rest des Weines ein.

»Möchten Sie noch eine Flasche, Sir?«, fragte Dep.

»Sie haben nicht zufällig Whisky im Haus?«

Die Haushälterin schaute Ruth fragend an.

»Dann bring ihm halt seinen verdammten Whisky«, sagte Ruth.

Dep kehrte mit einer Flasche fünfzig Jahre alten Chivas Regal Royal Salute und einem geschliffenen Tumbler zurück. Ruth fing an zu essen, und ich schenkte mir den Scotch ein und fügte etwas Wasser dazu.

»Dep, das ist köstlich!«, rief Ruth. Mit der Serviettenspitze tupfte sie sich den Mund ab und betrachtete über-

rascht – als glaubte sie, sie hätte zu bluten angefangen – den Lippenstiftfleck auf dem weißen Leinen. »Zurück zu Ihrer Frage«, sagte sie. »Ich glaube nicht, dass Sie nach Geheimnissen suchen sollten, wo keine sind. Adam hatte immer ein soziales Gewissen, das hat er von seiner Mutter, und ich weiß, dass er nach seiner Rückkehr aus Cambridge in London sehr unglücklich war. Ich glaube sogar, das er damals krankhaft depressiv war.«

»Krankhaft depressiv? Dann hat er sich vielleicht behandeln lassen deswegen? Stimmt das wirklich?« Ich bemühte mich, meiner Stimme die Aufregung nicht anmerken zu lassen. Wenn das stimmte, dann war das die interessanteste Neuigkeit des Tages. Nichts verkauft eine Autobiografie so gut wie ein gewisses Quantum Elend. Sexueller Missbrauch in der Kindheit, Querschnittslähmung, Armut: In den richtigen Händen ist das Gold wert. In Buchläden sollte es eine eigene Abteilung »Schadenfreude« geben.

»Versetzen Sie sich in seine Lage.« Ruth spießte ein Stück Fisch auf und wedelte mit der Gabel herum. »Vater und Mutter waren beide tot. Das Leben an der Uni, das er so geliebt hatte, war vorbei. Viele seiner Schauspielerfreunde hatten Agenten und bekamen Angebote. Er nicht. Ich glaube, er hat den Boden unter den Füßen verloren und sich politischen Aktivitäten zugewendet, um das zu kompensieren. Er würde das wahrscheinlich nicht so ausdrücken – er ist nicht der Typ, der sich selbst analysiert –, aber das ist meine Lesart dessen, was damals passiert ist. Sie wären überrascht, wie viele Leute in der Politik landen, weil sie mit dem, was sie eigentlich lieber machen würden, keinen Erfolg haben.«

»Dann muss das für ihn, als er Sie kennenlernte, ein sehr bedeutender Augenblick gewesen sein.«

»Wie meinen Sie das?«

»Sie waren ernsthaft politisch engagiert. Und Sie kannten sich aus. Sie hatten Verbindungen in der Partei. Sie haben ihm ein Ziel gegeben, das er ernsthaft verfolgen konnte.« Ich hatte das Gefühl, als würde sich ein Schleier lüften. »Haben Sie etwas dagegen, wenn ich mir das aufschreibe?«

»Nur zu, wenn Sie glauben, dass Sie es gebrauchen können.«

»Und ob.« Ich legte Messer und Gabel über Kreuz auf den Teller – im Grunde bin ich nie der Fisch-und-Unkraut-Typ gewesen –, holte mein Notizbuch heraus und schlug eine neue Seite auf. Ich versetzte mich im Geist wieder in Langs Lage – ich war Anfang zwanzig, Waise, einsam, ehrgeizig, talentiert, aber nicht talentiert genug, auf der Suche nach meinem Weg, erste zögerliche Schritte in die Politik, dann die Bekanntschaft mit einer Frau, die plötzlich eine Zukunft ermöglichte.

»Die Ehe mit Ihnen muss sehr wichtig für ihn gewesen sein – ich meine, politisch.«

»Ich war sicherlich etwas anders als die Mädchen, die er aus Cambridge kannte, diese Iokastes und Pandoras. Schon als junges Mädchen habe ich mich mehr für Politik als für Ponys interessiert.«

»Hatten Sie nie den Wunsch, selbst eine richtige Politikerin zu werden?«

»Natürlich. Hatten Sie nie den Wunsch, ein richtiger Schriftsteller zu werden?«

Das traf mich wie ein Schlag ins Gesicht. Ich bin mir nicht mehr sicher, ob ich nicht unwillkürlich mein Notizbuch auf den Tisch legte.

»Das saß«, sagte ich.

»Tut mir leid. Ich wollte nicht grob werden. Aber eins

ist doch klar, wir sitzen im selben Boot, Sie und ich. Ich habe immer mehr von Politik verstanden als Adam. Und Sie verstehen mehr vom Schreiben. Aber letztlich ist er der Star, richtig? Und unser Job ist es, das wissen wir beide, dem Star zuzuarbeiten. Sein Name auf dem Buchdeckel ist es, der das Buch verkauft, nicht Ihrer. Und bei mir war es das Gleiche. Ich habe schnell erkannt, dass er in der Politik alles würde erreichen können. Er hatte das Aussehen und den Charme. Er war ein großartiger Redner. Die Leute haben ihn gemocht. Dagegen hatte ich immer etwas von dem hässlichen Entlein, das die brillante Gabe hatte, ins Fettnäpfchen zu tappfen. Wie gerade hinreichend bewiesen.« Sie legte ihre Hand auf meine. »Es tut mir wirklich leid. Ich habe Ihre Gefühle verletzt. Ich nehme doch an, dass auch Ghosts Gefühle haben, wie wir alle.«

»Wenn man uns sticht, bluten wir«, sagte ich.

»Sind Sie fertig mit dem Essen? Wie war's dann, wenn Sie mir zeigen, was Mike bei seinen Recherchen alles ausgegraben hat? Das würde ich wirklich gern wissen.«

*

Ich ging nach unten und holte McAras Umschlag. Als ich zurückkam, hatte Ruth sich wieder auf das Sofa gesetzt. Im Kamin lagen frische Holzscheite, und der Wind im Schornstein saugte orangefarbene Funken in die Höhe. Dep räumte das Geschirr ab. Ich konnte gerade noch den Tumbler und die Flasche Scotch retten.

»Möchten Sie Dessert?«, fragte Ruth. »Kaffee?«

»Nein danke.«

»Wir sind fertig, Dep, danke.« Sie setzte sich leicht auf, um anzudeuten, dass ich neben ihr Platz nehmen sollte, aber

ich tat so, als hätte ich die Geste nicht bemerkt, und setzte mich auf meinen alten Platz ihr gegenüber, auf die andere Seite des Couchtischs. Mich schmerzte immer noch der Schlag, dass ich kein richtiger Schriftsteller sei. Vielleicht hatte sie recht. Ich schreibe keine Gedichte, das ist wahr. Ich verfasse keine einfühlsamen Analysen meiner adoleszenten Angstzustände. Ich habe keine Meinung zur Befindlichkeit der Spezies Mensch, außer vielleicht der, dass man sie am besten nicht zu genau unter die Lupe nimmt. Ich betrachte mich als literarisches Pendant zu einem geschickten Dreher, Teppichknüpfer oder auch Töpfer: Ich produziere gefälliger Zerstreuung dienende Gegenstände, die sich die Menschen gern kaufen wollen.

Ich öffnete den Umschlag und nahm die Fotokopien von Langs Mitgliedsausweis und den Artikeln über die Londoner Wahlen heraus. Ich schob sie über den Tisch. Sie setzte sich im Schneidersitz auf, beugte den Oberkörper vor und las, während ich unversehens einen Blick in das flache Tal ihres Ausschnitts tat.

»Tja, da gibt's nichts zu diskutieren«, sagte sie und schob den Mitgliedsausweis zur Seite. »Das ist einwandfrei seine Unterschrift.« Sie klopfte mit einem Finger auf den Bericht über die Wahlhelfer 1977. »Ein paar von den Gesichtern kenne ich. An dem Abend hatte ich wohl frei, oder ich war woanders im Einsatz. Sonst wäre ich auch auf dem Foto.« Sie schaute auf. »Was haben Sie noch?«

Ich sah keinen Grund, warum ich etwas vor ihr verbergen sollte, also schob ich gleich den ganzen Umschlag über den Tisch. Sie inspizierte den Namen und die Adresse, dann den Poststempel und schaute mich dann an. »Was hatte Mike vor?«

Sie klappte die Lasche des Umschlags auf, hielt diesen

mit Daumen und Zeigefinger auf und lugte hinein, als lauerte da etwas in dem wattierten Inneren, das sie beißen könnte. Dann drehte sie das Kuvert um und kippte den gesamten Inhalt auf den Tisch. Ich beobachtete sie genau, während sie die Fotografien und Programmzettel durchging, und suchte in ihrem intelligenten, harten und blassen Gesicht nach dem Hauch eines Hinweises darauf, warum McAra das alles für so wichtig gehalten haben könnte. Ich sah, wie die harten Linien weich wurden, als sie ein Foto herauspickte, das Lang in seinem gestreiften Blazer an einem schattenbetupften Flussufer zeigte.

»Da, schauen Sie«, sagte sie. »Hübscher Bursche, was?«

Sie hielt sich das Foto neben die Wange.

»Unwiderstehlich«, sagte ich.

Sie nahm die Fotos genauer unter die Lupe. »Gott, schauen Sie sich die Leute an. Adams Haare. Das war schon eine andere Welt. Als diese Fotos aufgenommen wurden, was war da nicht alles los in der Welt! Vietnam. Kalter Krieg. Der erste Bergarbeiterstreik in England seit 1926. Der Militärputsch in Chile. Und was machen die? Schlürfen Champagner und schippern auf dem Fluss nun!«

»Darauf trinke ich.«

Sie legte das Foto auf den Tisch.

»Hier, hören Sie sich das an«, sagte sie und fing an vorzulesen:

The girls they will all miss us

As the train it pulls away.

They'll blow a kiss and say »Come back

To Cambridge town some day.«

We'll throw a rose neglectfully and turn and sigh farewell

*Because we know the chance the've got
Is a snowball's chance in hell.
Cbeer oh, Cambridge, suppers, bumps and Mays,
Trinners, Fenner's cricket, tennis,
Footlight shows and plays.
We 'll take a final, farewell stroll
Along dear old K.P.,
And a final punt up old man Cam
To Grantchester for tea.*

Lächelnd schüttelte sie den Kopf. »Die Hälfte davon verstehe ich gar nicht. Das ist Cambridge-Code.«

»*Bumps* sind College-Bootsrennen«, sagte ich. »In Oxford gibt's die auch, aber Sie waren wahrscheinlich zu beschäftigt mit dem Bergarbeiterstreik. *Mays* sind Maibälle – die finden Anfang Juni statt, logisch.«

»Logisch.«

»*Trinners* ist das Trinity College. *Fenners* ist der Name des Kricketfelds der Universität.«

»Und *K.P.*?«

»King's Parade.«

»Damals war das als Spottgedicht gemeint«, sagte sie. »Aber heute klingt es sehr wehmütig.«

»Tja, das haben Satiren so an sich.«

»Was ist mit der Telefonnummer hier?«

Ich hätte wissen müssen, dass ihrem Blick nichts entging. Sie hielt mir das Foto mit der Nummer auf der Rückseite hin. Ich sagte nichts. Ich spürte, wie ich rot wurde. Natürlich hätte ich es ihr gleich erzählen sollen. Jetzt stand ich da wie auf frischer Tat ertappt.

»Ja?«

Ich sagte leise: »Das ist Richard Rycarts Nummer.«

Allein ihr Gesichtsausdruck machte die Peinlichkeit fast wett. Sie sah aus, als hätte sie eine Hornisse verschluckt. Sie fasste sich mit der Hand an den Hals.

»Sie haben Richard Rycart angerufen?«, fragte sie mit heiserer Stimme.

»Nicht ich. McAra muss ihn angerufen haben.«

»Das ist unmöglich.«

»Wer sonst hätte die Nummer da hinschreiben sollen?«
Ich hielt ihr mein Handy hin. »Da, rufen Sie an.«

Sie schaute mich eine Zeit lang an, als spielten wir »Wahrheit oder Wagnis«, dann griff sie über den Tisch, nahm das Telefon und wählte die vierzehnstellige Nummer. Sie hob das Handy ans Ohr und schaute mich erneut an. Etwa dreißig Sekunden später sah ich, dass ihre Augen erschrocken zuckten, dann drückte sie zittrig auf den Ausknopf und legte das Telefon auf den Tisch.

»Ist er rangegangen?«, fragte ich.

Sie nickte. »Hat sich angehört, als wäre er gerade im Restaurant.«

Das Handy fing an zu klingeln und bewegte sich bebend wie ein zum Leben erwachter Organismus über die Tischplatte.

»Was soll ich tun?«, fragte ich.

»Was immer Sie wollen. Es ist Ihr Handy.«

Ich schaltete es aus. Stille, nur das Knistern des Kaminfeuers war zu hören.

»Wann haben Sie das rausgefunden?«, fragte sie.

»Heute. Als ich in McAras Zimmer gezogen bin.«

»Und dann sind Sie nach Lambert's Cove gefahren, um sich anzuschauen, wo die Leiche angeschwemmt worden ist?«

»Ja.«

»Und warum haben Sie das gemacht?« Ihre Stimme war jetzt sehr leise. »Ehrlich, bitte.«

»Ich weiß selbst nicht genau, warum.« Ich machte eine Pause, und dann sprudelte plötzlich alles aus mir heraus. Ich konnte es nicht länger für mich behalten. »Ich hab da einen Mann getroffen. Einen alten Burschen, der sich mit den Strömungen im Vineyard Sound auskennt. Der meint, dass es um diese Jahreszeit völlig ausgeschlossen ist, dass ein Körper von der Woods-Hole-Fähre fällt und dann in Lamberts Cove angespült wird. Außerdem hat er mir mitgeteilt, dass eine Frau, die in einem Haus hinter den Dünen lebt, in der Nacht, als McAra verschwunden ist, Licht von Taschenlampen am Strand gesehen hat. Später ist sie dann die Treppe runtergefallen, seitdem liegt sie im Koma. Sie kann der Polizei nichts mehr sagen.« Ich breitete die Hände aus. »Das ist alles, was ich weiß.«

Sie schaute mich mit leicht geöffnetem Mund an.

»Das *ist* alles, was Sie wissen«, sagte sie langsam. »*Mein Gott!*« Sie tastete erst auf den Lederpolstern herum, wandte sich dann dem Tisch zu und suchte unter den Fotografien. »Scheiße, verdammte.« Sie schnippte mit den Fingern in meine Richtung. »Los, geben Sie mir Ihr Telefon.«

»Wen wollen Sie anrufen?«, fragte ich, während ich ihr mein Handy hinhielt.

»Wen wohl? Adam natürlich.« Sie hielt das Telefon in der ausgestreckten Hand, machte sich mit einem schnellen Blick schlau und fing dann an, mit dem Daumen flott die Nummer zu tippen. Plötzlich hielt sie inne.

»Was ist?«, fragte ich.

»Nichts.« Sie schaute über meine Schulter ins Leere und kaute auf ihrer Unterlippe. Der Daumen schwebte ein

paar lange Sekunden über dem Nummernfeld, dann legte sie das Telefon wieder auf den Tisch.

»Wollen Sie ihn doch nicht anrufen?«

»Später.« Sie stand auf. »Ich gehe erst einmal spazieren.«

»Aber es ist schon neun«, sagte ich. »Und es schüttet wie aus Kübeln.«

»Ich muss einen klaren Kopf bekommen.«

»Ich komme mit.«

»Nein. Danke, aber ich muss mir die ganze Geschichte in Ruhe durch den Kopf gehen lassen. Allein. Bleiben Sie sitzen, und genehmigen Sie sich noch einen Schluck. Sie sehen ganz so aus, als hätten Sie den nötig. Sie brauchen nicht auf mich zu warten.«

*

Der arme Leibwächter tat mir leid. Bestimmt hatte er unten mit hochgelegten Füßen vor dem Fernseher gesessen und sich auf einen ruhigen Abend gefreut. Und plötzlich kam Lady Macbeth wieder über ihn und unternahm einen ihrer zahllosen Spaziergänge, obendrein während draußen ein adantischer Sturm tobte. Ich stand am Fenster und beobachtete, wie die beiden über den Rasen gingen. Sie wie immer voraus, den Kopf gesenkt, als hätte sie zuvor etwas Wertvolles verloren und ginge jetzt denselben Weg zurück und suchte den Boden ab. Das Scheinwerferlicht warf von beiden Gestalten Schatten in vier Richtungen auf die Rasenfläche. Der Special-Branch-Mann war immer noch dabei, sich den Mantel zuzuknöpfen.

Plötzlich fühlte ich mich hundemüde. Meine Beine waren vom Radfahren ganz steif. Ein leichtes Zittern kündigte eine Erkältung an. Sogar Rhineharts Whisky konnte

mich nicht mehr locken. Ich steckte die Fotokopien und Fotos wieder in den Umschlag und ging nach unten in mein Zimmer. Ich zog mich aus, legte mich ins Bett und machte das Licht aus. Fast augenblicklich schien die Müdigkeit mich zu überwältigen, schien mich in die dunklen Wasser des Schlafes hinunterzuziehen, deren starke Strömungen an mir zerrten wie an einem ausgepumpten Schwimmer.

Einmal tauchte ich auf und sah neben mir McAra, dessen großer, schwerfälliger Körper sich im Wasser wie ein Delfin drehte. Er war vollständig bekleidet, trug einen schwarzen Regenmantel und schwere Schuhe mit Gummisohlen. *Ich schaf's nicht mehr*, sagte er zu mir, *du musst ohne mich weiter*.

Ich schoss in die Höhe. Ich hatte keine Ahnung, wie lange ich geschlafen hatte. Im Zimmer war es dunkel. Links von mir sah ich einen senkrechten hellen Streifen.

Jemand klopfte an die Tür. »Sind Sie wach?« Ruths leise Stimme.

Sie hatte die Tür einen Spalt geöffnet und stand im Gang.

»Jetzt ja.«

»Tut mir leid.«

»Macht nichts. Einen Moment, bitte.«

Ich ging ins Bad und zog den weißen Frotteebademantel an, der an der Rückseite der Tür hing. Dann kehrte ich ins Zimmer zurück und zog die Tür ganz auf. Ruth trug den gleichen Bademantel wie ich. Er war ihr zu groß. Sie sah darin überraschend klein und verletzlich aus. Ihr Haar war tropfhaft. Die nackten Füße hatten auf dem Boden zwischen ihrem und meinem Zimmer feuchte Abdrücke hinterlassen.

»Wie spät ist es?«, fragte ich.

»Keine Ahnung. Ich habe gerade mit Adam gesprochen.« Sie zitterte und schien wie betäubt zu sein. Die Augen hatte sie weit aufgerissen.

»Und?«

Sie schaute nach links und nach rechts. »Kann ich reinkommen?«

Ich war von meinem Traum immer noch schwer angeschlagen. Ich machte das Licht an, ließ sie eintreten und schloss die Tür.

»Am Tag vor Mikes Tod hatten Adam und er einen fürchterlichen Krach«, sagte sie ohne jede Einleitung. »Das habe ich bis jetzt noch niemandem erzählt, auch nicht der Polizei.«

Ich massierte meine Schläfen und versuchte mich zu konzentrieren.

»Worum ging es da?«

»Das weiß ich nicht, aber es war heftig – und endgültig. Danach haben sie kein Wort mehr miteinander geredet. Ich habe Adam danach gefragt, aber er hat sich geweigert, darüber zu sprechen. Jedes Mal, wenn ich das Thema angeschnitten habe, dasselbe, kein Wort. Nach dem, was Sie heute herausgefunden haben, hatte ich das Gefühl, dass wir das ein für alle Mal aus der Welt schaffen müssten.«

»Und? Was hat er gesagt?«

»Er hat gerade mit dem Vizepräsidenten zu Abend gegessen. Erst hat sich dieses Weibsstück doch tatsächlich geweigert, ihm das Telefon reinzubringen.«

Sie setzte sich auf die Bettkante und legte das Gesicht in die Hände. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Irgendwie erschien es mir unpassend, stehen zu bleiben, so turmhoch vor ihr aufzuragen, also setzte ich mich neben sie. Sie zit-

terte von Kopf bis Fuß: vielleicht aus Angst oder Zorn, vielleicht froh sie auch nur.

»Erst hat er gesagt, er kann jetzt nicht reden«, erzählte sie weiter. »Und ich habe ihm gesagt, dass er jetzt verdammt noch mal sofort das Maul aufmachen soll. Also ist er mit dem Telefon auf die Toilette. Als ich ihm berichtet habe, dass Mike sich kurz vor seinem Tod wahrscheinlich mit Rycart in Verbindung gesetzt hat, hat er nicht mal so getan, als wäre er überrascht.« Sie schaute mich an. Sie war ganz verzweifelt. »Er hat es *gewusst*.«

»Hat er das gesagt?«

»Das brauchte er gar nicht. Ich hab's an seiner Stimme gemerkt. Er hat gesagt, dass wir das nicht am Telefon besprechen sollten. Wir würden drüber reden, wenn er wieder da ist. Gott steh uns bei, in was für eine Sache hat er sich da bloß reinziehen lassen?«

Etwas in ihr schien nachzugeben, denn plötzlich sackte sie zusammen und kippte mit ausgestreckten Armen gegen mich. Ihr Kopf schlug so hart gegen meine Brust, dass ich einen Augenblick lang glaubte, sie sei ohnmächtig geworden. Doch dann merkte ich, dass sie sich so heftig an mich klammerte, dass ich durch den dicken Stoff des Bademantels jede einzelne ihrer Fingerspitzen spürte. Ich bewegte meine Hände in vielleicht vier, fünf Zentimetern Abstand über ihrem Rücken unsicher auf und ab, als wäre sie von einer Art magnetischem Feld umgeben. Schließlich strich ich ihr übers Haar und versuchte sie flüsternd zu besänftigen.

»Noch nie in meinem Leben habe ich Angst gehabt«, sagte sie mit gedämpfter Stimme. »Jetzt habe ich Angst.«

»Ihre Haare sind klatschnass«, flüsterte ich sanft. »Ich hole Ihnen eben ein Handtuch.«

Ich machte mich los und ging ins Bad. Ich schaute mich im Spiegel an. Ich kam mir vor wie ein Skifahrer, der oben an einer schwarzen Abfahrt steht, die er noch nie gefahren ist. Als ich wieder ins Zimmer kam, hatte sie den Bademantel ausgezogen und lag mit bis ans Kinn hochgezogener Decke im Bett.

»Haben Sie was dagegen?«, fragte sie.

»Nein, natürlich nicht«, sagte ich.

Ich machte das Licht aus und legte mich neben sie, auf die kalte Seite des Bettes. Sie drehte sich um, legte mir den Arm über die Brust und drückte ihre Lippen auf meine – so fest, als wollte sie mir das Leben retten.

ZWÖLF

»Das Buch ist für den Ghost keine Plattform, um eigene Ansichten über welches Thema auch immer zu äußern.«

»GHOSTWRITER«

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, rechnete ich damit, die Betthälfte neben mir leer vorzufinden. So sieht es das übliche Protokoll für derartige Situationen schließlich vor, oder? Wie ein Vampir erpicht darauf, der unerbittlichen Morgendämmerung zu entgehen, zieht sich die besuchende Partei nach Erledigung der nächtlichen Verrichtungen in ihre eigenen Räumlichkeiten zurück. Nicht so Ruth Lang. Im Halbdunkel sah ich ihre nackte Schulter und das kurze schwarze Haar, und an ihrem unregelmäßigen, fast lautlosen Atmen erkannte ich, dass sie genauso wach lag und auf Geräusche von der anderen Seite lauschte wie ich. Wie das steinerne Abbild eines Kreuzritters auf seinem Grab lag ich mit über dem Bauch gefalteten Händen reglos auf dem Rücken und schloss in regelmäßigen Abständen, immer wenn mir ein neuer Aspekt des Schlamassels bewusst wurde, die Augen. Auf der Richterskala der schlechten Ideen hatte sich diese zweifellos eine Zehn verdient. Nach einer Weile ließ ich meine Hand über die Matratze

zum Nachttisch krabbeln und nach meiner Uhr tasten. Ich hielt sie mir direkt vor die Nase. Es war Viertel nach sieben.

Ich tat so, als wüsste ich nicht, dass sie sich nur schlafend stellte, schlüpfte vorsichtig aus dem Bett und bewegte mich in Richtung Bad.

»Schon wach?«, fragte sie.

»Entschuldige, ich wollte dich nicht wecken«, sagte ich.
»Ich geh unter die Dusche.«

Ich schloss hinter mir ab, drehte das Wasser voll auf, stellte es so heiß, wie ich es gerade noch aushalten konnte, und ließ mich von dem harten Strahl durchwalken – Rücken, Bauch, Beine und Kopf. Schnell war der kleine Raum mit Dampf gefüllt. Danach, beim Rasieren, musste ich ständig mein Spiegelbild freirubbeln, damit ich nicht immer wieder verschwand.

Als ich zurück ins Zimmer ging, saß sie im Bademantel am Schreibtisch und blätterte im Manuskript. Die Vorhänge waren noch zugezogen.

»Du hast seine Familiengeschichte rausgeworfen«, sagte sie. »Das wird ihm sicher nicht gefallen. Er ist sehr stolz auf die Langs. Und warum ist mein Name immer unterstrichen?«

»Ich wollte überprüfen, wie oft du erwähnt wirst. Es hat mich überrascht, dass du so selten vorkommst.«

»Das ist ein Überbleibsel von den Gruppendiskussionen.«

»Bitte?«

»Als wir noch in Downing Street waren, hat Mike immer gesagt, dass jedes Mal, wenn ich den Mund aufmache, Adam zehntausend Wähler verliert.«

»Ich bin mir sicher, dass das nicht gestimmt hat.«

»Und ob das gestimmt hat. Die Leute wollen immer jemanden, über den sie sich aufregen können. Oft denke ich,

dass mein hauptsächlicher Nutzen für Adam darin bestanden hat, als Blitzableiter zu fungieren. Anstatt an ihm konnten die Menschen ihren Zorn an mir ablassen.«

»Selbst wenn es so wäre«, sagte ich, »ist das kein Grund, dich einfach aus der Geschichte zu streichen.«

»Warum nicht? Geht doch den meisten Frauen so. Selbst die Amelia Blys dieser Welt werden am Ende gestrichen.«

»Tja, dann werde ich dich eben wieder einbauen.« Ich musste weg von hier. Ich schob die Tür des Spiegelschranks so heftig zur Seite, dass sie gegen den Rahmen knallte. Ich brauchte Abstand von dieser destruktiven Menage-à-trois, sonst drehte ich noch selbst durch. »Wenn du mal Zeit hast, dann würde ich mich gern mit dir zusammensetzen, um ein richtig langes Interview zu führen. Um all die wichtigen Ereignisse einzubauen, die er vergessen hat.«

»Sehr freundlich«, sagte sie bitter. »So wie man die Sekretärin interviewt, die ihren Boss an den Geburtstag seiner Frau zu erinnern hat?«

»So was in der Art. Aber wie du bereits gesagt hast, ich bin ja kein richtiger Schriftsteller.«

Ich spürte, dass sie mich ganz genau beobachtete. Ich zog meine Boxershorts an, unter dem Bademantel.

»Aha, die Schamhaftigkeit am Morgen danach«, kommentierte sie trocken.

»Ein bisschen spät dafür«, sagte ich.

Während ich den Bademantel auszog und ein Hemd von einem hohl scheppernden Kleiderbügel nahm, ging mir der Gedanke durch den Kopf, dass das genau die Art von jämmerlicher Szene war, zu deren Vermeidung man den diskreten nächtlichen Abgang erfunden hat. Typisch für sie, dass sie nicht spürte, was die Situation erforderte. Wie ein

Schatten lag diese Vertrautheit jetzt zwischen uns. Das Schweigen zog sich in die Länge und verdichtete sich, bis ich ihren Unmut als eine fast physische Schranke spüren konnte. Ich hätte jetzt genauso wenig auf sie zugehen und sie küssen können wie an dem Tag, als wir uns zum ersten Mal begegneten.

»Was willst du jetzt machen?«, fragte sie.

»Ich gehe.«

»Das ist nicht nötig, was mich betrifft.«

»Was mich betrifft, schon.«

Ich zog meine Hose an.

»Wirst du Adam davon erzählen?«

»Herrgott!«, rief ich. »Was glaubst du?«

Ich legte meinen Koffer aufs Bett und zog den Reißverschluss auf.

»Und wohin willst du?« Sie sah aus, als würde sie jeden Moment wieder anfangen zu weinen. Hoffentlich nicht, das wäre zu viel gewesen.

»Wieder ins Hotel. Da kann ich wesentlich besser arbeiten.« Ich hielt mich nicht damit auf, meine Sachen zusammenzulegen, sondern warf sie einfach in den Koffer. Ich wollte so schnell wie möglich weg. »Es tut mir leid. Man soll nie im Haus des Auftraggebers wohnen. Das endet immer ...« Ich zögerte.

»Damit, dass man die Frau des Auftraggebers vögelt?«

»Nein, natürlich nicht. Es macht es einem nur verdammt schwer, die nötige professionelle Distanz zu wahren. Aber hier zu wohnen war ja nun auch nicht direkt meine Idee, wie du dich sicherlich erinnerst.«

»Sehr gentlemanlike, danke.«

Ich sagte nichts darauf, sondern packte weiter. Sie verfolgte jede meiner Bewegungen.

»Und was ich dir gestern Abend erzählt habe?«, fragte sie. »Was willst du damit anfangen?«

»Nichts.«

»Du kannst das nicht einfach ignorieren.«

»Ruth«, sagte ich und hörte nun doch auf zu packen. »Ich bin sein Ghostwriter, ich bin kein investigativer Reporter. Wenn er mir die Wahrheit erzählen will, einverstanden, dann schreib ich's rein. Wenn er sie nicht erzählen will, auch gut. Ich bin moralisch neutral.«

»Es ist nicht moralisch neutral, die Tatsachen zu verschweigen, wenn man weiß, dass etwas Gesetzwidriges geschehen ist. Das ist kriminell.«

»Aber ich weiß ja nicht einmal, ob tatsächlich etwas Gesetzwidriges geschehen ist. Ich habe eine auf die Rückseite eines Fotos gekritzelte Telefonnummer, und ich habe einen alten Mann, der mir etwas Tratsch erzählt hat, sich aber genauso gut irren kann. Das ist alles. Wenn jemand etwas Beweiskräftiges hat, dann du. Das ist nämlich die entscheidende Frage: Was willst *du* damit anfangen?«

»Ich weiß nicht«, sagte sie. »Vielleicht schreibe ich meine eigenen Memoiren. ›Jetzt spricht die Frau des Expremiers: So war es wirklich.««

Ich machte mich wieder ans Packen.

»Wenn es so weit ist, ruf mich an.«

Sie lachte einmal laut auf, auf die für sie typische, kehlig dröhnende Art.

»Glaubst du wirklich, dass ich jemanden wie dich brauche, um ein Buch zu schreiben?«

Sie stand auf und löste den Gürtel ihres Bademantels, und einen Augenblick lang glaubte ich, sie wollte ihn ausziehen, aber sie lockerte ihn nur etwas, um sich den Mantel enger um den Körper zu schlingen. Dann zog sie den

Gürtel fest zusammen und verknötete ihn. Mit der Endgültigkeit dieser Geste stellte sie auf gewisse Weise ihre Überlegenheit über mich wieder her. Meine Zugriffsrechte waren hiermit widerrufen. Ihre Entschlossenheit wirkte so resolut, dass ich fast wehmütig wurde, und wenn sie die Arme ausgebreitet hätte, wäre diesmal ich an ihre Brust gesunken. Stattdessen drehte sie sich um, zog in geübter Manier einer Premierministersgattin an der Nylonschnur und öffnete die Vorhänge.

»Hiermit erkläre ich den heutigen Tag für offiziell eröffnet«, sagte sie. »Möge Gott ihn und alle, die ihn bestehen müssen, segnen.«

»Nun«, erwiderte ich und schaute hinaus in den Garten, »wenn das nicht der Katzenjammer danach ist.«

Der Regen war in Graupelschauer übergegangen, der Rasen war übersät mit Asten und Zweigen, die der Sturm heruntergerissen hatte. Ein weißer Plastikstuhl lag umgekippt auf der Terrasse. An einigen Stellen rund um die überdachte Fläche vor der Tür war der Graupel zu schmalen Streifen zusammengefroren, die wie Styropor aussahen. Das einzig Helle in dem düsteren Dunst war das Licht, das aus unserem Zimmer drang und wie ein außerirdisches Raumschiff über den Dünen zu schweben schien. Ruths Gesicht spiegelte sich in der Scheibe ziemlich deutlich wider: Ich sah ihr an, dass sie einen Entschluss gefasst hatte.

»Ich werde dir kein Interview geben«, sagte sie. »Ich will in Adams Scheißbuch nicht vorkommen. Ich kann auf seine respektive deine gönnerhaften Dankesworte verzichten.« Sie drehte sich um und ging mit schnellen Schritten an mir vorbei zur Tür, wo sie noch einmal kurz stehen blieb. »Er muss jetzt allein zurechtkommen. Ich reiche die Scheidung ein. Dann kann *sie* ihn im Gefängnis besuchen.«

Ich hörte, wie ihre Zimmertür geöffnet und wieder geschlossen wurde und kurz danach das leise Geräusch der Toilettenspülung. Ich war fast fertig mit dem Packen. Ich legte die Sachen, die sie mir am Abend zuvor geliehen hatte, ordentlich auf dem Stuhl und verstaute den Laptop in meiner Schultertasche. Dann war nur noch das Manuskript übrig. Der Stapel Papier, in dem sie gerade noch geblättert hatte, lag auf dem Schreibtisch, störrisch, sieben, acht Zentimeter dick – mein Mühlstein, mein Albtraum, mein Kapital. Das Manuskript durfte das Grundstück nicht verlassen, ohne konnte ich aber nicht weitermachen. Ich könnte vielleicht damit argumentieren, dachte ich, dass die Ermittlungen wegen der Kriegsverbrechen Langs Lebensumstände grundlegend verändert hätten und damit auch die alten Vorschriften keine Gültigkeit mehr besäßen. Wie auch immer, als Ausrede konnte ich das auf jeden Fall benutzen. Zu bleiben und alle paar Stunden Ruth über den Weg zu laufen, diese Peinlichkeit könnte ich ganz sicher nicht ertragen. Ich steckte das Manuskript neben den Umschlag aus dem Cambridge-Archiv in den Koffer, zog den Reißverschluss zu und trat hinaus auf den Gang.

Barry, der Mann von der Special Branch, saß im Sessel neben der Haustür und las in seinem Harry-Potter-Roman. Er hob sein großes, plattes Gesicht und warf mir einen gelangweilten Blick zu, in dem sich Missbilligung mit einem Hauch höhnisch feixender Verachtung mischte.

»Morgen, Sir«, sagte er. »Angenehme Nacht gehabt?«

Er weiß es, dachte ich. Und dann war ich mir sicher: Natürlich weiß er es, du Penner, das ist sein Job. Und sofort sah ich alles vor mir: die kichernden Unterhaltungen mit seinen Kollegen, das nach London übermittelte offizielle Protokoll seiner Beobachtungen, den diskreten Ver-

merk in irgendeiner Akte. Ich spürte, wie Wut und Ärger in mir hochkochten. Vielleicht hätte ich mit einem Augenzwinkern reagieren sollen oder einem verschwörerisch witzigen Bonmot – »Tja, Officer, Sie kennen ja den Spruch: ›Auch auf ‘ner alten Geige kann man noch viele schöne Lieder spielen‹« oder irgendwas Ähnlichem. Stattdessen sagte ich kühl: »Fick dich ins Knie.«

Ich ging zur Tür hinaus und marschierte in Richtung Weg, der hinauf zur Landstraße führte, stellte aber erst mit einiger Verspätung fest, dass wallender moralischer Groll unglücklicherweise keinen Schutz gegen beißende Graupelschauer bot. Im Bemühen, meine Würde zu wahren, stapfte ich noch einige Meter weiter, drehte dann aber doch bei und duckte mich in den Windschatten des Hauses. Das Regenwasser schoss über die Dachrinne und versickerte im sandigen Boden. Ich zog meine Jacke aus, hielt sie mir über den Kopf und überlegte, wie ich nach Edgartown kommen sollte. Und dann hatte ich die geniale Idee, dass ich mir den ockerfarbenen Ford Escape ausleihen könnte.

Wie anders – wie vollkommen anders – wäre mein Leben verlaufen, hätte ich mich nicht sofort danach im Laufschrift auf den Weg zur Garage gemacht – Pfützen umkurvend, mit einer Hand die Jacke über den Kopf haltend, mit der anderen meinen kleinen Trolley hinter mir herzerrend. Heute kommt mir das so vor, als hätte ich in einem Kinofilm mitgespielt oder, treffender, in einem dieser Fernsehfilme, in denen reale Verbrechen rekonstruiert werden: Das Opfer läuft ahnungslos, das drohende Unheil von ebenso drohenden Akkorden unterlegt, seinem Schicksal entgegen. Die Garagentür war noch unverschlossen vom Tag zuvor, und der Autoschlüssel steckte im Zündschloss – wer machte sich schon Sorgen um Einbrecher, wenn man, von sechs

Leibwächtern bewacht, am Ende eines zwei Meilen langen Feldwegs lebte? Ich wuchtete den Koffer auf den Beifahrersitz, zog die Jacke wieder an und klemmte mich hinters Lenkrad.

Der Ford war so kalt wie ein Leichenschauhaus und so staubig wie eine alte Dachkammer. Ich fuhr mit der Hand über die ungewohnten Armaturen und betrachtete danach meine grauen Fingerspitzen. Ich selbst besitze kein Auto, als Alleinstehender in London habe ich keine Verwendung dafür, und immer wenn ich mir eines miete, was nur sehr selten vorkommt, war anscheinend wieder eine neue Kollektion an technischen Spielereien erfunden worden. Wenn ich in einer durchschnittlichen Familienkutsche sitze und auf das Armaturenbrett schaue, komme ich mir vor wie im Cockpit eines Jumbos. Der Ford hatte rechts neben dem Lenkrad einen rätselhaften Bildschirm, der zum Leben erwachte, als ich den Motor anließ. Regelmäßig aufleuchtende grüne Bogen blinkten himmelwärts zu einer Raumstation, die die Erde umkreiste. Während ich auf den Schirm schaute, änderten die leuchtenden Bogen die Richtung und blinkten auf einmal vom Himmel nach unten. Eine Sekunde später erschienen ein großer roter Pfeil, eine gelbe Straße und eine große blaue Fläche.

Irgendwo hinter mir sagte eine weibliche Stimme mit amerikanischem Akzent leise, aber gebieterisch: »Fahren Sie auf die nächstgelegene Straße.«

Wenn ich gewusst hätte, wie, dann hätte ich die Stimme abgestellt. Mir war klar, dass das Motorengeräusch Barry schon bald aus seinem Sessel aufscheuchen und vor die Tür treiben würde. Allein der Gedanke an seinen lüsternen Blick reichte aus, dass ich mich in Bewegung setzte. Ich legte den Rückwärtsgang ein und setzte den Ford aus der Garage.

Dann stellte ich den Rückspiegel ein, schaltete Licht und Scheibenwischer an, schob den Ganghebel der Automatik auf D und fuhr auf das Tor zu. Als ich den Wachposten passierte, veränderte sich erfreulicherweise die Szenerie auf dem kleinen Monitor des Satellitennavigationsgeräts – als spielte ich ein Videospiele –, und der rote Pfeil bewegte sich in die Mitte der gelben Straße. In der nächsten Sekunde war ich weg.

Es hatte etwas seltsam Beruhigendes, so dahinzufahren und all die kleinen, akkurat bezeichneten Wege und Bäche am oberen Rand des Bildschirms auftauchen, abwärts wandern und schließlich unten wieder verschwinden zu sehen. Es vermittelte mir das Gefühl von einer sicheren und gezähmten Welt, in der jedes Detail, etikettiert und vermessen, in einem himmlischen Kontrollraum verwahrt wurde, wo Engel die Reisenden auf Erden sorgsam behüten.

»In zweihundert Metern rechts abbiegen«, wies mich die weibliche Stimme an.

»In fünfzig Metern rechts abbiegen.«

Und dann:

»Rechts abbiegen.«

Der einsame Demonstrant saß zusammengekauert in seiner Hütte und las Zeitung. Als er mich an der Abzweigung halten sah, stand er auf und trat hinaus in den Graupel. Mir fiel auf, dass neben seinem Verschlag eine schwarze Chrysler-Limousine stand, und ich fragte mich, warum er sich nicht in den Wagen setzte. Als ich rechts abbog, konnte ich sein hageres graues Gesicht gut erkennen. Er stand starr und ausdruckslos da und nahm nicht mehr Notiz von dem dichten Schneeregen, als wenn er eine geschnitzte Holzfigur vor einem Drugstore gewesen wäre. Ich trat aufs Gaspedal und fuhr in Richtung Edgartown, wobei ich jenen

Hauch Abenteuer genoss, den ich immer verspüre, wenn ich in einem fremden Land mit dem Auto unterwegs bin. Meine körperlose Reiseleiterin schwieg für vier, fünf Meilen, und ich hatte sie schon ganz vergessen, als die Stadt in Sicht kam und sie sich wieder zu Wort meldete.

»In zweihundert Metern links abbiegen.«

Ich schrak hoch.

»In fünfzig Metern links abbiegen.«

Langsam ging sie mir auf die Nerven.

»Links abbiegen«, wiederholte sie, als wir die Kreuzung erreichten.

»Entschuldige«, brummte ich und bog rechts in die Hauptstraße ab.

»Bei der nächsten Gelegenheit bitte wenden.«

»Jetzt wird's langsam lächerlich«, sagte ich laut und fuhr rechts ran. Um das Navigationsgerät auszuschalten, drückte ich verschiedene Knöpfe auf dem Display. Auf dem Monitor erschien ein Systemmenü. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie viele Optionen es mir anbot. Eine war »GEBEN SIE EINEN NEUEN ZIELORT EIN«. Eine andere hieß, glaube ich, »KEHREN SIE ZUM AUSGANGSPUNKT ZURÜCK«, und eine dritte, hell aufleuchtende, »LETZTEN ZIELORT ANZEIGEN«.

Ich schaute die Wörter ein paar Sekunden lang an, wobei mir erst nach und nach die möglichen Konsequenzen dämmerten. Vorsichtig drückte ich auf »AUSWÄHLEN«.

Der Bildschirm erlosch.

Ich fluchte, schaltete den Motor aus und suchte nach der Bedienungsanleitung. Ich trotzte sogar dem Schneeregen, ging um den Wagen herum, öffnete die Hecktür und schaute im Kofferraum nach. Nichts. Ich setzte mich wieder ans Steuer, drehte den Zündschlüssel um, und das Na-

vigationssystem ging wieder an. Während es das übliche Startprogramm durchlief und sich mit seinem Mutterschiff in Verbindung setzte, legte ich den Gang ein und fuhr den Hügel hinunter.

»Bei der nächsten Gelegenheit bitte wenden.«

Ich seufzte und trommelte mit beiden Zeigefingern aufs Lenkrad. Ich hatte gerade die Walfängerkirche passiert, und vor mir fiel der Hügel steil in Richtung Hafen ab. Durch den schmutzigen Regenschleier konnte ich verschwommen einige weiße Masten erkennen. Ich war nicht weit von meinem Hotel entfernt – von dem Mädchen mit der weißen Spitzenhaube, den Drucken mit den Segelmotiven und Kapitän John Coffin, der mit strengem Blick von der Wand starrte. Es war noch nicht einmal acht. Weit und breit war kein Auto zu sehen, die Gehwege lagen verlassen da. Ich fuhr den Abhang hinunter, vorbei an den leeren Geschäften mit ihren Schildern, die verkündeten, dass man den Winter über geschlossen habe und sich auf ein Wiedersehen im nächsten Jahr freue.

»Bei der nächsten Gelegenheit bitte wenden.«

Zum ersten Mal in meinem Leben begriff ich die wahre Bedeutung des Wortes Vorherbestimmung. Müde setzte ich den Blinker, bremste und bog in eine schmale Straße mit kleinen Häusern ein – wenn ich mich recht erinnere, trug sie den unpassenden Namen Summer Street. Ich hielt an. Der Regen trommelte auf das Dach des Fords, der Scheibenwischer schrappte hin und her. Ein kleiner schwarzweißer Terrier hockte im Rinnstein. In seinem schlaun Gesicht spiegelte sich äußerste Konzentration. Sein Besitzer, der gegen die Kälte und Nässe so dick vermummt war, dass ich weder Alter noch Geschlecht ausmachen konnte, drehte sich schwerfällig wie ein Astronaut beim Mondspa-

ziengang zu mir um. In einer Hand hielt er ein Schaufelchen, in der anderen ein weißes Plastiksäckchen mit Hundekot in der Form eines Skrotums. Schnell setzte ich rückwärts zurück in die Hauptstraße, riss dann das Lenkrad so scharf herum, dass ich gegen den Randstein prallte, schoss mit durchdrehenden Reifen davon und wieder den Hügel hinauf. Der rote Pfeil schwang wild umher, bis er sich schließlich zufrieden auf die gelbe Route eingependelt hatte.

Warum genau ich das tat, weiß ich eigentlich bis heute noch nicht. Ich konnte ja nicht mit Bestimmtheit sagen, dass McAra der letzte Fahrer gewesen war, der eine Adresse einprogrammiert hatte. Es hätte auch ein anderer Gast von Rhinehart gewesen sein können, es hätte Dep oder Duc gewesen sein können oder sogar die Polizei. Was mir bestimmt in meinem Hinterkopf herumschwirrte, war der Gedanke, dass ich ja jederzeit wieder umkehren könnte. Wahrscheinlich hat mir das ein falsches Gefühl der Sicherheit gegeben.

Als ich Edgartown hinter mir gelassen hatte und auf der Straße nach Vineyard Haven fuhr, hörte ich mehrere Minuten lang nichts von meiner himmlischen Reiseleiterin. Ich fuhr durch dunkle Waldstücke und kam an kleinen weißen Häusern vorbei. Die wenigen Wagen, die mir entgegenkamen, fuhren mit eingeschalteten Scheinwerfern und glitten auf der vom Regenwasser glitschigen Straße langsam an mir vorbei. Ich saß weit vorgebeugt hinter dem Steuer und schaute angestrengt in den schmutzigen Morgen. Ich passierte eine Highschool, wo gerade die ersten Schüler eintrafen und neben der sich die einzige Ampel der Insel befand (auf der Karte war sie wie eine Touristenattraktion eingezeichnet). Die Straße beschrieb eine scharfe

Kurve; es hatte den Anschein, als ragten die Bäume in die Straße hinein. Auf dem Monitor schienen Namen wie Deer Hunter's Way und Skiff Avenue auf.

»In zweihundert Metern rechts abbiegen.«

»In fünfzig Metern rechts abbiegen.«

»Rechts abbiegen.«

Auf dem Weg hinunter nach Vineyard Haven kam mir ein Schulbus entgegen, der hart mit der Steigung zu kämpfen hatte. Halb im Unterbewusstsein nahm ich linker Hand eine wie ausgestorbene Einkaufsstraße wahr, und kurz darauf befand ich mich schon mitten in dem flachen, schäbigen Ortsteil, der sich rund um den Hafen ausbreitete. Ich bog um eine Ecke, glitt an einem Café vorbei und gelangte auf einen großen Parkplatz. In etwa hundert Metern Entfernung, am anderen Ende der regengepeitschten, von Pfützen übersäten Asphaltfläche, schob sich eine Autoschlange die Rampe zur Fähre hinauf. Der rote Pfeil wollte mich genau dort haben. Im geheizten Innenraum des Wagens sah die auf dem Monitor vorgeschlagene Route verlockend aus, wie ein von Kinderhand gemaltes Bild zum Thema »Sommerferien« – eine gelbe Pier, die hineinragt in den strahlend blauen Hafen von Vineyard Haven. Aber das reale Bild jenseits der Windschutzscheibe war ganz und gar nicht verlockend: Da sah ich nur das rostig schwarze Maul der Fähre und dahinter graue See und wirbelnde Schwaden aus wässrigem Schnee.

Jemand klopfte links von mir ans Glas. Ich tastete nach dem Fensterheber und ließ die Scheibe heruntersurren. Der Mann trug dunkelblaues Ölzeug. Mit einer Hand musste er die Kapuze festhalten, sonst hätte der Wind sie ihm vom Kopf gerissen. Das Wasser tropfte von seiner Brille. Die Marke auf der Brust wies ihn als Angestellten der Steamship Authority aus.

»Sie müssen sich beeilen«, brüllte er und drehte den Rücken gegen den Wind. »Die Fähre legt um acht Uhr fünfzehn ab. Das Wetter wird schlechter, gut möglich, dass dann erst mal keine mehr rausgeht.« Er öffnete für mich die Wagentür und drängte mich richtiggehend zum Ticket-schalter. »Ich sag vorn Bescheid, dass Sie gleich kommen.«

Ich ließ den Motor laufen und betrat das kleine Hafengebäude. Sogar als ich vor dem Schalter stand, hatte ich mich noch nicht entschieden. Durch das Fenster konnte ich sehen, wie die letzten Wagen an Bord fuhren. Der Parkplatzwächter stand neben dem Ford und stampfte gegen die Kälte mit den Füßen auf den Boden. Er merkte, dass ich in seine Richtung blickte, und winkte mir zu, dass ich mich beeilen sollte.

Die Frau hinter dem Schalter schaute mich an, als könnte sie sich ein angenehmeres Plätzchen für einen Freitagmorgen kurz nach acht Uhr morgens vorstellen: So viel hatten wir gemeinsam.

»Fahren Sie jetzt, oder was?«

Ich seufzte, zog meine Brieftasche heraus, warf ihr fünf Zehndollarscheine hin und erhielt dafür eine Fahrkarte und ein paar Münzen Wechselgeld.

*

Nachdem ich über die scheppernde Stahlrampe in den dunklen, schmutzig-ölgigen Schiffsbauch gefahren war, dirigierte mich ein weiterer Mann in Regenzeug auf meinen Standplatz. Zentimeterweise kroch ich vorwärts, bis er die Hand hob. Um mich herum stiegen die Fahrer bereits aus ihren Wagen und zwängten sich durch die schmalen Zwischenräume zu den Treppenaufgängen. Ich blieb sitzen und

versuchte noch einmal herauszufinden, wie das Navigationssystem funktionierte. Doch nach etwa einer Minute klopfte ein Crewmitglied an mein Fenster und bedeutete mir mit einer Handbewegung, die Zündung abzustellen. Ich gehorchte, und der Bildschirm wurde wieder schwarz. Hinter mir schloss sich die Heckladeklappe der Fähre. Die Schiffsmotoren begannen zu stampfen, der Rumpf ruckte, und mit einem entmutigenden Kratzgeräusch setzten wir uns langsam in Bewegung.

Ich hockte im kühlen Halbdunkel des nach Diesel und Auspuffgasen stinkenden Laderaums und hatte den Eindruck, als säße ich in der Falle – nicht nur wegen des klaustrophobischen Gefühls unter Deck. Sondern wegen McAra. Ich spürte seine Anwesenheit. Seine verbissenen, geistlosen Obsessionen schienen zu meinen geworden zu sein. Er glich dem plumpen Schwachkopf, von dem man sich auf einer Reise unvorsichtigerweise in ein Gespräch verwickeln ließ und den man dann nicht mehr loswurde. Ich stieg aus, schloss ab und machte mich auf die Suche nach einer Tasse Kaffee. In der Bar auf dem Oberdeck stand ich in der Schlange hinter einem Mann, der die *USA Today* las. Über seine Schulter sah ich ein Foto, das Lang mit dem amerikanischen Außenminister zeigte. »Lang droht Anklage in Den Haag«, lautete die Überschrift. »Rückendeckung durch Washington.« Lang grinste in die Kamera.

Ich setzte mich mit meinem Kaffee auf einen Eckplatz und dachte darüber nach, was meine Neugier mir eingebrockt hatte. Erstens hatte ich mich praktisch des Autodiebstahls schuldig gemacht. Zumindest sollte ich anrufen und Bescheid geben, dass ich mir den Wagen nur ausgeliehen hatte. Dann stellte sich die Frage, ob das klug war, was ich gerade tat. Falls ich wirklich McAras letzte Route nach-

fuhr, dann musste ich der Tatsache ins Auge sehen, dass er die Fahrt nicht überlebt hatte. Woher sollte ich wissen, was mich am Zielort erwartete? Vielleicht sollte ich jemanden einweihen oder, noch besser, jemanden als Zeugen mitnehmen. Vielleicht sollte ich einfach in Woods Hole die Fähre verlassen, dort in einer der Kneipen warten, bis das nächste Schiff zurückfuhr, und die ganze Sache ordentlich planen, anstatt mich so unvorbereitet in ein unbekanntes Abenteuer zu stürzen.

Komischerweise hatte ich nicht das Gefühl, dass ich mich in Gefahr befand – wahrscheinlich weil die Situation so vollkommen normal war. Ich schaute in die Gesichter meiner Mitreisenden: mehrheitlich Arbeiter, nach den Jeans und Stiefeln zu urteilen – müde, gelangweilte Männer, die bereits früh am Morgen irgendwelche Waren auf die Insel geliefert hatten oder die nach Amerika fuhren, um dort welche abzuholen. Eine große Welle schlug gegen die Bordwand, und wir schwankten wie ein einziger großer Körper, wie wogendes Seegras auf dem Meeresgrund. Durch das von Salzwasser verschmierte Bullauge sahen die niedrige graue Küstenlinie und das unruhige, eiskalte Meer gänzlich anonym aus. Wir hätten in der Ostsee, im Solent oder im Weißen Meer sein können – an jedem trübseligen Stück Flachküste, wo die Menschen einen Weg finden mussten, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Als jemand zum Rauchen nach draußen auf Deck ging, wehte eine kalte, nasse Windbö herein. Ich hatte nicht die Absicht, ihm zu folgen. Stattdessen holte ich mir noch einen Kaffee und entspannte mich im sicheren Schoß der feuchtwarmen gelblichen Luft der Bar, bis wir etwa eine halbe Stunde später den Leuchtturm am Nobaska Point passierten und eine Lautsprecherstimme uns aufforderte,

zu unseren Wagen zurückzukehren. Das Schiff schwankte stark in der Dünung. Als die Bordwand gegen die Anlegestelle schlug, hallte das dumpfe Dröhnen durch den gesamten Rumpf. Ich befand mich gerade am unteren Ende der Treppe und wurde gegen den Stahlrahmen der Tür geschleudert. Bei ein paar Wagen heulten die Alarmanlagen los, und mein Gefühl der Sicherheit wurde schlagartig von dem panischen Gedanken verdrängt, dass man den Ford aufgebrochen hatte. Ich ging schwankend auf den Wagen zu, der aber einen unversehrten Eindruck machte. Ich öffnete den Koffer, Langs Memoiren waren unangetastet.

Ich ließ den Motor an, und als ich in den windgepeitschten grauen Regen von Woods Hole rollte, bot mir der Satellitenschirm wieder den vertrauten goldenen Weg an. Es wäre ein Leichtes gewesen, anzuhalten und zum Frühstück in eine der Kneipen zu gehen, aber stattdessen blieb ich in der Wagenkolonne und fädelte mich in den Verkehr ein – hinaus in den schmutzigen Winter Neuenglands, die Woods Hole Road hinauf bis zur Locust Street und dann über die Hauptstraße aus der Stadt hinaus. Der Tank war halb voll, und der ganze Tag lag vor mir.

»Kreisverkehr in zweihundert Metern, nehmen Sie die zweite Ausfahrt.«

Ich folgte der Anweisung und fuhr in den nächsten fünf- undvierzig Minuten auf verschiedenen großen Highways in Richtung Norden nach Boston, mehr oder weniger auf dem gleichen Weg, den ich hergekommen war. Damit schien auf jeden Fall eine Frage geklärt zu sein: Was McAra kurz vor seinem Tod auch immer vorgehabt hatte, er war nicht nach New York gefahren, um sich dort mit Rycart zu treffen. Ich fragte mich, was ihn nach Boston gelockt haben könnte. Der Flughafen? Die Bilder, die mir durch den Kopf

gingen, kreisten um ein Treffen mit jemandem, der mit dem Flugzeug nach Boston gekommen war – vielleicht aus England. Ich stellte mir vor, wie McAra sein breites Gesicht hoffnungsvoll dem Himmel zuwandte, sah eine eilige Begrüßung in der Ankunftshalle, sah eine Autofahrt zu einem geheimen Treffen. Vielleicht war er aber auch selbst irgendwohin geflogen? Doch gerade als dieses Szenario in meiner Fantasie konkrete Formen annahm, lotste mich meine Reiseleiterin auf den Interstate 95 in Richtung Westen. Trotz meiner schwachen Kenntnisse der Geografie von Massachusetts wusste ich, dass ich mich jetzt vom Logan International Airport und dem Stadtzentrum Bostons bewegte.

Etwa fünfzehn Meilen fuhr ich auf dem breiten Highway so langsam, wie es nur möglich war. Es hatte aufgehört zu regnen, war aber immer noch dunkel. Das Thermometer zeigte eine Außentemperatur von minus vier Grad Celsius an. Ich erinnere mich an ausgedehnte, mit Seen besprenkelte Waldgebiete, an hell aufleuchtende Büroblocks und Hightech-Firmen, die sich so geschmackvoll in landschaftlich gestaltete Anlagen schmiegen wie Country Clubs oder Friedhöfe. Gerade als mir der Gedanke kam, dass McAra sich vielleicht hatte absetzen wollen und in Richtung kanadischer Grenze unterwegs gewesen war, wies mich die Stimme in meinem Rücken an, den Interstate-Highway bei der nächsten Ausfahrt zu verlassen. Ich wechselte auf eine andere sechsspurige Überlandautobahn, die laut meinem Bildschirm Concord Turnpike hieß.

Obwohl die Bäume entlang der Straße kahl waren, bildeten sie doch einen Schutzschirm, durch den ich fast nichts erkennen konnte. Mein Schleichtempo machte die Fahrer hinter mir rasend. Ein Riesenlaster nach dem anderen rück-

te mir donnernd auf den Pelz, blendete auf und ließ seine Fanfarenhupe aufheulen, um dann auszuscheren, zu überholen und mich in einer Sprühwolke aus Dreck zurückzulassen.

Die Frau auf dem Rücksitz meldete sich wieder zu Wort.

»Nehmen Sie in zweihundert Metern die nächste Ausfahrt.«

Ich fuhr die weit geschwungene Kurve hinunter und tauchte in eine waldreiche Stadtrandsiedlung aus großen Häusern, Doppelgaragen, breiten Auffahrten und offenen Rasenflächen ein – eine reiche, aber freundlich wirkende Nachbarschaft, in der die Häuser durch Bäume voneinander abgeschirmt waren und zu Ehren der Soldaten im Einsatz an fast jedem Briefkasten ein gelbes Band flatterte. Ich glaube, die Straße hieß sogar Pleasant Street.

Ein Schild wies den Weg ins Zentrum von Belmont. Ich fuhr durch Straßen, deren stetig abnehmende Anwohnerzahl auf stetig steigende Immobilienpreise schließen ließ. Ich kam an einem Golfplatz vorbei und bog rechts in einen Wald ab. Vor mir hüpfte ein rotes Eichhörnchen über die Straße und sprang auf ein Schild mit der Aufschrift »Lagerfeuer verboten«, und in diesem Augenblick, scheinbar am Ende der Welt, verkündete mein Schutzengel in ruhigem, endgültigem Ton: »Sie haben Ihr Ziel erreicht.«

DREIZEHN

»Meine Begeisterung für den Beruf des Ghostwriters mag den Eindruck vermittelt haben, dass man damit mühelos seinen Lebensunterhalt bestreiten kann. Falls dem so ist, sollte ich meine Ausführungen mit einer kleinen Warnung modifizieren.«

»GHOSTWRITER«

Ich fuhr an den Straßenrand, hielt an und stellte den Motor ab. Während ich den Blick über das dicht bewaldete, tropfend nasse Gelände schweifen ließ, verspürte ich ein tiefes Gefühl der Enttäuschung. Ich war mir nicht sicher, was genau ich überhaupt erwartet hatte – nicht unbedingt Deep Throat in einer Tiefgarage, aber auf jeden Fall mehr als das. Und trotzdem hatte McAra mich überrascht: Er soll ein Mann gewesen sein, der dem Land noch feindseliger gegenüberstand als ich, und dennoch hatte seine Spur mich hierher in eine Gegend geführt, die zum Spaziergehen geradezu einlud.

Ich stieg aus und schloss den Wagen ab. Nach zwei Stunden am Steuer konnte meine Lunge etwas von der kalten und feuchten Luft Neuenglands vertragen. Ich dehnte mich und vertrat mir auf der nassen Fahrbahn die Beine. Das rote Eichhörnchen beobachtete mich von seinem Hochsitz auf

der anderen Straßenseite aus. Ich machte ein paar Schritte auf den putzigen kleinen Nager zu und klatschte in die Hände. Er sprang vom Schild herunter und schoss den nächsten Baum hinauf. Sein hin und her wedelnder Schwanz winkte mir zu wie ein angeschwollener Stinkefinger. Ich suchte im Unterholz nach einem Stock, den ich nach ihm werfen könnte, ging dann aber schnell wieder auf die Straße zurück. Es war wohl besser, wenn ich mich nicht zu lange in diesem Wald herumtrieb, sagte ich mir. Auf das tiefe Schweigen von zehntausend Bäumen konnte ich gut verzichten.

Ich war auf der Straße etwa zwanzig Meter gegangen, als sich zwischen den Bäumen eine so schmale Lücke auftat, dass ich sie fast übersehen hätte. Dezent von der Straße zurückgesetzt, versperrte ein elektrisches Tor mit fünf Gitterstäben eine private Auffahrt, die nach wenigen Metern eine Kurve beschrieb und hinter den Bäumen verschwand. Das Haus konnte ich nicht sehen. Neben dem Tor standen ein grauer Metallbriefkasten ohne Namensschild, aber mit einer Nummer versehen – 3551 –, eine Steinsäule mit Gegensprechanlage und Ziffernblock und ein Schild: »DIESES GRUNDSTÜCK WIRD VON CYCLOPS SECURITY BEWACHT«, darüber ein Augapfel mit einer gebührenfreien Telefonnummer. Ich zögerte, dann drückte ich den Klingelknopf. Während ich wartete, schaute ich mich um. In einem der Bäume war an einem Ast eine kleine Videokamera befestigt. Ich drückte wieder auf den Klingelknopf. Keine Reaktion.

Ich trat einen Schritt zurück, unschlüssig, was ich jetzt tun sollte. Kurz dachte ich daran, über das Tor zu steigen und eigenmächtig das Grundstück zu inspizieren, aber sowohl der Anblick der Videokamera als auch des Auges von CYCLOPS SECURITY hielten mich davon ab. Mir fiel auf,

dass der Briefkasten so vollgestopft war, dass die Klappe nicht richtig schloss. Niemand kam zu Schaden, wenn ich wenigstens den Namen des Hausbesitzers herausfand. Ich schaute mich noch einmal um, blickte dann mit einem entschuldigenden Achselzucken hinauf zur Kamera und zog einen Paken Briefe aus dem Kasten. Sie waren entweder an Mr und Mrs Paul Emmett, Professor und Mrs Paul Emmett, Professor Emmett oder Nancy Emmett adressiert. Nach den Poststempeln zu urteilen, war der Briefkasten schon seit mindestens zwei Tagen nicht mehr geleert worden. Die Emmetts waren eindeutig nicht zu Hause. Bei einigen nachgesendeten Briefen war die ursprüngliche Adresse von einem Aufkleber verdeckt. Mit dem Daumen kratzte ich einen der Aufkleber von der Erstadresse. Emmett war anscheinend Präsident emeritus einer Organisation namens Arcadia Institution mit Sitz in Washington.

Emmett ... Emmett ... Der Name kam mir irgendwie bekannt vor, ich wusste nur nicht, woher. Ich stopfte die Post wieder in den Briefkasten und ging zum Wagen zurück. Ich öffnete meinen Koffer, nahm das an McAra gesandte Kuvert heraus und fand zehn Minuten später das, woran ich mich vage erinnert hatte: P. Emmett (St John's) hatte zum Ensemble der Footlights Revue gehört und war mit Lang auf dem Foto abgebildet. Er war der Älteste der Gruppe, der, den ich für einen Doktoranden gehalten hatte. Er hatte kürzeres Haar als die anderen und sah bürgerlicher aus: »Spießig« hätte man damals gesagt. War das der Grund, warum McAra die weite Fahrt unternommen hatte? Recherchearbeit an seinem Cambridge-Puzzle? Emmett wurde, wenn ich mich recht erinnerte, in den Memoiren auch erwähnt. Ich nahm das Manuskript aus dem Koffer und blätterte zu dem Kapitel über Langs Studien-

zeit, fand aber nichts über Emmett. Stattdessen wurde er am Anfang des allerletzten Kapitels zitiert:

»Harvard-Professor Paul Emmett hat in mehreren Essays daraufhingewiesen, welche einzigartige Bedeutung die englisch sprechenden Völker bei der Ausbreitung der Demokratie in der Welt gespielt haben. »Solange diese Nationen zusammenstehen, ist die Freiheit sicher. Wann immer sie gewankt haben, hat die Tyrannei an Kraft gewonnen.« Ich stimme dieser Einschätzung völlig zu.«

Das Eichhörnchen tauchte wieder auf. Es blieb am Straßenrand sitzen und beobachtete mich feindselig.

Merkwürdig: Das Wort passte auf alles, was mir durch den Kopf ging. *Merkwürdig.*

Ich kann mich nicht mehr daran erinnern, wie lange ich so dasaß. Aber ich weiß noch: Ich war so in Gedanken versunken, dass ich gar nicht daran gedacht hatte, die Heizung anzustellen. Erst als ich das näher kommende Geräusch eines anderen Wagens hörte, fiel mir auf, dass ich vor Kälte ganz steif war. Ich schaute in den Rückspiegel und sah ein Scheinwerferpaar, dann fuhr ein kleiner japanischer Wagen an mir vorbei. Am Steuer saß eine dunkelhaarige Frau in mittlerem Alter, auf dem Beifahrersitz ein etwa sechzigjähriger Mann mit Brille, der Jackett und Krawatte trug. Er schaute mich an, als sie vorbeifuhren, und ich wusste sofort, dass es sich um Emmett handelte. Nicht weil ich ihn erkannte (was ich nicht tat), sondern weil ich mir nicht vorstellen konnte, wer das auf dieser abgelegenen Straße sonst hätte sein sollen. Der Wagen hielt vor dem Tor, Emmett stieg aus und nahm die Post aus dem Briefkasten. Wieder schaute er in meine Richtung, und ich dachte schon, dass er

herkommen und mich zur Rede stellen würde. Aber er ging zurück zum Auto, das sich wieder in Bewegung setzte und Sekunden später aus meinem Blickfeld verschwand. Wahrscheinlich fuhren sie zum Haus.

Ich gab ihnen zehn Minuten, um den Wagen abzustellen und ins Haus zu gehen, dann ließ ich den Motor an und fuhr zum Tor. Ich klingelte, und diesmal kam die Reaktion prompt.

»Ja?«

Es war eine Frauenstimme.

»Spreche ich mit Mrs Emmett?«

»Wer sind Sie?«

»Ich hätte gern mit Professor Emmett gesprochen.«

»Er ist im Moment sehr müde.« Sie sprach sehr gedehnt, ein Tonfall zwischen englischer Aristokratin und Südstaatenlady. Der blecherne Klang der Gegensprechanlage verstärkte diesen Eindruck noch.

»Es dauert nicht lange.«

»Haben Sie einen Termin?«

»Ich bin ein Mitarbeiter von Adam Lang. Es geht um seine Memoiren.«

»Einen Augenblick bitte.«

Ich wusste, dass sie mich jetzt durch die Videokamera begutachteten. Ich gab mir Mühe, mich angemessen respektabel in Stellung zu bringen. Als die Gegensprechanlage wieder zu knacken anfang, meldete sich eine männliche Stimme: volltönend, schauspielerhaft.

»Paul Emmett. Da muss ein Irrtum vorliegen.«

»Ich glaube, dass Sie zusammen mit Adam Lang in Cambridge waren.«

»Wir waren zur selben Zeit da, richtig, aber ich kann nicht behaupten, dass ich ihn kenne.«

»Ich habe ein Foto, das Sie beide zusammen in der Footlights Revue zeigt.«

Es entstand eine lange Pause.

»Kommen Sie rein.«

Ein Elektromotor summte, dann schwang das Tor langsam auf.

Als ich die Auffahrt hinauffuhr, schob sich zwischen den Bäumen nach und nach das große dreistöckige Haus in mein Blickfeld: der Mittelteil aus grauem Stein, flankiert von Seitenflügeln aus weiß gestrichenem Holz. Die meisten Fenster hatten Rundbogen, kleine Scheiben aus geriffeltem Glas und große Lamellenläden. Das Alter war unbestimmbar, es hätte sechs Monate oder hundert Jahre alt sein können. Eine kurze Treppe führte hinauf zu einer Veranda, die von einem auf Säulen ruhenden Dach geschützt wurde. Dort stand Emmett, um mich persönlich in Empfang zu nehmen. Die Größe des Anwesens mit seinen abschirmenden Bäumen rief ein starkes Gefühl von Abgeschlossenheit hervor. Das einzige Zivilisationsgeräusch stammte von einem großen Jet, der, in den niedrigen Wolken unsichtbar, im Landeanflug auf den Logan International Airport war. Ich stellte den Ford neben Emmetts Wagen vor die Garage und stieg aus. Den Umschlag mit den Fotografien nahm ich mit.

»Sie müssen entschuldigen, wenn ich einen etwas angeschlagenen Eindruck mache«, sagte Emmett, nachdem wir uns die Hand gegeben hatten. »Wir sind gerade mit dem Flugzeug aus Washington gekommen, ich bin ein bisschen müde. Normalerweise empfangen Sie ohne vorherige Terminabsprache keine Gäste. Aber mit Ihrem Hinweis auf die Fotografie haben Sie mich dann doch neugierig gemacht.«

So akkurat er sprach, so kleidete er sich auch. Seine Brille hatte ein modisch elegantes Schildpattgestell, das Jackett

war dunkelgrau, das Hemd zartblau, die Krawatte zierte das Motiv »Fasanen im Flug«, und in seiner Brusttasche steckte ein farblich passendes Einstecktuch aus Seide. Jetzt, da ich direkt vor ihm stand, erkannte ich den jüngeren Mann, der mich aus den Augen des älteren anblickte: Das Alter hatte lediglich die Konturen etwas verwischt, das war alles. Er schaute dauernd auf den Umschlag. Ich wusste, dass er am liebsten gleich hier auf der Veranda einen Blick darauf geworfen hätte. Aber dafür war ich zu schlau. Ich wartete und wartete, bis er schließlich keine Wahl mehr hatte. »Schön. Bitte, kommen Sie doch rein.«

Das Haus hatte polierte Holzfußböden, und es roch nach Bohnerwachs und Trockenblumen. Es hatte etwas von der Kühle eines unbewohnten Hauses. Auf dem Treppenabsatz tickte sehr laut eine Standuhr. Ich hörte, wie seine Frau in einem anderen Raum telefonierte. »Ja«, sagte sie, »er ist jetzt da.« Dann muss sie sich wegbewegt haben. Ihre Stimme wurde leiser und verstummte schließlich ganz.

Emmett schloss die Haustür hinter uns.

»Darf ich?«, sagte er.

Ich nahm das Foto aus dem Umschlag und gab es ihm. Er schob sich die Brille in sein glänzendes silberweißes Haar und ging mit dem Foto zum Flurfenster. Für sein Alter sah er sehr fit aus, ich tippte auf regelmäßigen Sport: wahrscheinlich Squash, sicher Golf.

»Tja«, sagte er, während er das Schwarz-Weiß-Foto ins blasse Licht hielt, nach links und nach rechts drehte und wie ein Kunstexperte an seiner langen Nase entlangspähte, der die Echtheit eines Gemäldes prüfte. »Ich habe buchstäblich keine Erinnerung daran.«

»Aber das sind Sie doch, oder?«

»Ja, natürlich. Ich war im Vorstand vom *Dramat*, da-

mals, in den Sechzigern. Eine heiße Zeit, können Sie sich ja vorstellen.« Zusammen mit seinem jugendlichen Abbild gönnte er sich ein komplizenhaftes Kichern. »Ja, ja.«

»Dramat?«

»Entschuldigung.« Er schaute auf. »*Yale Dramatic Association*. Als ich wegen der Forschungen für meine Doktorarbeit nach Cambridge gegangen bin, hatte ich gedacht, dass ich da meiner Theaterleidenschaft weiter würde frönen können. Doch leider, leider bin ich nur ein Semester bei den Footlights gewesen, der Arbeitsstress hat meiner Karriere als Schauspieler ein Ende gesetzt. Kann ich das behalten?«

»Leider nicht. Aber ich könnte Ihnen einen Abzug besorgen.«

»Wirklich? Das wäre sehr nett.« Er drehte das Foto um und inspizierte die Rückseite. »*Cambridge Evening News*. Wie sind Sie denn daran gekommen?«

»Das ist eine nette Geschichte«, sagte ich. Und dann wartete ich wieder. Es war wie beim Kartenspielen. Er rückte erst dann den Stich heraus, wenn ich ihn dazu zwang. Das Pendel der großen Uhr tickte ein paarmal hin und her.

»Kommen Sie, wir gehen in mein Arbeitszimmer«, sagte er.

Er öffnete eine Tür, und wir betraten einen Raum, in dem es leicht nach Zigarrenrauch roch, einen Raum, der direkt aus Ricks Londoner Club hätte stammen können: dunkelgrüne Tapete, Bücher vom Boden bis zur Decke, Bibliotheksleiter, mit braunem Leder überzogene Polstermöbel, ein großes Messinglesepult in Form eines Adlers, eine römische Büste. Eine Wand war ausschließlich Erinnerungsstücken gewidmet, Belobigungen, Preisen, Ehrentiteln und jeder Menge Fotografien: Emmett mit Bill Clinton und AL Gore, Emmett mit Margaret Thatcher und Nelson Mande-

la sowie mit vielen anderen, die ich nicht kannte. Es war auch ein Foto von ihm mit Lang dabei, anscheinend auf einer Cocktailparty aufgenommen, eines dieser gestellten Keep-Smiling-Fotos. Emmett bemerkte, dass ich die Bilder betrachtete.

»Die Ego-Wand«, sagte er. »Unsereins hat so was. Der Kieferorthopäde setzt sich vors Aquarium, wir schauen uns das an. Nehmen Sie doch Platz. Unglücklicherweise habe ich nur ein paar Minuten Zeit.«

Ich setzte mich auf das harte Ledersofa, während er sich hinter dem Schreibtisch auf seinem Kapitänsstuhl niederließ. Er wippte locker vor und zurück. Dann schwang er die Füße auf die Tischplatte und gewährte mir einen prima Blick auf seine schon etwas abgetretenen Straßenschuhe.

»Also«, sagte er. »Das Bild.«

»Ich arbeite mit Adam Lang an seiner Autobiografie.«

»Ich weiß, das sagten Sie schon. Der arme Lang. Üble Geschichte, dieses Theater, was die in Den Haag da abliefern. Und was Rycart angeht – meiner Meinung nach der schlechteste Außenminister seit dem Krieg. Aber wenn sich der Strafgerichtshof weiter so töricht aufführt, dann erreichen sie damit nur eins: Erst machen sie aus Lang einen Märtyrer und dann einen Helden, und obendrein ...« Er vollführte eine huldvolle Handbewegung in meine Richtung. »... bescheren sie ihm einen Bestseller.«

»Wie gut kennen Sie Lang?«

»Lang? Fast gar nicht. Das scheint Sie wohl zu überraschen.«

»Nun ja, er erwähnt Sie in seinen Memoiren.«

Emmett schien ehrlich verblüfft zu sein. »Jetzt bin ich es, der überrascht ist. Was sagt er über mich?«

»Er zitiert Sie, am Anfang des letzten Kapitels.« Ich zog

die entsprechende Seite aus der Tasche. »Solange diese Nationen – alle, die Englisch sprechen – ›zusammenstehen, ist die Freiheit gesichert. Wann immer sie gewankt haben, hat die Tyrannei an Kraft gewonnen.« Und dann sagt Lang: ›Ich stimme dieser Einschätzung völlig zu.«

»Tja, das finde ich sehr anständig von ihm«, sagte Emmett. »Meiner Meinung nach hat er während seiner Amtszeit als Premierminister sehr gute Instinkte bewiesen. Aber das heißt nicht, dass ich ihn kenne.«

»Und das da?«, sagte ich und deutete auf die Ego-Wand.

»Ach, das.« Emmett winkte geringschätzig ab. »Das Bild wurde bei einem Empfang im Claridge's aufgenommen, anlässlich des zehnjährigen Bestehens der Arcadia Institution.«

»Ich habe leider noch nie ...«

»Davon gehört? Wie auch? Das früher von mir geleitete Institut ist sehr klein. Sehr exklusiv. Der Premierminister hat uns mit seiner Anwesenheit beehrt. Das war rein geschäftlich.«

»Aber Sie haben Adam Lang auch schon in Cambridge gekannt, oder nicht?«, hakte ich nach.

»Nicht richtig. In einem Sommersemester haben sich unsere Wege mal gekreuzt. Das war's dann auch schon.«

»Woran können Sie sich denn noch erinnern?« Ich zückte mein Notizbuch, das Emmett beäugte, als hätte ich einen Revolver gezogen. »Entschuldigung«, sagte ich. »Darf ich?«

»Klar, machen Sie nur. Ich bin nur etwas überrascht, das ist alles. In all den Jahren hat mich nie irgendwer auf diese Cambridge-Verbindung angesprochen. Ich glaube nicht, dass ich Ihnen irgendetwas erzählen kann, das sich festzuhalten lohnt.«

»Aber Sie beide sind doch zusammen aufgetreten, oder?«

»In einer einzigen Produktion. Der Sommerrevue. Ich kann mich nicht einmal dran erinnern, welchen Titel sie hatte. Daran waren hundert Leute beteiligt.«

»Dann hat Lang also keinen Eindruck bei Ihnen hinterlassen?«

»Nicht den geringsten.«

»Obwohl er dann später Premierminister geworden ist?«

»Natürlich, wenn ich das damals gewusst hätte, dann hätte ich mir bestimmt die Mühe gemacht, ihn etwas besser kennenzulernen. Aber ich habe in meinem Leben acht Präsidenten, vier Päpste und fünf britische Premierminister getroffen, und keinen von ihnen würde ich als wirklich herausragende Persönlichkeit beschreiben.«

Genau, dachte ich, und wahrscheinlich ist Ihnen auch nie in den Sinn gekommen, dass die alle vielleicht das Gleiche über Sie gedacht haben. Aber das sagte ich nicht. Stattdessen fragte ich: »Darf ich Ihnen noch etwas anderes zeigen?«

»Wenn Sie glauben, dass es von Bedeutung ist.« Er schaute demonstrativ auf seine Armbanduhr.

Ich zog die anderen Fotos aus dem Umschlag. Als ich sie jetzt wieder durchging, fiel mir auf, dass Emmett gleich auf mehreren abgebildet war. Er war ohne jeden Zweifel der Mann, der bei dem Sommerpicknick hinter Lang die Damen in die Höhe reckte, während sich der zukünftige, mit Joint und Champagnerflasche posierende Premierminister mit Erdbeeren füttern ließ.

Ich gab die Fotos Emmett, der wieder seine kleine affektierte Theaternummer aufführte: Brille nach oben schieben, um die Bilder mit bloßem Auge inspizieren zu können. Ich sehe ihn noch vor mir: geschmeidig, rosig, ge-

lassen. Er zuckte nicht mit der Wimper, was mir komisch vorkam, an seiner Stelle wäre ich nämlich sehr wohl überrascht gewesen.

»Oho!«, sagte er. »Täusche ich mich, oder sehe ich richtig? Hoffentlich hat er nicht inhaliert.«

»Aber das sind Sie, der da hinter ihm steht, oder?«

»Sieht so aus. Und es sieht ebenfalls so aus, als wäre ich gerade im Begriff, ihm eine ernsthafte Warnung über die Gefahren des Drogenmissbrauchs zukommen zu lassen. Schauen Sie sich meine Lippen an, man spürt es förmlich.« Er gab mir die Fotos zurück und schob die Brille wieder auf die Nase. Er lehnte sich noch ein Stück weiter zurück und musterte mich gründlich. »Will Mr Lang diese Fotografien wirklich in seiner Autobiografie veröffentlicht sehen? Falls ja, dann würde ich es vorziehen, nicht namentlich erwähnt zu werden. Meine Kinder würden sich gedemütigt fühlen. Sie sind viel puritanischer, als wir das damals waren.«

»Was ist mit den anderen Leuten auf dem Foto? Können Sie mir sagen, wie die heißen? Die Mädchen vielleicht?«

»Tut mir leid. Von jenem Sommer habe ich nur noch eine sehr verschwommene Vorstellung. Allerdings war es ein langer und glücklicher Sommer, Um uns herum mag die Welt in die Brüche gegangen sein, wir haben gefeiert.«

Plötzlich fiel mir etwas ein, das Ruth zu mir gesagt hatte: über all die Dinge, die sich damals, als das Foto aufgenommen wurde, in der Welt abgespielt haben.

»Wenn Sie Ende der Sechziger in Yale waren, da hatten Sie doch Riesenglück, dass man Sie nicht eingezogen und nach Vietnam geschickt hat.«

»Nicht Glück, mein Freund, Geld regiert die Welt.« Dann drehte er sich samt Stuhl um und schwang die Füße

vom Tisch. Er nahm einen Stift, klappte ein Notizbuch auf und schlug einen etwas geschäftsmäßigeren Ton an. »Wollten Sie mir nicht erzählen, wie die Fotos in Ihren Besitz gelangt sind?«

»Sagt Ihnen der Name Michael McAra etwas?«

»Nein. Sollte er?«

Seine Antwort kam für meinen Geschmack einen Tick zu schnell.

»McAra war mein Vorgänger als Langs Memoirenschreiber«, sagte ich. »Er hat sich die Fotos aus England kommen lassen. Er ist vor knapp drei Wochen hier rausgefahren, um Sie zu sprechen, und ein paar Stunden später war er tot.«

»Hier rausgefahren, um *mich* zu sprechen?« Emmett schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, da liegen Sie falsch. Und von wo aus soll er hierher gefahren sein?«

»Martha's Vineyard.«

»Martha's Vineyard! Mein lieber Freund, auf Martha's Vineyard ist um diese Jahreszeit keine Menschenseele.«

Er reizte mich schon wieder: Wer am Abend zuvor die Nachrichten gesehen hatte, der wusste auch, wo Lang sich aufgehalten hatte.

»McAra hat einen Wagen mit Navigationssystem benutzt«, sagte ich. »Und die letzte Adresse, die er einprogrammiert hat, ist die Ihre.«

»Nun, ich habe keine Ahnung, warum er das getan haben sollte.« Emmett strich sich übers Kinn und schien die Angelegenheit sorgfältig zu bedenken. »Nein. Und selbst wenn er es getan haben sollte, so beweist das noch nicht, dass er auch gefahren ist. Wie ist er denn umgekommen?«

»Er ist ertrunken.«

»Tut mir sehr leid, das zu hören. Ich habe dem Mythos,

dass Ertrinken ein schmerzloser Tod ist, nie Glauben geschenkt. Ich bin davon überzeugt, es sind Höllenqualen.«

»Die Polizei hat das Ihnen gegenüber nie erwähnt?«

»Nein. Die Polizei hat sich überhaupt nie mit mir in Verbindung gesetzt.«

»Waren Sie an bewusstem Wochenende hier im Haus? Das war der elfte und zwölfte Januar,«

Emmett seufzte. »Ein weniger ausgeglichener Mensch als ich würde Ihre Fragen zweifellos als impertinent empfinden.« Er kam hinter dem Schreibtisch hervor und ging zur Tür. »Nancy!«, rief er laut. »Unser Gast wünscht zu wissen, wo wir am Wochenende elfter/zwölfter Januar waren. Können wir damit dienen?« Er stand in der offenen Tür und schenkte mir ein unfreundliches Lächeln. Als Mrs Emmett erschien, machte er sich nicht die Mühe, mich vorzustellen. Sie hielt einen Schreibtischkalender in der Hand.

»Das war das Colorado-Wochenende«, erklärte sie und gab ihrem Mann den Kalender.

»Richtig«, sagte er. »Wir waren im Aspen Institute.« Er hielt mir die Seite hin. »Bipolare Beziehungen in einer multipolaren Welt.«

»Faszinierend.«

»Sie sagen es.« Die Art, wie er den Kalender zuklappte, hatte etwas Endgültiges. »Ich war der Hauptredner.«

»Und Sie waren das ganze Wochenende da?«

»Ich ja«, sagte Mrs Emmett. »Ich bin noch Ski gefahren, Paul ist am Sonntag zurückgefliegen.«

»Dann hätten Sie McAra also noch treffen können«, sagte ich.

»Hätte ich, stimmt, hab ich aber nicht.«

»Um noch mal auf Cambridge zurückzukommen ...«, sagte ich.

»Nein«, unterbrach er mich und hob eine Hand.
»Wenn Sie gestatten, wir kommen *nicht* auf Cambridge zurück. Alles, was es dazu zu sagen gibt, habe ich Ihnen gesagt. Nancy?«

Sie war bestimmt zwanzig Jahre jünger als ihr Mann, und als er sie ansprach, zuckte sie zusammen, wie es eine erste Frau nie getan hätte.

»Paul?«

»Würdest du unseren Freund bitte zur Tür bringen?«

Während wir uns die Hand schüttelten, sagte er: »Ich bin ein begeisterter Leser politischer Autobiografien. Sie können sicher sein, dass ich mir Langs Buch besorgen werde, sobald es auf dem Markt ist.«

»Vielleicht kommen Sie sogar drin vor«, sagte ich.

»Das bezweifle ich sehr«, sagte er. »Das Tor öffnet sich automatisch. Achten Sie darauf, dass Sie unten an der Straße rechts abbiegen. Wenn Sie nach links fahren, kommen Sie immer tiefer in die Wälder und verschwinden auf Nimmerwiedersehen.«

*

Ich hatte die unterste Treppenstufe der Veranda noch nicht erreicht, da ließ Mrs Emmett schon die Haustür ins Schloss fallen. Als ich über das nasse Gras des Rasens zu meinem Wagen ging, konnte ich spüren, dass ihr Mann mich vom Fenster seines Arbeitszimmers aus beobachtete. Am Ende der Auffahrt wartete ich darauf, dass sich das Tor öffnete, als plötzlich ein kräftiger Windstoß durch die hohen Bäume fuhr und das Regenwasser von den Zweigen in einem einzigen harten Schwall auf das Auto niederprasselte. Ich erschrak so sehr, dass mir

die Haare wie winzige Stacheln vom Hinterkopf abstanden.

Ich bog in die leere Straße ein und fuhr den gleichen Weg zurück, den ich gekommen war. Mein Herz schlug schneller als sonst. Meine Nerven waren etwas angegriffen, so als wäre ich gerade im Dunkeln eine Treppe hinuntergegangen und über die unterste Stufe gestolpert. Meine oberste Priorität war es, so schnell wie möglich diese Bäume hinter mir zu lassen.

»Bei der nächsten Gelegenheit bitte wenden.«

Ich fuhr rechts ran, packte das Navigationsgerät mit beiden Händen und drehte und riss gleichzeitig daran. Mit dem befriedigenden knirschenden Geräusch von zerreißen den Kabeln löste es sich aus seiner Verkleidung, dann warf ich es in den Fußraum des Beifahrersitzes. In diesem Augenblick sah ich im Rückspiegel einen großen schwarzen Wagen, der mit aufgeblendeten Scheinwerfern schnell näher kam. Er überholte mich mit so hoher Geschwindigkeit, dass ich den Fahrer nicht erkennen konnte. An der nächsten Kreuzung verschwand er aus meinem Blickfeld. Als ich mich umschaute, lag die Landstraße verlassen da.

Es ist merkwürdig, wie die Angst auf einen Menschen einwirkt. Wenn man mich vor einer Woche gefragt hätte, wie ich in einer solchen Situation reagieren würde, hätte ich wahrscheinlich gesagt, dass ich nach Martha's Vineyard zurückfahren und versuchen würde, die ganze Geschichte zu vergessen. Jetzt jedoch befahl mir mein Instinkt, ganz im Widerspruch zu meinem normalerweise hasenfüßigen Charakter, den herablassenden und irgendwie bedrohlichen Emmett genauer unter die Lupe zu nehmen. Eine rein atavistische Reaktion: die Art von Reflex, die geistig vollkommen gesunde Haushaltsvorstände dazu treibt, sich mit üb-

licherweise desaströsen Folgen auf die Verfolgung eines bewaffneten Einbrechers zu machen.

Anstatt also vernünftigerweise den Weg zurück zum Interstate-Highway zu finden, folgte ich den Wegweisern nach Belmont, einer weitläufigen, grünen und wohlhabenden Stadt von erschreckender Sauberkeit und Ordentlichkeit, in der die Haltung einer Hauskatze wahrscheinlich eine behördliche Genehmigung erforderte. Ich fuhr durch saubere, anscheinend identische Wohnstraßen mit Häusern, vor denen Fahnenmasten und Allradgeländewagen standen. Ich fuhr wie jeder durchschnittliche europäische Tourist verwirrt auf breiten Hauptverkehrsstraßen dahin, bis ich schließlich in einen Teil der Stadt kam, der nach meinem Dafürhalten Ähnlichkeit mit einem Ortskern hatte. Ich parkte und nahm diesmal meinen Koffer mit.

Die Straße hieß Leonard Street und beschrieb vor dem Hintergrund großer, kahler Bäume einen Bogen, an dem hübsche Geschäfte mit bunten Markisen aufgereiht waren. Eines der Gebäude war rosa gestrichen. Eine dünne, an den Rändern geschmolzene Schneeschicht bedeckte die grauen Dächer. Es hätte ein Skiort sein können. Er hatte Verschiedenes anzubieten, was ich nicht brauchte – einen Immobilienmakler, einen Juwelier, einen Friseur –, und etwas, was ich brauchte: ein Internetcafé. Ich bestellte mir einen Kaffee und einen Bagel und setzte mich vor den am weitesten vom Fenster entfernten Computer. Um etwaige Neugierige abzuschrecken, stellte ich meinen Koffer auf den Nachbarplatz, nippte an meinem Kaffee und biss vom Bagel ab. Dann klickte ich auf Google, tippte »Paul Emmett« und »Arcadia Institution« ein und beugte mich zum Monitor vor.

Laut www.arcadiainstitution.org war die Arcadia Institution im August 1991 gegründet worden, am fünfzigsten Jahrestag des ersten Gipfeltreffens zwischen Premierminister Winston S. Churchill und Präsident Franklin D. Roosevelt in Placentia Bay auf Neufundland. Ein Foto zeigte Roosevelt in einem eleganten grauen Anzug an Deck eines amerikanischen Kriegsschiffes bei der Begrüßung Churchills, der etwa einen Kopf kleiner war und einen eigentümlichen zerknitterten dunkelblauen Navy-Mantel sowie eine Schildmütze trug. Er sah aus wie ein listiger Parkverwalter, der bei seinem Gutsherrn vorstellig wird.

Ziel des Instituts, so die Website, sei »die Pflege der anglo-amerikanischen Beziehungen und die Förderung der zeitlosen Ideale von Demokratie und Redefreiheit, für die unsere beiden Nationen in Friedens- wie Kriegszeiten immer eingestanden sind«. Dies solle erreicht werden durch Seminare, Politikprogramme, Konferenzen und Initiativen zum Thema Leadership Development, die Publikation des halbjährlich erscheinenden Journals *The Arcadian Review* und die Finanzierung von jährlich zehn Arcadia-Forschungsstipendien für Doktoranden in Bereichen, die »kulturell, politisch und strategisch sowohl für Großbritannien als auch die Vereinigten Staaten von Amerika von Bedeutung« sind. Die Arcadia Institution unterhielt Büros in Washington und am St James's Square in London. Die Namen der Kuratoriumsmitglieder – Vorstandvorsitzende von Konzernen, Universitätsprofessoren, ehemalige Botschafter – lasen sich wie eine Gästeliste für die ödeste Abendveranstaltung, die man sich in diesem Leben antun konnte.

Paul Emmett war der erste Präsident und Geschäftsführer des Instituts gewesen. Die Website fasste sein Leben praktischerweise in einem Absatz zusammen: geboren 1949

in Chicago; Absolvent der Yale University und des St John's College in Cambridge (Rhodes-Stipendiat); Dozent für internationale Angelegenheiten an der Harvard University, 1975-1979, im Anschluss Howard-T.-Polk-IQ-Professur für Auswärtige Beziehungen, 1979-1991; danach Gründer und Leiter der Arcadia Institution; Präsident emeritus seit 2007; Veröffentlichungen: *Die besondere Beziehung: GB & USA 1940-1956*; *Das Rätsel des Wandels*; *Alte Imperien, neue Rollen: Einige Aspekte der englisch-amerikanischen Beziehungen seit 1956*; *Die Ketten des Prometheus: Zwänge der Außenpolitik im Atomzeitalter*; *Generation des Triumphes: Amerika, England und die Neue Weltordnung*; *Warum wir im Irak sind*. Im *Time Magazine* fand ich ein Porträt, in dem seine Hobbys erwähnt wurden: Squash, Golf und die Opern von Gilbert und Sullivan. »Zum Abschluss ihrer berühmten Abendgesellschaften in der wohlhabenden Harvard-Schlafstadt Belmont, MA, forderten Emmett und seine Frau Nancy Cline, eine Militärexpertin aus Houston, Texas, ihre Gäste regelmäßig auf, eine Kostprobe aus der Feder ihres Lieblingskomponisten zum Besten zu geben.«

Ich arbeitete mich durch das erste der von Google versprochenen 37 000 Ergebnisse über Emmett und Arcadia:

Runder Tisch zum Thema Nahostpolitik – Arcadia Institution

Die Errichtung der Demokratie in Syrien und Iran ... **Paul Emmett** gibt in der Eröffnungsrede seiner Überzeugung Ausdruck, dass ...

www.arcadiainstitution.org/site/roundtable/A56FL%2004.htm - 35k – Im Cache – Ähnliche Seiten

Arcadia Institution – Wikipedia

Die Arcadia Institution ist eine 1991 gegründete anglo-ameri-

kanische Non-Profit-Organisation, die unter der Leitung von Professor **Paul Emmett** ...

[en.wikipedia.org/wiki/Arcadia Institution](http://en.wikipedia.org/wiki/Arcadia_Institution) – 35k – Im Cache – Ähnliche Seiten

Arcadia Institution/Arcadia Strategieguppe – SourceWatch

Die **Arcadia Institution** beschreibt sich selbst als einen unterschiedenen Förderer...

Professor **Paul Emmett**, ein Experte für anglo-amerikanische Beziehungen ...

[www.sourcewatch.org/index.php? titlesArcadia Institution](http://www.sourcewatch.org/index.php?titlesArcadia+Institution) – 39k-

USATODAY.com – Fünf Fragen an **Paul Emmett**

Paul Emmett, ehemaliger Professor für Auswärtige Beziehungen an der Harvard University, ist inzwischen Leiter der einflussreichen **Arcadia Institution** ...

www.usatoday.com/world/2002-08-07/questions-x.htm?tab1.htm-35k-

Als mich der immer gleiche Kram über Seminare und Sommerkonferenzen zu langweilen begann, änderte ich meine Suchanfrage zu »Arcadia Institution« »Adam Lang« und bekam einen Artikel von der Website des *Guardian* über Arcadias Geburtstagsempfang, bei dem der Premierminister anwesend gewesen war. Ich klickte auf »Bilder« und erhielt ein Mosaik aus bizarren Treffern: eine Katze, zwei Akrobalten in Turntrikots, eine Karikatur von Lang, wie er in eine Papiertüte bläst, mit der Unterschrift »Gleich wird's peinlich!«. Das ist meiner Erfahrung nach das Problem mit der Recherche im Internet. Das Verhältnis zwischen Nützlichem und Ausschuss verschlechtert sich rasend schnell, und plötz-

lich kommt man sich vor wie einer, dem etwas in die Sofaritze gerutscht ist und der bei der Suche danach Hände voller Münzen, Knöpfe, Fusseln und angenuckelter Bonbons zutage fördert. Wichtig ist, dass man die richtigen Fragen stellt, und irgendwie spürte ich, dass ich die falschen stellte.

Ich machte eine Pause und rieb mir die Augen. Ich bestellte noch einen Kaffee und noch einen Bagel und schaute mir die anderen Gäste an. Dafür, dass Mittag war, waren nur wenig Besucher da: ein alter Mann mit seiner Zeitung; ein Paar in den Zwanzigern, Händchen haltend; zwei Mütter oder, was wahrscheinlicher war, Kindermädchen, die miteinander tratschten, während die drei Kleinen unbeachtet unter dem Tisch spielten; zwei junge Burschen mit Bürstenhaarschnitt, möglicherweise in der Army oder bei irgendeinem Notdienst (*ganz* in der Nähe hatte ich eine Feuerwache gesehen). Die beiden saßen an der Theke, hatten mir den Rücken zugewandt und waren anscheinend in ein ernstes Gespräch vertieft.

Ich kehrte zur Website der Arcadia Institution zurück und klickte auf den Button, hinter dem sich die Kuratoriumsmitglieder versteckten. Und da tauchten sie alle auf, wie Geister, die man aus den unermesslichen transatlantischen Tiefen wieder nach oben zitiert hatte: Steven D. Engler, ehemaliger amerikanischer Verteidigungsminister; Lord Leghorn, ehemaliger britischer Außenminister; Sir David Moberly (Grand Cross of St Michael and St George und Knight Commander of the Royal Victorian Order), der tausendjährige ehemalige britische Botschafter in Washington; Raymond T. Streicher, ehemaliger amerikanischer Botschafter in London; Arthur Prussia, Präsident und Vorstandsvorsitzender der Hallington Group; Professor Mel Crawford von der John F. Kennedy School of Govern-

ment; Dame Unity Chambers von der Strategie Studies Foundation; Max Hardaker von Godolphin Securities; Stephanie Cox Morland, leitende Geschäftsführerin bei Manhattan Equity Holdings; Sir Milius Rapp von der London School of Economics; Mars Iremonger von Cordesman Industrials und Franklin R. Dollerman, Seniorpartner von McCosh & Partners.

Ich machte mich an die mühselige Arbeit, jeden einzelnen Namen zusammen mit dem von Lang in die Suchmaschine einzugeben. Engler hatte in einem Gastkommentar für die *New York Times* Langs unerschütterlichen Mut gepriesen. Leghorn hatte in einer dramatischen Rede im Oberhaus den Premierminister einen »aufrichtigen Mann« genannt. Moberly hatte einen Herzschlag erlitten und gar nichts gesagt. Streicher hatte sich lobend zu Wort gemeldet, als Lang nach Washington geflogen war, um die Presidential Medal of Freedom in Empfang zu nehmen. Mit jedem weiteren Klick wurde ich genervter, bis ich schließlich Arthur Prussia eintippte. Auf dem Schirm erschien eine Pressemitteilung, die ein Jahr alt war:

LONDON – Die Hallington Group gibt bekannt, dass sie Adam Lang, ehemaliger Premierminister von Großbritannien, als strategischen Berater gewinnen konnte.

Lang wird dem Unternehmen nicht mit seiner ganzen Zeit zur Verfügung stehen, sondern den leitenden Mitarbeitern unseres Unternehmens bei Investitionen weltweit beratend zur Seite stehen.

Arthur Prussia, Hailingtons Präsident und Vorstandsvorsitzender, erklärte: »Adam Lang ist einer der angesehensten und erfahrensten Staatsmänner der Welt. Es ist eine Ehre für uns, an seinem Erfahrungsschatz teilhaben zu können.«

Adam Lang erklärte: »Ich freue mich auf die Herausforderung, mit einem weltumspannenden Unternehmen wie der Hallington Group zusammenzuarbeiten, deren Integrität und Einsatz für die Demokratie beispielhaft sind.«

Ich hatte noch nie von dieser Hallington Group gehört, also schaute ich nach. Sechshundert Angestellte; vierundzwanzig Niederlassungen weltweit; nur vierhundert Investoren, hauptsächlich Saudis, und verfügbares Kapital in Höhe von *fünfunddreißig Milliarden Dollar*. Das Portfolio an Unternehmen, das die Gruppe kontrollierte, sah aus wie von Darth Vader zusammengekauft. Hailingtons Tochterunternehmen produzierten Splitterbomben, mobile Haubitzen, Abfangraketen, Panzerabwehrhubschrauber, Schwenkflügelbomber, Panzer, Atomzentrifugen, Flugzeugträger. Hallington besaß eine Sicherheitsfirma für im Nahen Osten tätige Unternehmen, eine andere, die Überwachungsoperationen und Datenüberprüfungen innerhalb der USA und weltweit durchführte, und ein Bauunternehmen, das auf Militärbunker sowie Start- und Landebahnen spezialisiert war. Zwei Mitglieder in Hallingtons Vorstandsetage waren ehemalige Abteilungsdirektoren der CIA

Ich weiß, dass das Internet der Traum eines jeden Paranoikers ist, da es alles in einen Topf schmeißt – Lee Harvey Oswald, Prinzessin Diana, Opus Dei, El Kaida, Israel, M16, Kornkreise – und dann mit hübschen blauen Schleifchen aus Hyperlinks drum herum zu einem pompösen Verschwörungspaket zusammenschnürt. Aber ich weiß auch um die Weisheit des alten Spruchs, dass ein Paranoiker nur ein Mensch ist, der sich im Besitz aller verfügbaren Tatsachen befindet. Als ich schließlich »Arcadia Institution« »Hallington Group« »CIA« eintippte, hatte ich es im Ge-

fühl, dass aus dem Datennebel gleich die Umriss eines Geisterschiffes auftauchen würden.

[washingtonpost.com: Verbindung von Hallington-Jet und CIA-»Folterflügen«](#)

Das Unternehmen bestreitet jede Kenntnis des CIA-Programms der »außerordentlichen Überstellungen« ... Kuratoriumsmitglied der renommierten **Arcadia Institution** hat...

www.washingtonpost.com/ac2/wp-dvn/A27842-2007DEC26language= - Im Cache - Ähnliche Seiten

Ich klickte auf die Geschichte und scrollte nach unten bis zu dem entscheidenden Absatz:

Am 18. Februar wurde die Gulfstream IV der Hallington Group – ohne Firmenlogo am Rumpf – auf dem Militärstützpunkt im polnischen Stare Kiejkuty, wo die CIA ein Geheimgefängnis unterhalten haben soll, heimlich fotografiert.

Zwei Tage zuvor waren in Peschawar, Pakistan, angeblich vier britische Staatsbürger – Nasir Ashraf, Shakeel Qazi, Salim Khan und Faruk Ahmed – von CIA-Agenten gekidnappt worden. Nasir Ashraf soll nach einem Verhör, bei dem das sogenannte »Waterboarding« angewandt wurde, an einem Herzversagen gestorben sein.

Zwischen Februar und Juli des gleichen Jahres flog der Jet einundfünfzig Einsätze nach Guantánamo, zweiundachtzig zum Washington Dulles International Airport sowie weitere zur Andrews Air Force Base vor den Toren der Hauptstadt und zu den amerikanischen Luftwaffenstützpunkten Ramstein und Rhein-Main in Deutschland.

Das Bordbuch des Flugzeugs verzeichnet außerdem Flüge nach Afghanistan, Marokko, Dubai, Jordanien, Italien, in die Schweiz, nach Aserbeidschan und in die Tschechische Republik.

Das Hallington-Logo war auf Fotografien sichtbar, die während einer Flugschau am 23. August in Schenectady, NY, aufgenommen wurden, acht Tage nachdem die Gulfstream von einem Flug rund um die Welt – mit Zwischenstopps unter anderem in Anchorage, Osaka (Japan), Dubai und Shannon – wieder nach Washington zurückgekehrt war.

Das Logo war nicht sichtbar, als die Gulfstream während einer Zwischenlandung zum Auftanken am 27. September in Shannon fotografiert wurde. Als das Flugzeug im Februar dieses Jahres auf dem Denver Centennial Airport aufgenommen wurde, zierte den Rumpf nicht nur das Hallington-Logo, sondern auch eine neue Registrierungsnummer.

Ein Sprecher von Hallington bestätigte, dass die Gulfstream ohne Unterbrechung an verschiedene Kunden vermietet gewesen sei, dass man aber nichts darüber wisse, zu welchem Zweck das Flugzeug eingesetzt worden sei.

Waterboarding? Ich hatte noch nie davon gehört. Klang jedenfalls harmlos, nach irgendeinem typisch amerikanischen Sport, einer Kreuzung zwischen Windsurfen und Rafting. Ich machte mich im Internet schlau.

Beim Waterboarding wird der Gefangene auf einer abgesschrägten Fläche so festgeschnallt, dass die Füße oben liegen und der Kopf unten liegt. Jegliche Bewegung ist unmöglich. Das Gesicht des Gefangenen wird mit Stoff oder Zellophan abgedeckt, worüber der Verhörende kontinuierlich Wasser schüttet. Dabei kann zwar auch etwas Wasser in die Lungen des Gefangenen eindringen, doch es ist die psychologische Wahrnehmung, sich unter Wasser zu befinden, die Waterboarding so effektiv macht. Der Würgereflex wird angeregt, der Gefangene hat buchstäblich das Gefühl, zu ertrinken, und fleht fast sofort darum, losgemacht

zu werden. CIA-Beamte, die sich als Teil ihrer Ausbildung der Waterboarding-Prozedur unterzogen, haben im Durchschnitt vierzehn Sekunden durchgehalten, bevor sie aufgaben. Der zäheste El-Kaida-Gefangene und mutmaßliche »9/11-Drahtzieher« Khalid Sheik Mohammed nötigte seinen Befragern von der CIA Bewunderung ab, weil er zweieinhalb Minuten durchhielt, bevor er aufgab und zum Geständnis bereit war.

Waterboarding kann große Schmerzen und Verletzungen in der Lunge, Gehirnschäden wegen Sauerstoffmangels, Knochenbrüche und Luxationen wegen des Kampfes gegen die Fesseln und langfristige psychische Traumata verursachen. 1947 wurde ein japanischer Soldat zu fünfzehn Jahren Zwangsarbeit wegen Verübung eines Kriegsverbrechens verurteilt, weil er einen US-Bürger dem Waterboarding unterzogen hatte. Laut Recherchen von ABC News ist die CIA seit Mitte März 2002 autorisiert, Waterboarding anzuwenden, und rekrutierte daraufhin ein vierzehnköpfiges Team, das in dieser Technik ausgebildet war.

Eine Illustration aus dem Kambodscha Pol Pots zeigte einen Mann, der, an Handgelenken und Fußknöcheln gefesselt, auf dem Rücken mit dem Kopf nach unten auf einer schrägen Tischplatte lag. Der Kopf steckte in einem Sack. Ein Mann schüttete aus einer Kanne Wasser über das Gesicht. Eine andere Fotografie zeigte einen gefangenen Vietcong, der von drei GIs auf den Boden gedrückt und mit Wasser aus einer Feldflasche einer ähnlichen Prozedur unterzogen wurde. Der Soldat, der das Wasser über das Gesicht rinnen ließ, grinste. Der Mann, der auf der Brust des Gefangenen kniete, hielt lässig eine Zigarette zwischen Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand.

Ich lehnte mich auf meinem Stuhl zurück und dachte an verschiedene Dinge. Vor allem dachte ich an Emmetts Be-

merkung über McAras Tod – dass der Tod durch Ertrinken nicht schmerzlos, sondern quälend sei. Vorhin hatte ich das für eine aus dem Mund eines Professors ziemlich merkwürdige Aussage gehalten. Ich dehnte meine Finger wie ein Konzertpianist, der den besonders schwierigen Schlusssatz in Angriff nehmen wollte. Dann tippte ich »Paul Emmett« »CIA« in die Suchmaschine ein.

Sofort füllte sich der Schirm mit Ergebnissen, die auf den ersten Blick allesamt Ausschuss waren: von Emmett verfasste Zeitungsartikel und Buchbesprechungen, in denen die CIA erwähnt wurde; Artikel anderer Autoren über die CIA, die Verweise auf Emmett enthielten; Artikel über die Arcadia Institution, in denen die Worte »CIA« und »Emmett« auftauchten. Ich hatte schon zwischen dreißig und vierzig Links überflogen, als ich schließlich auf einen Artikel stieß, der vielversprechend klang.

Die CIA und die Welt der Akademiker

»Die Central Intelligence Agency bedient sich mittlerweile mehrerer Hundert amerikanischer Akademiker... Paul Emmett...

www.spooks-on-campus.org/Church/listK1897a/html-11k-

Die Web-Seite trug den Titel »Wen hat Frank damit gemeint???« und begann mit einem Zitat aus dem 1976 veröffentlichten Bericht des von Senator Frank Church geleiteten CIA-Sonderausschusses:

Die Central Intelligence Agency bedient sich mittlerweile mehrerer Hundert amerikanischer Akademiker (unter »Akademiker« fallen auch Angestellte der Universitätsverwaltung, Fakultätsangehörige und in der Lehre tätige Doktoranden), die außer Hinweise zu liefern und, wenn nötig, zu nachrichtendienstlichen

Zwecken Personen anzuwerben, gelegentlich Bücher und andere Schriften verfassen, die zur Propaganda im Ausland geeignet sind. Darüber hinaus bedient sie sich etwa sechzig, siebzig Personen, die unwissentlich geringfügigere Aufgaben erfüllen.

Darunter befand sich in einer Hyperlink-Liste von etwa zwanzig Namen auch der von Emmett. Als ich den Namen anklickte und anfang zu lesen, hatte ich das Gefühl, als stürzte ich durch eine Falltür.

Laut Frank Molinari, einem Informanten aus der CIA, stieß Yale-Absolvent Paul Emmett entweder 1969 oder 1970 zur CIA. Er wurde innerhalb des für Undercover-Aktivitäten und Spionageabwehr zuständigen Directorate of Operations der für das Ausland zuständigen Foreign Resources Division zugeteilt. (Quelle: Inside the Agency, Amsterdam, 1977)

»O nein«, sagte ich leise. »Nein, nein. Das kann einfach nicht stimmen.«

Ich hatte bestimmt schon eine volle Minute auf den Bildschirm gestarrt, als mich plötzlich der Krach von zerbrechendem Geschirr aus meinen Tagträumen riss. Eines der auf dem Boden spielenden Kleinkinder hatte den Tisch umgeworfen. Während die Kellnerin mit Schaufel und Besen herbeieilte und die Kindermädchen (oder Mütter) ihre Schützlinge zur Ordnung riefen, fiel mir auf, dass die beiden kurz geschorenen Männer an der Theke von dem kleinen Drama keinerlei Notiz nahmen: Sie starrten mich an. Einer hielt sich ein Handy ans Ohr.

Ziemlich gelassen – hoffentlich gelassener, als ich mich fühlte – schaltete ich den Computer aus und trank einen letzten Schluck Kaffee. Er war eiskalt. Dann nahm ich mei-

nen Koffer und legte einen Zwanzigdollarschein auf den Tisch. Sollte mir etwas zustoßen, dachte ich, dann würde sich die gestresste Kellnerin sicherlich an den einzelnen Engländer erinnern, der sich an den am weitesten vom Fenster entfernten Tisch gesetzt und ein lächerlich hohes Trinkgeld zurückgelassen hatte. Was mir das allerdings hätte nutzen sollen, weiß ich auch nicht, aber ich hielt dies damals für eine kluge Idee. Ich schaute demonstrativ geradeaus, als ich an dem Kurzhaarpärchen vorbeiging.

Als ich im grauen kalten Licht draußen auf dem Bürgersteig stand und das Starbucks mit der grünen Markise ein paar Türen weiter, den langsam vorbeigleitenden Verkehr («Baby an Bord: Bitte nehmen Sie Rücksicht!») und die älteren Fußgänger mit den Pelzkappen und Handschuhen sah, da hätte ich mir eine Sekunde lang vorstellen können, dass ich in der vergangenen Stunde vielleicht irgendein selbst gestricktes virtuelles Reality Game gespielt hatte. Doch dann ging die Tür des Cafés auf, und die beiden Männer kamen heraus. Ich marschierte schnell zu meinem Wagen, stieg ein und verriegelte die Türen. Als ich in Rück- und Seitenspiegel schaute, war von meinem Thekenduo nichts mehr zu sehen.

Eine Zeit lang bewegte ich mich nicht. Ich fühlte mich sicherer, wenn ich einfach nur dasaß. Ich fantasierte vor mich hin, dass ich vielleicht, wenn ich mich nur lange genug nicht vom Fleck rührte, durch einen osmotischen Prozess vom friedlichen, wohlhabenden Leben Belmonts aufgesaugt werden könnte. Ich könnte tun, was auch dieses Pensionärsvölkchen hier tat – eine Partie Bridge spielen oder mir die Nachmittagsvorstellung im Kino ansehen oder in die Stadtbücherei gehen, um die Zeitung zu lesen und den Kopf darüber zu schütteln, dass jetzt, da meine Gene-

ration aus verhätschelten Grünschnäbeln das Sagen hatte, die ganze Welt zum Teufel ging. Ich beobachtete, wie frisch frisierte Damen aus dem Friseursalon kamen und vorsichtig ihr Haar betasteten. Das Händchen haltende Pärchen aus dem Internetcafé stand vor dem Schaufenster des Juweliers und begutachtete Eheringe.

Und was tat ich? Ich badete mich in Selbstmitleid. Ich war so abgetrennt von dieser Normalität, als säße ich im Inneren einer Glasblase.

Ich zog wieder die Fotos aus dem Umschlag und blätterte sie durch bis zu dem Bild, das Lang und Emmett zusammen auf der Bühne zeigte. Ein zukünftiger Premierminister und ein mutmaßlicher CIA-Agent, in Handschuhen, mit Hüten auf dem Kopf, hopsen in einer komischen Revue herum. Das Ganze kam mir nicht so sehr unwahrscheinlich als vielmehr grotesk vor. Aber den Beweis hielt ich hier in der Hand. Ich drehte das Foto um und betrachtete nachdenklich die hingekritzelte Nummer. Je länger ich sie betrachtete, desto klarer wurde mir, dass ich nur eine einzige Wahl hatte. Es half nichts, ich musste den Spuren McAras weiter folgen.

Ich wartete, bis das junge Liebespaar im Juwelierladen verschwunden war, dann zückte ich mein Handy. Ich scrollte durch das Telefonverzeichnis, bis ich die Nummer gefunden hatte, dann rief ich Richard Rycart an.

VIERZEHN

»Die Hälfte der Arbeit eines Ghostwriters besteht darin, etwas über andere Menschen herauszufinden.«

»GHOSTWRITER«

Diesmal meldete Rycart sich schon nach wenigen Sekunden.

»Na also«, sagte er in seinem honigsüßen, einschmeichelnden Singsang. »Wer immer Sie sind, irgendwie hatte ich das Gefühl, dass Sie zurückrufen würden. Es gibt nicht viele Leute, die diese Nummer kennen.« Erwartete darauf, dass ich antwortete. Im Hintergrund konnte ich eine männliche Stimme vernehmen. Es hörte sich an, als hielte jemand eine Rede. »Nun? Legen Sie diesmal nicht wieder auf?«

»Nein«, sagte ich.

Er wartete wieder, aber ich wusste nicht, wie ich anfangen sollte. Ich dachte an Lang. Ich verstieß gegen jede Regel des Ghostwriter-Gewerbes. Ich brach das Geheimhaltungsabkommen mit Rhinehart Inc. Ich beging beruflichen Selbstmord.

»Ich habe mehrmals versucht, Sie zurückzurufen«, fuhr er fort. Die Andeutung eines Tadels lag in seiner Stimme.

Das junge Liebespaar hatte den Juwelierladen auf der anderen Straßenseite verlassen und schlenderte auf mich zu.

»Ich weiß«, sagte ich schließlich. »Tut mir leid. Ich bin zufällig auf die Nummer gestoßen, jemand hat sie irgendwohin gekritzelt. Ich wusste nicht, dass es Ihre ist. Ich hab die Nummer ins Blaue hinein gewählt. Es erschien mir nicht korrekt, mit Ihnen zu reden.«

»Warum?«

Das Pärchen ging an mir vorbei. Ich schaute im Rückspiegel hinter ihnen her. In der Gesäßtasche des einen steckte die Hand des anderen. Wie Taschendiebe beim Blind Date.

Ich tat den entscheidenden Schritt.

»Ich arbeite für Adam Lang. Mein ...«

»Sagen Sie mir nicht Ihren Namen«, unterbrach er mich sofort. »Nennen Sie überhaupt keine Namen. Keine konkreten Angaben, über nichts. Woher haben Sie meine Nummer?«

Seine bohrende Hartnäckigkeit zerrte an meinen Nerven.

»Sie stand auf der Rückseite eines Fotos.«

»Was für ein Foto?«

»Aus den Studententagen meines Auftraggebers. Mein Vorgänger hatte es.«

»Ach.« Jetzt brauchte Rycart eine Pause. Im Hintergrund hörte ich Klatschen.

»Das scheint Sie zu überraschen«, sagte ich.

»Nun ja, es passt zu einigen Dingen, die er mir erzählt hat.«

»Ich habe mit einer der Personen, die auf den Fotos abgebildet sind, gesprochen. Ich dachte, Sie könnten mir vielleicht weiterhelfen.«

»Warum reden Sie nicht einfach mit Ihrem Auftraggeber?«

»Er ist nicht da.«

»Natürlich nicht. Und wo sind Sie? Ohne konkret zu werden?«

»In Neuengland.«

»Können Sie sofort in die Stadt kommen, in der ich gerade bin? Ich nehme an, Sie wissen, wo ich bin? Wo ich arbeite?«

»Glaube schon«, antwortete ich unsicher. »Ich habe einen Wagen, ich könnte hinfahren.«

»Nein«, sagte er. »Nicht mit dem Wagen. Fliegen ist sicherer als Fahren.«

»Behaupten zumindest die Fluglinien.«

»Hören Sie mir gut zu, mein Freund«, flüsterte Rycart scharf. »An Ihrer Stelle würde ich mir Witzeleien verkneifen. Fahren Sie jetzt zum nächsten Flughafen. Nehmen Sie die nächste Maschine. Schicken Sie mir eine SMS mit der Flugnummer, sonst nichts. Es wird Sie jemand abholen.«

»Wie erkennt er mich?«

»Überhaupt nicht. Sie müssen *ihn* erkennen.«

Wieder hörte ich im Hintergrund aufbrandenden Beifall. Ich wollte gerade einen weiteren Einwand vorbringen, aber er hatte schon aufgelegt.

*

Ich verließ Belmont ohne eine klare Vorstellung, welche Straße ich nehmen sollte. Neurotisch schaute ich alle paar Sekunden in den Rückspiegel, aber falls mir jemand folgte, so fiel es mir nicht auf. Immer wieder schlossen Autos zu mir auf, aber keines blieb länger als ein paar Minuten hinter mir. Ich folgte den Wegweisern nach Boston, über-

querte schließlich einen großen Fluss, fuhr auf den Interstate Highway und dann in Richtung Osten.

Obwohl es noch nicht einmal drei Uhr nachmittags war, wurde es schon dunkel. Zu meiner Linken hoben sich in der Ferne die golden leuchtenden Bürotürme der Innenstadt gegen den aufgedunsenen Himmel über dem Atlantik ab, während direkt vor mir die Positionslichter der landenden Jets wie Sternschnuppen dem Logan International Airport entgegenschwebten. Ich behielt mein ruhiges, vorsichtiges Tempo auf den nächsten paar Meilen bei. Der Logan International Airport befindet sich mitten im Hafen von Boston, und man erreicht den Flughafen von Süden durch einen scheinbar endlosen Tunnel. Als die abfallende Straße unter der Erde verschwand, fragte ich mich, ob ich diese Geschichte wirklich bis zum Ende durchziehen wollte. Wie unentschieden ich war, kann man daran ermessen, dass ich mich immer noch nicht entschieden hatte, als ich eine knappe Meile später wieder in den inzwischen um noch einen Hauch trüberen Nachmittag eintauchte.

Ich folgte den Wegweisern zum Langzeitparkplatz und setzte gerade rückwärts in eine Parkbucht, als mein Telefon klingelte. Die Nummer des Anrufers sagte mir nichts. Fast wäre ich nicht rangegangen. Als ich auf den Knopf drückte, herrschte mich eine Stimme an: »Was zum Henker machst du?«

Es war Ruth Lang. Sie pflegte den Dünkel, ein Gespräch zu eröffnen, ohne sich vorher mit Namen zu melden: ein Mangel an Benehmen, den sich ihr Mann, dessen bin ich mir sicher, nie hätte zuschulden kommen lassen, nicht einmal als Premierminister.

»Arbeiten«, sagte ich.

»Wirklich? Du bist nicht im Hotel.«

»Bin ich nicht?«

»Ja oder nein? Die sagen, du hättest nicht mal wieder eingeecheckt.«

Ich suchte krampfhaft nach einer passenden Lüge und verfiel auf etwas, was zumindest teilweise stimmte: »Ich hab mich kurzfristig entschlossen, nach New York zu fahren.«

»Warum?«

»Ich muss mit John Maddox über die Struktur des Buches reden, angesichts der ...« – ein taktvoller Euphemismus war jetzt vonnöten – »... angesichts der veränderten Umstände.«

»Ich hab mir Sorgen um dich gemacht«, sagte sie. »Schon den ganzen Tag marschiere ich den Scheißstrand hoch und runter und denke über das nach, worüber wir gestern Abend gesprochen haben ...«

Ich fiel ihr ins Wort. »Wir sollten darüber lieber nicht am Telefon sprechen.«

»Keine Angst, ich bin ja nicht völlig verblödet. Es ist bloß so, je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr Sorgen mache ich mir.«

»Wo ist Adam?«

»Soviel ich weiß, immer noch in Washington. Er versucht ständig, mich zu erreichen, und ich geh ständig nicht ran. Wann kommst du zurück?«

»Kann ich noch nicht sagen.«

»Bis Abend?«

»Ich versuch's.«

»Wär schön.« Sie senkte die Stimme: Ich stellte mir vor, dass ganz in der Nähe ein Leibwächter stand. »Dep hat heute ihren freien Abend. Ich koche.«

»Als Leistungsansporn?«

»Du ungehobelter Schnösel«, sagte sie und lachte. Wie

sie das Gespräch begonnen hatte, plötzlich und grußlos, so beendete sie es auch.

Ich tippte mit dem Handy gegen meine Zähne. Die Aussicht auf einen vertraulichen Plausch am Kamin, möglicherweise abgerundet von einer weiteren Runde in ihren Armen, war nicht ohne Reiz. Ich konnte Rycart anrufen und sagen, dass ich es mir anders überlegt hätte. Unschlüssig nahm ich meinen Koffer aus dem Wagen und rollte ihn um die Pfüßen herum zu dem wartenden Bus. Als ich auf meinem Platz saß, stellte ich den Koffer ganz dicht neben mein Bein und studierte die Flughafenkarte. Dabei ergab sich noch eine weitere Option: nämlich die zwischen Terminal B, dem Flug nach New York zu Rycart, und Terminal E, wo die Auslandsflüge starteten und ich den Nachtflug nach London nehmen konnte. Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. Meinen Pass hatte ich dabei, mehr brauchte ich nicht. Ich konnte einfach abhauen.

B oder E? Ich zog beide Möglichkeiten ernsthaft in Betracht. Ich kam mir wie vor eine Laborratte in einem Labyrinth, die sich permanent vor zwei Alternativen gestellt sah und permanent die falsche wählte.

Die Bustüren öffneten sich mit einem riefen Seufzer.

Ich stieg bei B aus, kaufte mir ein Ticket, schickte eine SMS an Rycart und nahm den US Airways Shuttle nach La Guardia.

*

Aus irgendeinem Grund verzögerte sich der Abflug. Wir waren pünktlich auf die Rollbahn gerollt, hatten aber kurz vor der Startbahn angehalten und höflich den hinter uns wartenden Maschinen den Vortritt gelassen. Es fing an zu

regnen. Ich schaute durch mein Fenster auf das flach auf den Boden gedrückte Gras und das Meer und den Himmel, die wie zusammengeschweißte Platten aussahen. Klare Wasseradern bewegten sich in Schlangenlinien über die Scheibe. Bei jedem Start eines anderen Flugzeugs zitterte die dünne Kabinenhaut, die Adern zerrissen und suchten sich neue Wege. Der Pilot entschuldigte sich per Lautsprecher für die Verzögerung. Es gebe, sagte er, irgendein Problem mit der Sicherheitsüberprüfung. Das Ministerium für Heimatschutz habe gerade die Bedrohungsstufe von Gelb (erhöht) auf Orange (hoch) geschraubt, er bedanke sich für unsere Geduld. Die Unruhe unter den Geschäftsleuten um mich herum nahm zu. Der Mann, der neben mir saß, schaute mich über den Rand seiner rosafarbenen Zeitung hinweg an und schüttelte den Kopf.

»Es wird immer schlimmer«, sagte er.

Er faltete die *Financial Times* zusammen, legte sie auf seinen Laptop und schloss die Augen. Die Schlagzeile lautete »USA stützt Lang«. Und wieder das Grinsen. Ruth hatte recht gehabt. Er hätte nicht grinsen dürfen. Es war um die Welt gegangen.

Mein kleiner Koffer war im Gepäckfach über mir verstaut, meine Füße ruhten auf der Schultertasche, die vor meinem Sitz stand. Alles war in Ordnung. Trotzdem konnte ich mich nicht entspannen. Ich fühlte mich schuldig, obwohl ich nichts Falsches getan hatte. Irgendwie rechnete ich damit, dass FBI-Männer das Flugzeug stürmen und mich verschleppen würden. Nach etwa einer Dreiviertelstunde fingen die Motoren plötzlich wieder an zu dröhnen, und der Pilot beendete die Funkstille mit der Durchsage, dass wir nun endlich die Starterlaubnis erhalten hätten. »Und nochmals vielen Dank für Ihr Verständnis.«

Wir rollten schwerfällig über die Startbahn, hoben ab und tauchten in die Wolken ein. Ich war so erschöpft, dass ich kurz darauf schon eingeschlafen war. Plötzlich schreckte ich wieder hoch, aber es war nur die Stewardess, die sich über mich beugte und überprüfte, ob ich angeschnallt war. Ich hatte geglaubt, dass ich nur für wenige Sekunden eingeknickt war, aber der Druck in den Ohren sagte mir, dass wir schon im Landeanflug auf La Guardia waren. Als wir aufsetzten, schaute ich auf die Uhr: Es war genau 18.06 Uhr. Um zwanzig nach sechs machte ich einen weiten Bogen um die ungeduldig am Gepäckkarussell wartenden Menschen und ging hinaus in die Ankunftshalle.

Es herrschte reger Betrieb, die Menschen hatten es eilig, in die Innenstadt oder nach Hause zum Abendessen zu kommen. Ich ließ meinen Blick über die verwirrende Menge an Gesichtern schweifen und fragte mich, ob Rycart selbst auftauchen würde, um mich abzuholen. Ich sah niemanden, der mir bekannt vorkam. Die übliche Phalanx schwermütig dreinblickender Fahrer wartete mit Namensschildern vor der Brust auf ihre Kundschaft. Sie schauten stur geradeaus und vermieden jeden Augenkontakt, so wie Verdächtige bei einer polizeilichen Gegenüberstellung. Und ich schritt wie ein ängstlicher Augenzeuge die Front ab, schaute jedem genau ins Gesicht, weil ich keinen Fehler machen wollte. Rycart hatte angedeutet, dass ich die richtige Person schon erkennen würde, wenn ich sie sah. Als ich sie dann sah, wäre mir fast das Herz stehen geblieben. Der Mann stand etwas abseits von den anderen – blasses Gesicht, dunkles Haar, groß, kräftig gebaut, Anfang fünfzig, schlecht sitzender Anzug von der Stange – und hielt eine kleine Schultafel in der Hand, auf der mit Kreide »Mike McAra« geschrieben stand. Sogar seine Augen sahen

so aus, wie ich mir McAras Augen vorgestellt hatte: listig und farblos.

Er kaute Kaugummi. Er nickte zu meinem Koffer. »Sie kommen klar damit.« Das war eine Feststellung, keine Frage, aber es war mir egal. Noch nie in meinem Leben hatte ich mich so gefreut, den New Yorker Akzent zu hören. Er drehte sich auf dem Absatz um, und ich folgte ihm quer durch die Halle hinaus in den Höllenlärm der Nacht: schrilles Kreischen, Pfeifen, knallende Autotüren, der atavistische Kampf um ein Taxi, Sirenen in der Ferne.

Er holte seinen Wagen, kurbelte das Fenster herunter und winkte ungeduldig, damit ich schnell einstieg. Während ich hastig meinen Koffer auf dem Rücksitz verstaute, hielt er mit beiden Händen das Lenkrad umklammert und starrte stur geradeaus, um erst gar keine Konversation aufkommen zu lassen. Nicht dass viel Zeit zum Reden gewesen wäre. Wir hatten kaum das Flughafengelände verlassen, als wir auch schon vor einem großen glasverkleideten Hotel- und Kongresszentrum mit Blick auf den Grand Central Parkway wieder anhielten. Ächzend wandte er seinen massigen Körper zu mir um und schaute mich an. Das Wagen stank nach seinem Schweiß. Als ich draußen im Nieselregen den trostlosen, anonymen Kasten sah, packte mich eine Sekunde lang der pure existenzielle Horror: Was um Himmels willen machte ich nur?

»Wenn Sie mit uns in Kontakt treten wollen, benutzen Sie das hier«, sagte er und gab mir ein neues Mobiltelefon, das noch in seiner Originalverpackung steckte. »Da ist ein Chip drin, mit dem Sie für zwanzig Dollar telefonieren können. Benutzen Sie nicht Ihr altes Handy. Schalten Sie es einfach aus, das ist das Sicherste. Das Zimmer zahlen Sie

im Voraus, bar. Haben Sie genug Bargeld eingesteckt? Kostet um die dreihundert Dollar.«

Ich nickte.

»Sie bleiben eine Nacht. Das Zimmer ist reserviert.« Er zog seine dicke Brieftasche aus der Gesäßtasche. »Als Sicherheit für irgendwelche Extras benutzen Sie diese Kreditkarte hier. Auf den Namen ist auch Ihr Zimmer bestellt. Als Ihre Heimatadresse geben Sie irgendeine in England an, nur nicht Ihre eigene. Und wenn Sie wirklich irgendwelche Extras begleichen müssen, dann zahlen Sie auf jeden Fall bar. Hier ist die Telefonnummer, mit der Sie von jetzt an mit uns in Kontakt treten können.«

»Sie sind früher Polizist gewesen, oder?«, sagte ich. Ich nahm die Kreditkarte und den aus einem Notizbuch herausgerissenen Zettel, auf dem in Kinderschrift die Telefonnummer stand. Das Plastik und das Papier waren körperwarm.

»Benutzen Sie nicht das Internet. Sprechen Sie nicht mit Fremden. Meiden Sie vor allem Frauen, die versuchen sollten, sich an Sie heranzumachen.«

»Sie hören sich an wie meine Mutter.«

Er zuckte nicht mit der Wimper. Wir blieben noch ein paar Sekunden im Wagen sitzen. »Also dann«, sagte er ungeduldig. Er machte eine Bewegung mit seiner fleischigen Hand. »Das ist alles.«

Nachdem ich durch die Glasdrehtür in die Hotellobby gegangen war, schaute ich mir den Namen auf der Kreditkarte an: Clive Dixon. Eine große Konferenz war gerade zu Ende gegangen. Die plappernden Delegierten, die sich über die riesige weiße Marmorfläche schoben, ließen mich an einen Schwärm krächzender Krähen denken. Sie trugen schwarze Anzüge mit leuchtend gelben Schildchen an den

Revers und sahen beflissen, zielstrebig und motiviert aus, frisch befeuert, um den Unternehmensvorgaben wie ihren persönlichen Zielen gerecht zu werden. An ihren Schildchen sah ich, dass sie einer Kirche angehörten. Über uns, in dreißig Metern Höhe, hingen große Glaskugeln von der Decke, deren schimmerndes Licht sich in den Wänden aus Chrom spiegelte. Inzwischen hatte ich nicht mehr nur Orientierungsschwierigkeiten, ich sah schon gar kein Land mehr.

»Ich glaube, für mich ist ein Zimmer bestellt«, sagte ich zu dem Angestellten an der Rezeption. »Auf den Namen Dixon.«

Das war kein Alias, das ich mir selbst ausgesucht hätte. Ich selbst sehe mich nicht als Dixon, was immer ein Dixon auch sein mag. Den Angestellten ließ meine Verlegenheit kalt. Ich stand in seinem Computer, meine Kreditkarte war gedeckt, mehr interessierte ihn nicht. Das Zimmer kostete 275 Dollar. Ich füllte das Anmeldeformular aus und gab als Adresse die Straße von Ricks Club in London mit der Hausnummer von Kates kleinem Reihenhaus in Shepherd's Bush an. Als ich sagte, dass ich bar zahle, nahm er die Scheine mit Zeigefinger und Daumen so entgegen, als wäre er noch nie mit etwas derart Seltsamem in Berührung gekommen. *Bar?* Wenn ich ein Muh an seine Rezeption gebunden und ihm angeboten hätte, mit Tierfellen zu zahlen und mit Holzstöckchen, die ich den Winter über geschnitzt hatte, wäre er nicht weniger überrascht gewesen.

Ich lehnte die angebotene Hilfe, mein Gepäck tragen zu lassen, ab, nahm den Lift in den sechsten Stock, ging zu meinem Zimmer und schob die elektronische Schlüsselkarte in den Schlitz. Das Zimmer war in Beige gehalten, wurde von Tischlampen in weiches Licht getaucht und bot

einen Blick über den Grand Central Parkway auf La Guardia und den undurchdringlich schwarzen East River. Im Fernseher lief der Song »I'll Take Manhattan«, und auf dem Bildschirm begrüßte mich der Satz: »Willkommen in New York, Mr Nixon.« Ich schaltete den Apparat aus und öffnete die Minibar. Ich suchte erst gar nicht nach einem Glas, sondern schraubte gleich die Kappe ab und trank direkt aus dem Fläschchen.

Schätzungsweise zwanzig Minuten und ein zweites Whiskyfläschchen später begann mein neues Telefon plötzlich blau zu glühen und gab ein leicht bedrohliches elektronisches Schnurren von sich. Ich verließ meinen Ausguck am Fenster und ging ran.

»Ich bin's«, sagte Rycart. »Haben Sie es sich gemütlich gemacht?«

»Ja«, sagte ich.

»Sind Sie allein?«

»Ja.«

»Dann machen Sie auf.«

Er stand mit dem Handy am Ohr im Gang. Er hatte den Fahrer bei sich, der mich von La Guardia abgeholt hatte.

»Danke, Frank«, sagte Rycart zu seinem Begleiter. »Ich brauche Sie hier nicht mehr. Setzen Sie sich in die Lobby, und halten Sie dort die Augen auf.«

Rycart schob das Telefon in seine Manteltasche, während Frank zum Lift zurücktrottete. Rycart war, was meine Mutter als »gut aussehend, und das weiß er auch« beschrieben hätte: ein ausgeprägtes Adlerprofil; eng stehende, strahlend blaue Augen, die von einem braunen, leicht orange angehauchten Teint noch hervorgehoben wurden; und dann die wallende, nach hinten gekämmte Haarmähne, die die Karikaturisten so liebten. Er sah wesentlich jün-

ger als sechzig aus. Er nickte zu der leeren Flasche hin.
»Harten Tag gehabt?«

»Kann man sagen.«

Ohne darauf zu warten, hereingebeten zu werden, betrat er das Zimmer und ging als Erstes zum Fenster, wo er die Vorhänge zuzog. Ich schloss die Tür.

»Ich muss mich für den Treffpunkt entschuldigen«, sagte er. »Aber in Manhattan ist die Gefahr zu groß, dass man mich erkennt. Besonders nach den Ereignissen gestern. Hat Frank sich gut um Sie gekümmert?«

»Bin selten herzlicher empfangen worden.«

»Ich weiß, was Sie meinen, aber er ist sehr nützlich. Ex-bulle aus New York. Mein Mann für Logistik und Sicherheit. Wie Sie sich vorstellen können, bin ich im Augenblick nicht gerade Everybody's Darling.«

»Was kann ich Ihnen zu trinken anbieten?«

»Wasser, bitte.«

Während ich das Glas Wasser einschenkte, überprüfte er das Zimmer, das Bad, sogar den Schrank.

»Was soll das?«, fragte ich. »Glauben Sie, dass das eine Falle ist.«

»Der Gedanke ist mir gekommen, ja.« Er knöpfte den Mantel auf, zog ihn aus und legte ihn behutsam aufs Bett. Sein Armani-Anzug kostete schätzungsweise das Doppelte dessen, was die Bewohner eines kleinen afrikanischen Dorfes im ganzen Jahr verdienen. »Nun ja, immerhin arbeiten Sie für Lang.«

»Ich habe ihn am vergangenen Montag zum ersten Mal getroffen«, sagte ich. »Kann nicht behaupten, dass ich ihn kenne.«

Rycart lachte. »Wer kann das schon? Ich habe fünfzehn Jahre lang mit ihm zusammengearbeitet, und ich kenne ihn

ganz sicher nicht. Auch McAra hat ihn nicht gekannt, und der war von Anfang an dabei.«

»Langs Frau sagt mehr oder weniger das Gleiche.«

»Na also, da haben Sie es. Wenn schon ein so scharfsinniger Mensch wie Ruth ihn nicht versteht, und sie ist ja immerhin mit ihm verheiratet, was kann man da von uns anderen erwarten? Der Mann ist ein Mysterium. Danke.« Rycart nahm das Glas Wasser. Er nippte nachdenklich daran und musterte mich gleichzeitig. »Aber anscheinend sind Sie ja gerade dabei, ihn nach und nach aufzudröseln.«

»Ehrlich gesagt, im Moment habe ich das Gefühl, als wäre ich derjenige, der hier aufgedröseln wird.«

»Setzen wir uns«, sagte Rycart und klopfte mir auf die Schulter. »Und dann erzählen Sie mir alles.«

Die Geste erinnerte mich an Lang. Der Charme eines bedeutenden Mannes. Er bewirkte, dass ich mir wie das kleine Fischlein unter lauter Haien vorkam. Ich würde auf der Hut sein müssen. Ich setzte mich vorsichtig in einen der beiden kleinen Sessel. Er war beige wie die Wände. Rycart setzte sich mir gegenüber.

»Also dann«, sagte er. »Wie fangen wir an? Sie wissen, wer ich bin. Wer sind Sie?«

»Ich bin Ghostwriter«, sagte ich. »Nach Mike McAras Tod hat man mich engagiert, um Adam Langs Memoiren zu überarbeiten. Ich verstehe nichts von Politik. Zu dem Job bin ich gekommen wie die Jungfrau zum Kind.«

»Erzählen Sie mir, was Sie alles herausgefunden haben.«

Für diese Tour war sogar ich zu schlau. Ich druckste herum.

»Vielleicht könnten Sie mir vorher erst etwas über McAra erzählen«, sagte ich.

»Wenn Sie möchten«, sagte Rycart und zuckte die Ach-

seln. »Tja, was kann ich da erzählen? Mike war der perfekte Kuli. Wenn Sie da drüben auf Ihren Koffer ein Parteiabzeichen geklebt und ihm gesagt hätten, das sei der Chef der Partei, dann wäre er dem nachgedackelt. Jeder hatte damit gerechnet, dass Lang ihn feuert und einen eigenen Mann installiert, nachdem er der Boss geworden war. Aber Mike war einfach zu nützlich. Er kannte die Partei in- und auswendig. Was wollen Sie noch wissen?«

»Wie war er als Mensch?«

»Wie er *als Mensch* war?« Rycart schaute mich an, als wäre das die schrägste Frage, die er je gehört hatte. »Tja, er hatte kein Leben neben der Partei, wenn es das ist, was Sie meinen. Man könnte sagen, Lang war alles für ihn – Frau, Kinder, Freunde. Was sonst noch? Er war ein Besessener, ein Mann für die Details. Fast alles, was Adam nicht war, war Mike. Vielleicht war er deshalb immer an Bord, auf dem Weg in die Downing Street und auch beim Abgang. Da hatten alle anderen schon ihren Hut genommen und machten woanders Kasse. Aber unserem Mike ging's nicht um tolle Jobs in der Industrie. Er war Adam sehr ergeben.«

»So ergeben nun auch wieder nicht«, warf ich ein. »Immerhin hat er Verbindung mit Ihnen aufgenommen.«

»Na ja, ganz am Ende hatte er doch wohl das Recht dazu. Sie sprachen von einer Fotografie, kann ich die mal sehen?«

Als ich den Umschlag hervorzog, schaute er ihn genauso gierig an wie Emmett, aber als er das Foto dann sah, konnte er seine Enttäuschung nicht verbergen.

»Das ist alles?«, sagte er. »Ein Haufen privilegierter Kindsköpfe bei einer Tanzrevue?«

»Ein bisschen mehr ist schon dran«, sagte ich. »Zum Ersten, warum steht auf der Rückseite Ihre Telefonnummer?«

Rycart warf mir einen verschlagenen Blick zu. »Warum soll ich Ihnen eigentlich helfen?«

»Warum sollte ich eigentlich *Ihnen* helfen?«

Wir schauten uns an. Schließlich fing er an zu grinsen und zeigte mir seine glänzend weißen Zähne.

»Sie hätten Politiker werden sollen«, sagte er.

»Ich lerne von den Besten.«

Er nahm das Kompliment mit einem leichten Nicken seines glänzenden Haarschopfs entgegen. Ich erkannte, dass Eitelkeit seine Schwäche war. Ich konnte mir vorstellen, wie geschickt Lang ihn umschmeichelt hatte und was für ein Schlag es für ihn gewesen sein musste, als er ihn feilen ließ. Ich schaute in sein schlankes Gesicht mit der Hakennase und den stechenden Augen und wusste, dass er so versessen auf Rache sann wie ein abservierter Liebhaber. Er stand auf, ging zur Tür und öffnete sie. Er sah sich nach beiden Seiten im Gang um. Dann kam er zurück, baute sich drohend vor mir auf und zeigte mit seinem gebräunten Zeigefinger direkt auf mein Gesicht.

»Wenn Sie ein falsches Spiel mit mir treiben, dann werden Sie dafür bezahlen«, sagte er. »Und falls Sie daran zweifeln, dass ich sehr nachtragend sein kann und am Ende noch jede Rechnung beglichen habe, dann fragen Sie Adam Lang.«

»Schön«, sagte ich.

Er war zu erregt, um sich wieder ruhig hinzusetzen. Erst da ging mir auf, unter welchem Druck er stand. Eines musste man Rycart lassen. Man brauchte schon Nerven, um seinen früheren Parteichef und Premierminister vor ein Kriegsverbrechertribunal zu zerren.

»Diese Geschichte mit dem Strafgerichtshof«, sagte er und ging dabei vor dem Bett hin und her. »Die Sache ist erst

seit einer Woche in den Schlagzeilen, aber eins können Sie mir glauben, hinter den Kulissen arbeite ich schon seit *Jahren* daran. Irak, die Überstellung von Gefangenen, Folter, Guantánamo ... Was in diesem sogenannten Krieg gegen den Terror abläuft, ist nach internationalem Recht genauso illegal wie das, was im Kosovo oder in Liberia passiert ist. Mit einem Unterschied: Diesmal sind wir die Täter. Die Scheinheiligkeit ist zum Erbrechen.«

Ihm schien aufzugehen, dass er gerade zu einer Rede anhub, die er schon viel zu oft gehalten hatte, und riss sich zusammen. Er trank einen Schluck Wasser. »Wie auch immer, Rhetorik ist eine Sache, Beweise sind eine andere. Ich spürte, dass sich das politische Klima veränderte. Und das kam mir zupass. Jedes Mal, wenn eine neue Bombe hochging, jedes Mal, wenn wieder ein Soldat umkam, jedes Mal, wenn ein bisschen klarer wurde, dass wir erneut einen hundertjährigen Krieg angefangen hatten, ohne einen Schimmer zu haben, wie wir da wieder rauskommen, verschob sich die Situation zu meinen Gunsten. Es war nicht mehr unvorstellbar, dass ein ehemaliger Regierungschef eines westlichen Landes auf der Anklagebank landen konnte. Je schlimmer der Schlamassel wurde, den er hinterlassen hat, desto mehr Menschen waren bereit, genauer hinzuschauen ... *wollten* genauer hinschauen. Was ich brauchte, war ein einziger Beleg, der nach juristischen Standards Beweiskraft enthielt – ein einziges Dokument mit seinem Namen hätte ausgereicht. Aber ich hatte keins.

Und plötzlich, das war kurz vor Weihnachten, hatte ich dieses Dokument in der Hand. Es ist mir mit der Post auf den Schreibtisch geflattert. Ohne jedes Begleitschreiben. ›Streng geheim. Memorandum des Premierministers an den Verteidigungsministern Es war fünf Jahre alt und

stammte aus der Zeit, als ich noch Außenminister war. Und ich hatte keine Ahnung von seiner Existenz gehabt. Eine *Smoking Gun* wie aus dem Bilderbuch – und der Lauf war noch heiß! Eine Direktive des britischen Premierministers, dass die SAS diese vier armen Schweine in Pakistan inkasieren und der CIA übergeben sollen.«

»Ein Kriegsverbrechen«, sagte ich.

»Ein Kriegsverbrechen«, wiederholte er. »Ein geringrangiges, zugegeben, aber was soll's? AL Capone haben sie auch nur wegen Steuerhinterziehung drangekriegt. Das hieß ja nicht, dass er kein Gangster war. Ich habe von verschiedener Seite diskret überprüfen lassen, ob das Memo authentisch ist, und dann habe ich es persönlich in Den Haag abgeliefert.«

»Und Sie hatten keine Ahnung, wer Ihnen das hat zukommen lassen?«

»Nein. Bis mein anonymer Helfer mich angerufen und es mir selbst erzählt hat. Da wäre ich gern dabei, wenn Lang den Namen hört. Das wird das Schlimmste überhaupt für ihn.« Er beugte sich zu mir herunter und sagte: »Mike McAra!«

Rückblickend habe ich wahrscheinlich damals schon geahnt, dass es sich um McAra gehandelt hat. Aber ein Verdacht ist nun einmal etwas völlig anderes als die tatsächliche Bestätigung. An Rycarts Frohlocken in diesem Augenblick konnte man gut das Ausmaß von McAras Verrat ermessen.

»*Er hat mich* angerufen! Ist das zu fassen? Wenn mir jemand erzählt hätte, dass mir jemals von Mike McAra Schützenhilfe zuteil werden würde, ausgerechnet, ich hätte ihn ausgelacht.«

»Wann war das, als er Sie angerufen hat?«

»Etwa drei Wochen, nachdem ich das Dokument bekommen habe. Am achten Januar vielleicht. Oder am neunten. Um den Dreh. ›Hallo, Richard. Ist das kleine Präsent angekommen, das ich Ihnen geschickt habe?‹ Ich habe fest einen Herzanfall bekommen. Aber dann bin ich ihm gleich ins Wort gefallen, dass er bloß nicht weiterreden soll. Wegen der Telefone in der UN, Sie wissen ja, die sind alle verwandt.«

»Ach ja?« Ich war immer noch dabei, das alles zu verdauen.

»Und ob, sämtliche Leitungen. Die Amerikaner hören jedes Wort mit, das in der westlichen Hemisphäre gesprochen oder sonst wie übermittelt wird. Jede Silbe, die Sie am Telefon sagen, jede E-Mail, die Sie verschicken, jede Kreditkartentransaktion, die Sie vornehmen – alles wird aufgezeichnet und aufbewahrt. Das einzige Problem ist, das Ganze auszuwerten. Um diesen Dauerlauschangriff abzuwehren, hat man uns in der UN empfohlen, Handys zu benutzen, möglichst wenig ins Detail zu gehen und die Nummer so oft wie möglich zu wechseln. So sind wir ihnen wenigstens ein kleines Stückchen voraus. Egal, jedenfalls habe ich Mike gesagt, er soll sofort den Mund halten. Dann habe ich ihm eine neue Nummer gegeben, die ich noch nie vorher benutzt habe, und ihm gesagt, er soll mich sofort zurückrufen.«

»Verstehe«, sagte ich. Und wie ich verstand. Ich sah die Situation direkt vor mir. McAra, das Telefon eingeklemmt zwischen Schulter und Ohr, wie er nach seinem Filzstift tastet. »Er hat die Nummer wahrscheinlich hinten auf das Foto geschrieben, das er zufällig gerade in der Hand hielt.«

»Und dann hat er mich angerufen«, fuhr Rycart fort. Er lief jetzt nicht mehr hin und her, sondern stand vor dem

Spiegel, der über der Kommode hing, und schaute sich an. Mit beiden Händen strich er sich das Haar aus der Stirn hinter die Ohren. »Gott, ich sehe völlig fertig aus«, sagte er. »Schauen Sie mich an. Als ich noch in der Regierung war, achtzehn Stunden am Tag auf den Beinen, da habe ich nicht so ausgesehen. Die Leute kapieren gar nichts. Die Macht laugt einen nicht aus. Wenn man *keine* mehr hat, das laugt einen aus.«

»Was hat er gesagt, als er Sie angerufen hat? McAra, meine ich?«

»Als Erstes ist mir aufgefallen, dass er sich ganz anders angehört hat als sonst, gar nicht mehr wie er selbst. Sie haben mich gefragt, wie er war. Er hat knallhart ausgeführt, was man ihm aufgetragen hat, deshalb hat Adam ihn ja so gemocht. Er wusste genau, wenn es Drecksarbeit zu erledigen gab, konnte er sich immer auf Mike verlassen. Er war gerissen, immer geschäftsmäßig. Man konnte fast sagen, dass er brutal war, vor allem am Telefon. In meinem Privatbüro haben sie ihn nur McHorror genannt: ›McHorror hat gerade angerufen, Herr Außenminister.. .‹ Aber an dem Tag, das weiß ich noch genau, da war seine Stimme vollkommen leer. Er hat sich richtig kaputt angehört, fertig. Er hat gesagt, dass er für Adams Memoiren ein ganzes Jahr lang im Archiv in Cambridge recherchiert habe, dass er unsere ganze Regierungszeit durchforstet habe und dass er jeden Tag eine Illusion mehr verloren habe. Er hat gesagt, dass er dabei auf das Memorandum über die ›Operation Tempest‹ gestoßen sei. Aber der eigentliche Grund, warum er anrufe, sei der, dass es sich dabei nur um die Spitze des Eisberges handle. Er habe nämlich noch etwas viel Wichtigeres entdeckt, etwas, wodurch alles, was während unserer Regierungszeit schiefgelaufen sei, plötzlich einen Sinn ergebe.«

Ich konnte kaum noch atmen.

»Was war das?«

Rycart lachte. »Tja, komisch, genau das habe ich ihn auch gefragt, aber er wollte es mir am Telefon nicht sagen. Er wollte sich mit mir treffen, die Sache sei von so enormer Bedeutung, das könne er nur von Angesicht zu Angesicht besprechen. Er wolle nur so viel verraten, dass man den Schlüssel dazu in Langs Autobiografie finden würde, wenn sich denn einer die Mühe mache, sie zu überprüfen. Er hat gesagt: ›Die Lösung von allem liegt am Anfang.««

»Genau so hat er das gesagt?«

»So ungefähr wenigstens. Ich hatte mir eine Notiz gemacht. Tja, und das war's dann. Er hat noch hinzugefügt, dass er mich in ein oder zwei Tagen anrufen wolle, damit wir einen Termin ausmachen können. Aber er hat sich nicht gemeldet, und etwa eine Woche später habe ich dann in der Zeitung von seinem Tod gelesen. Und auf dem Telefon hat mich auch sonst niemand mehr angerufen, logischerweise, da ja nur er die Nummer hatte. Sie können sich also meine Aufregung vorstellen, als das Telefon plötzlich wieder geklingelt hat. Tja, und jetzt sind wir hier.« Er machte eine ausladende Handbewegung. »Der perfekte Ort für einen Donnerstagabend. So, ich glaube, jetzt ist es an der Zeit, dass Sie mir haarklein erzählen, was zum Teufel hier eigentlich vorgeht.«

»Das werde ich. Nur noch eine Kleinigkeit. Warum haben Sie sich nicht an die Polizei gewendet?«

»Machen Sie Witze? Die Diskussionen in Den Haag befanden sich in einem heiklen Stadium. Wenn ich der Polizei erzählt hätte, dass McAra mit mir in Verbindung stand, dann hätten die natürlich wissen wollen, warum. Und unweigerlich wäre diese Information auch zu Lang

durchgedrungen und hätte ihm die Möglichkeit eröffnet, irgendeine Art von präventiver Maßnahme gegen den Strafgerichtshof in die Wege zu leiten. Er ist immer noch ein genialer Stratege. Diese Presserklärung, die er vorgestern herausgegeben hat ... »Der internationale Kampf gegen den Terror ist zu wichtig, als dass er für innenpolitische persönliche Rachezüge missbraucht werden darf.« Er erschauerte vor Bewunderung. »Mann, die war ekelhaft.«

Unweigerlich zuckte ich etwas zusammen, was Rycart aber nicht zu bemerken schien. Er schaute wieder in den Spiegel und inspizierte sein Aussehen.

»Außerdem hatte es doch geheißen, dass es sich um Selbstmord handelt«, sagte er und reckte das Kinn vor. »Entweder weil er Depressionen hatte oder betrunken war oder beides. Ich hätte ohnehin nur bestätigen können, was sowieso schon bekannt war. Als er mich angerufen hat, war er nämlich wirklich in einem jämmerlichen Zustand.«

»Ich kann Ihnen auch sagen, warum«, sagte ich. »Er hatte gerade herausgefunden, dass einer der Männer, die mit Lang auf dem Cambridge-Foto abgebildet sind, dem Foto, das er in der Hand hielt, als Sie mit ihm telefoniert haben ... dass der für die CIA gearbeitet hat.«

Rycart begutachtete gerade sein Profil. Er hielt inne, runzelte die Stirn und drehte sich dann ganz langsam zu mir um.

»Er hat was?«

»Der Mann heißt Paul Emmett.« Plötzlich sprudelten die Worte nur so aus mir heraus. Ich musste mich einfach von der Last befreien, musste sie mit jemandem teilen, der vielleicht Sinn in die ganze Geschichte bringen konnte. »Später war er Professor in Harvard und hat dann eine Or-

ganisation namens Arcadia Institution geleitet. Kennen Sie die?»

»Ich hab davon gehört, natürlich, und ich hab immer peinlich darauf geachtet, dem Laden nicht zu nahe zu kommen. Und zwar genau deshalb: Der Verein hat geradezu nach CIA gestunken.« Rycart setzte sich. Er wirkte wie vor den Kopf geschlagen.

»Ist das plausibel?«, fragte ich. »Würde die CIA einen Doktoranden, der gerade erst zu ihnen gestoßen ist, sofort in ein anderes Land schicken?«

»Ich würde sagen, das ist sogar sehr plausibel. Gibt es eine bessere Tarnung? Gibt es einen besseren Ort, die Elite eines Landes auszuspähen als auf einer seiner Elite-Universitäten?« Er streckte die Hand aus. »Zeigen Sie mir noch mal das Foto. Wer von denen ist Emmett?«

»Vielleicht ist das ja alles nur Schwachsinn«, sagte ich und deutete auf Emmett. »Ich habe keinen Beweis. Ich bin auf einer von diesen paranoiden Websites über seinen Namen gestolpert. Da hieß es, er sei gleich nach seinem Abschluss in Yale zur CIA gegangen. Das muss etwa drei Jahre vor diesem Foto gewesen sein.«

»Das kann ich mir durchaus vorstellen«, sagte Rycart und starrte gebannt auf Emmetts Konterfei. »Jetzt, wo Sie es sagen, glaube ich mich zu erinnern, dass es da mal Gerüchte gegeben hat. Aber damals, in diesem weltweiten Konferenztourismus, da hat es von CIA-Leuten nur so gewimmelt. Ich nenne das immer den ›militärisch-industriellen-akademischen Komplex‹« Er gönnte sich ein kurzes Lächeln über den eigenen Esprit, wurde aber schnell wieder ernst. »Was allerdings wirklich verdächtig ist, ist die Tatsache, dass er Lang gekannt haben soll.«

»Nein«, sagte ich. »*Wirklich* verdächtig ist, dass nur

Stunden, nachdem McAra die Spur Emmetts bis zu dessen Haus bei Boston zurückverfolgt hat, an einem Strand auf Martha's Vineyard seine Leiche angeschwemmt wurde.«

*

Danach berichtete ich ihm alles, was ich herausgefunden hatte. Ich erzählte ihm die Geschichte über die Gezeiten und die Taschenlampen am Strand von Lambert's Cove und wie merkwürdig die Polizei die Untersuchung gehandhabt hatte. Ich teilte ihm mit, was Ruth mir von McAras Streit mit Lang kurz vor seinem Tod berichtete hatte, dass Lang sich gestäubt hatte, über seine Zeit in Cambridge zu reden, und wie er zu vertuschen versucht hatte, dass er sofort nach seiner Studienzeit politisch aktiv geworden war und nicht erst zwei Jahre später. Ich legte Rycart dar, wie McAra mit der für ihn typischen verbissenen Gründlichkeit Detail um Detail ausgegraben hatte und damit nach und nach Langs Schilderung seiner frühen Jahre zerstört hatte: Das habe er damit gemeint, als er sagte, dass der Schlüssel zu allem am Anfang von Langs Autobiografie zu finden sei. Ich berichtete ihm, wie mich das Navigationssystem bis zu Emmetts Haus geführt hatte und wie merkwürdig Emmett sich benommen hatte.

Natürlich wurde Rycart immer aufgeregter, je mehr ich ihm erzählte. Das muss wie Weihnachten für ihn gewesen sein.

»Mal angenommen«, sagte er, während er wieder im Zimmer auf und ab ging, »dass es Emmett war, der Lang einflüsterte, doch mal über eine Karriere in der Politik nachzudenken. Machen wir uns nichts vor, irgendwer muss ihm die Idee in den Kopf gesetzt haben. Ich bin in die Ju-

gendorganisation der Partei eingetreten, da war ich vierzehn. In welchem Jahr ist Lang in die Partei eingetreten?»

»Neunzehnhundertfünfundsiebzig.«

»Fünfundsiebzig! Na also, das würde perfekt passen. Wissen Sie noch, wie es damals in England ausgesehen hat? Die Sicherheitsdienste des Staates waren außer Kontrolle, die haben sogar den Premierminister bespitzelt. Generale im Ruhestand waren dabei, Privatarmeen aufzustellen. Die Wirtschaft stand vor dem Zusammenbruch. Wir hatten Streiks und Krawalle. Es wäre nicht gerade überraschend, wenn die CIA beschlossen hätte, ein paar intelligente junge Burschen anzuwerben und zu ermuntern, eine Laufbahn in nützlichen Positionen anzustreben – im öffentlichen Dienst, in den Medien, in der Politik. Schließlich tun sie das überall in der Welt.«

»Sicher nicht in Großbritannien«, sagte ich. »Immerhin sind wir ein Verbündeter.«

Rycart schaute mich geringschätzig an.

»Damals hat die CIA *amerikanische* Studenten bespitzelt. Glauben Sie wirklich, die wären so zimperlich gewesen, nicht auch unsere zu bespitzeln? Natürlich waren die in England aktiv! Sind sie immer noch. Die haben in London eine Außenstelle mit einem riesigen Stab. Ich könnte Ihnen aus dem Stand ein halbes Dutzend Parlamentsabgeordnete nennen, die in regelmäßigem Kontakt mit der CIA stehen. Sogar ...« Er blieb stehen und schnippte mit den Fingern. »Da fällt mir was ein!« Er drehte sich ruckartig um und schaute mich an. »Sagt Ihnen der Name Reg Giffen was?«

»Kommt mir irgendwie bekannt vor.«

»Reg Giffen ... Sir Reginald Giffen ... später Lord ... inzwischen tot, Gott sei Dank. Der hat im Unterhaus so unermüdlich amerikafreundliche Reden geschwungen, dass wir

ihn nur noch den Abgeordneten aus Alabama genannt haben. Vor den Wahlen 1983 hat er in der ersten Wahlkampfwoche seinen Rückzug aus dem Unterhaus bekannt gegeben. Jeder war von den Socken, nur einer nicht. Ein sehr couragiertes und fotogenes junges Parteimitglied, das zufälligerweise sechs Monate vorher in Giffens Wahlkreis umgezogen war.«

»Und der dann mit Giffens Unterstützung von der Partei nominiert wurde«, sagte ich, »und dann, im Alter von nur dreißig Jahren, einen der sichersten Parlamentssitze im ganzen Land gewann.« Die Geschichte war legendär. Damit hatte Langs Aufstieg zu nationaler Berühmtheit begonnen. »Glauben Sie wirklich, dass die CIA bei Giffen um Hilfe angeklopft hat, damit Lang ins Parlament einziehen konnte? Ziemlich weit hergeholt.«

»Also wirklich! Lassen Sie doch mal Ihre Fantasie spielen. Stellen Sie sich vor, Sie sind Professor Emmett, wieder zu Hause, in Harvard, und Sie schreiben unlesbaren Quark über die Allianz der englisch sprechenden Völker und darüber, dass man unbedingt die kommunistische Bedrohung bekämpfen müsse. Kommt Ihnen da nicht der Gedanke, da drüben, da steht der potenziell fantastischste Agent in der Geschichte der Menschheit auf Abruf bereit? Ein Mann, den man schon als den zukünftigen Parteiführer handelt? Einen möglichen Premierminister? Versuchen Sie da nicht, die hohen Tiere in der CIA zu überreden, alles zu tun, um die Karriere dieses Mannes zu fördern? Ich war schon im Parlament, als Lang auf der Bildfläche erschienen ist. Ich habe ihn aus dem Nichts auftauchen und wie einen Strich an uns vorbeirauschen sehen.« Bei der Erinnerung verdüsterte sich sein Gesichtsausdruck. »Natürlich hatte er *Hilfe*. Er hatte keine echte Bindung zur Partei. Wir hatten nicht im Entferntesten eine Ahnung, was in dem Burschen vorgeht.«

»Das ist der entscheidende Punkt«, sagte ich. »Er hatte keine eigene Ideologie.«

»Vielleicht hatte er keine Ideologie, aber er hatte sicher eine Agenda.« Rycart setzte sich wieder. Er beugte sich zu mir vor. »Aufgepasst, ich hab ein kleines Ratespiel für Sie. Nennen Sie mir eine einzige Entscheidung, die Adam Lang als Premierminister getroffen hat, die nicht im Interesse der Vereinigten Staaten von Amerika gewesen ist.«

Ich schwieg.

»Was ist?«, sagte er. »Das ist keine Fangfrage. Sagen Sie mir einfach irgendetwas, das er gemacht hat und das Washington nicht gebilligt hat. Also, was haben wir da?« Er hielt seinen Daumen hoch. »Erstens: die Entsendung britischer Truppen in den Nahen Osten gegen den Rat von so ziemlich jedem unserer führenden Befehlshaber in den Streitkräften und aller unserer Botschafter, die sich in der Region auskennen. Zweitens ...« Der rechte Zeigefinger ging nach oben. »... das totale Versäumnis, vom Weißen Haus irgendeine Art von *Quidproquo* zu verlangen in Form von Wiederaufbauverträgen für britische Unternehmen oder irgendwelcher anderer Art. Drittens: die unbeirrbar Unterstützung der amerikanischen Außenpolitik im Nahen Osten selbst dann noch, als es sich als offenkundig hirnrissig herausstellte, sich die gesamte arabische Welt zum Feind zu machen. Viertens: die Installierung eines amerikanischen Raketenabwehrsystems auf britischem Boden, das absolut nichts zu unserer Sicherheit beiträgt – ganz im Gegenteil, es macht uns zu einem naheliegenden Erstschlagsziel – und nur dem Schutz Amerikas dient. Fünftens: den Kauf eines amerikanischen Atomraketen-systems für fünfzig Milliarden Dollar, das wir als ›unabhängig‹ bezeichnen, das wir aber ohne amerikanische Genehmigung gar nicht einsetzen dürf-

ten und das jeden Amtsnachfolger Langs für weitere zwanzig Jahre von der Verteidigungspolitik Washingtons abhängig macht. Sechstens: einen Vertrag, der uns zur Auslieferung britischer Staatsbürger an die USA verpflichtet, damit man sie in Amerika vor Gericht stellen kann, gleiches Vorgehen unsererseits mit Amerikanern aber verbietet. Siebentens: die geheime Verständigung darauf, dass britische Staatsbürger illegal gekidnappt, gefoltert, inhaftiert und sogar ermordet werden dürfen. Achtiens: die makellose Bilanz, jeden Minister – da spreche ich aus eigener Erfahrung – abzuservieren, der nicht zu hundert Prozent die Allianz mit den Vereinigten Staaten unterstützt. Neuntens ...«

»Okay, okay«, unterbrach ich ihn und hob eine Hand. »Ich hab's kapiert.«

»Ich habe Freunde in Washington, die können immer noch nicht glauben, was für eine britische Außenpolitik Lang da gemacht hat. Ich meine, denen war es direkt unangenehm, wie viel Hilfestellung er geleistet und wie wenig er dafür bekommen hat. Und wohin hat uns das gebracht? Wir stecken mitten in einem sogenannten Krieg, den wir nicht gewinnen können, und lassen uns bei Methoden, die wir nicht mal gegen die Nazis angewendet haben, zu Komplizen machen!« Rycart lachte trübselig und schüttelte den Kopf. »Wissen Sie, in gewisser Weise bin ich ja fast erleichtert darüber, dass es für das, womit wir uns unter ihm als Premierminister so alles herumschlagen mussten, möglicherweise eine rationale Erklärung gibt. Wenn man es genau bedenkt, dann wäre die andere Möglichkeit weit schlimmer. Wenn er für die CIA gearbeitet hat, ergibt das wenigstens einen Sinn.« Dann klopfte er mir aufs Knie und sagte: »Bleibt die Frage: Was machen wir jetzt?«

Die erste Person Plural gefiel mir gar nicht.

»Tja«, antwortete ich und wand mich etwas. »Ich bin da in einer heiklen Lage. Mein Job ist es, Lang bei der Abfassung seiner Memoiren zu helfen. Ich bin vertraglich verpflichtet, nichts von dem, was mir während meiner Arbeit zu Ohren kommt, an Dritte weiterzugeben.«

»Zum Aufhören ist es jetzt zu spät.«

Auch das gefiel mir ganz und gar nicht.

»Eigentlich haben wir keinen stichhaltigen *Beweis*«, sagte ich. »Wir können nicht mal mit Sicherheit sagen, dass Emmett bei der CIA war, ganz zu schweigen davon, ob er Lang angeworben hat. Das heißt, wie soll denn der Kontakt zwischen den beiden in der Praxis funktioniert haben, nachdem er in Nummer zehn eingezogen war ? Hatte er auf dem Dachboden ein geheimes Funkgerät, oder was?«

»Das ist kein Witz, mein Freund«, sagte Rycart. »Aus meiner Zeit als Außenminister weiß ich noch einiges darüber, wie solche Dinge funktionieren. Die Kontaktaufnahme ist überhaupt kein Problem. Zunächst einmal war Emmett oft in London, für die Arcadia Institution. Eine perfekte Tarnung. Eigentlich würde es mich nicht mal überraschen, wenn das ganze Institut als ein Teil der verdeckten Operation Lang gegründet worden wäre. Der zeitliche Rahmen würde passen. Sie könnten Mittelsmänner eingesetzt haben.«

»Aber es fehlt immer noch ein *Beweis*«, wiederholte ich. »Und solange Lang nicht gesteht und Emmett nicht gesteht und die CIA ihre Akten nicht offenlegt, wird es auch nie einen geben.«

»Dann müssen Sie eben einen besorgen«, sagte Rycart trocken.

»Was?« Mir klappte die Kinnlade herunter. Fast wäre ich ganz zusammengeklappt.

»Sie sitzen genau an der richtigen Stelle«, fuhr Rycart fort. »Er vertraut Ihnen. Sie können ihn fragen, was immer Sie wollen. Er erlaubt Ihnen sogar die Aufzeichnung seiner Antworten. Sie können ihm Worte in den Mund legen. Wir müssen uns eine Serie von Fragen ausdenken, die ihn immerweiter einkreisen. Und am Ende konfrontieren Sie ihn direkt mit dem Vorwurf. Dann werden wir ja sehen, wie er reagiert. Er wird sicher alles abstreiten, aber das spielt keine Rolle. Der bloße Umstand, dass Sie ihn mit dem Beweismaterial konfrontieren, macht die Geschichte öffentlich.«

»Macht sie nicht. Die Aufzeichnungen sind sein Eigentum.«

»Und? Sie können vom Strafgerichtshof beschlagnahmt werden als Beweis für seine direkte Mittäterschaft am CIA-Programm der ›außerordentlichen Überstellungen‹.«

»Und wenn ich keine Aufzeichnungen mehr mache?«

»In diesem Fall werde ich der Anklägerin vorschlagen, Sie vorzuladen.«

»Und wenn ich alles leugne?«

»Dann werde ich ihr das hier übergeben«, sagte Rycart und öffnete sein Jackett. An der Hemdbrust steckte ein kleines Mikrofon, von dem ein Kabel in die Innentasche seines Jacketts führte. »Frank sitzt unten in der Lobby und zeichnet jedes Wort auf. Stimmt's, Frank? Ach, kommen Sie! Jetzt schauen Sie nicht so verdattert. Was haben Sie erwartet? Dass ich mich mit einem völlig Fremden treffe, mit jemandem, der noch dazu für Adam Lang arbeitet, ohne irgendwelche Vorkehrungen zu treffen? Nun ja, für Lang arbeiten Sie ja jetzt nicht mehr.« Er lächelte und zeigte mir wieder seine Zahnreihe, die weißer erstrahlte als alles, was die Natur zu bieten hatte. »Sie arbeiten ja jetzt für mich.«

FÜNFZEHN

»Autoren brauchen Ghosts, die sie nicht infrage stellen, sondern sich einfach anhören, was sie zu sagen haben, und verstehen, warum sie getan haben, was sie getan haben.«

»GHOSTWRITER«

Nach ein paar Sekunden fing ich an zu fluchen, wahllos, ohne Punkt und Komma. Ich verfluchte Rycart und meine eigene Dummheit, Frank und wer immer das Band zu Papier bringen würde. Ich verfluchte die Anklägerin des Strafgerichtshofs, das Gericht selbst, die Richter, die Medien. Und ich hätte noch lange so weiter getobt, wenn nicht plötzlich mein Telefon geklingelt hätte – nicht das, das man mir für die Kontaktaufnahme zu Rycart gegeben hatte, sondern mein eigenes, das ich aus London mitgebracht hatte. Natürlich hatte ich vergessen, es auszuschalten.

»Lassen Sie es klingeln«, forderte mich Rycart auf. »Das führt sie direkt zu uns.«

Ich schaute auf die Nummer im Display. »Es ist Amelia Bly«, sagte ich. »Das könnte wichtig sein.«

»Amelia Bly«, wiederholte Rycart in einem Tonfall, der Ehrfurcht und Wollust verriet. »Die habe ich schon lange nicht mehr gesehen.« Er zögerte: Es war offensichtlich,

dass er darauf brannte zu erfahren, was sie wollte. »Wenn man Sie überwacht, dann können die Ihren Standort bis auf hundert Meter eingrenzen. Und das Hotel ist das einzige Gebäude in der Gegend, wo Sie sich aller Wahrscheinlichkeit nach aufhalten müssen.«

Das Telefon lag vibrierend in meiner ausgestreckten Hand. »Scheiß drauf«, sagte ich. »Von Ihnen nehme ich keine Befehle entgegen.«

Ich drückte auf den grünen Knopf.

»Hallo, Amelia«, sagte ich.

»Guten Abend«, sagte sie. Ihre Stimme war so steif wie die Tracht einer Oberschwester. »Adam will Sie sprechen.«

Ich formte die Worte »Adam Lang« in Richtung Rycart und fuchtelte mit der Hand herum, dass er ja den Mund halten solle. Eine Sekunde später hörte ich die vertraute, akzentfreie Stimme.

»Ich habe gerade mit Ruth telefoniert«, sagte Lang. »Sie sagt, Sie sind in New York.«

»Stimmt.«

»Tja, ich auch. Wo sind Sie abgestiegen?«

»Noch nirgendwo, Adam.« Ich machte eine hilflose Geste in Richtung Rycart. »Ich bin noch nicht dazu gekommen, mir ein Hotel zu nehmen.«

»Wir sind im Waldorf«, sagte Lang. »Warum kommen Sie nicht einfach rüber?«

»Sekunde, Adam.« Ich drückte auf die Stummtaste.

»Sie gottverdammter Idiot«, sagte Rycart.

»Er will, dass ich zu ihm ins Waldorf komme.«

Rycart saugte die Backen ein und dachte nach.

»Gehen Sie hin«, sagte er.

»Und wenn das eine Falle ist?«

»Natürlich ist es ein Risiko, aber wenn Sie nicht gehen,

würde das komisch aussehen. Er würde bestimmt Verdacht schöpfen. Sagen Sie zu, los, und dann schnell auflegen.«

Ich drückte wieder auf die Stummtaste.

»Hallo, Adam? Da bin ich wieder.« Ich versuchte so gelassen wie möglich zu klingen. »Super Idee. Ich komm dann gleich rüber.«

Rycart fuhr sich mit ausgestrecktem Zeigefinger über die Kehle.

»Was machen Sie eigentlich in New York?«, fragte Lang. »Ich dachte, Sie hätten jede Menge Arbeit?«

»Ich wollte mich mit John Maddox treffen.«

»Ah so, und wie war's?«

»Bestens. Also, ich mach mich dann auf den Weg.«

Rycart schlitzte sich immer dringlicher die Kehle auf.

»Wir hatten zwei wunderbare Tage«, sagte Lang, als hätte er mir gar nicht zugehört. »Die Amerikaner sind fantastisch. Wissen Sie, erst wenn's eng wird, erkennt man, wer seine wahren Freunde sind.«

Büdete ich mir das nur ein, oder hatte er den letzten Satz extra für mich besonders nachdrücklich betont?

»Schön«, sagte ich. »Ich beeile mich. Bis gleich dann, Adam.«

Ich beendete das Gespräch. Meine Hand zitterte.

»Gut gemacht«, sagte Rycart. Er stand auf und nahm seinen Mantel vom Bett. »Wir haben etwa zehn Minuten, um von hier zu verschwinden. Packen Sie Ihren Kram zusammen.«

Mechanisch sammelte ich die Fotos ein, verstaute sie im Koffer und zog den Reißverschluss zu, während Rycart ins Bad ging und geräuschvoll pinkelte.

»Wie hat er sich angehört?«, rief Rycart.

»Gut drauf.«

Er spülte, tauchte in der Badtür auf und knöpfte sich die Hose zu. »Tja, dagegen werden wir wohl etwas unternehmen müssen, oder?«

Im Lift hinunter in die Lobby drängelten sich Mitglieder der Kirche der Letzten Tage der Online-Händler oder wie zum Teufel die sich auch immer nannten. Der Lift hielt in jeder Etage. Rycart wurde immer nervöser.

»Man darf uns nicht zusammen sehen«, flüsterte Rycart, als wir im Erdgeschoss ausstiegen. »Bleiben Sie etwas zurück, wir treffen uns dann auf dem Parkplatz.«

Er beschleunigte seine Schritte und ging voraus. Frank war schon aufgestanden – wahrscheinlich hatte er mitgehört und kannte unsere Absprache. Ohne ein Wort miteinander zu wechseln, gingen die beiden zum Ausgang: der elegante, silbergraue Rycart und sein vierschrötiges, verwittertes Faktotum. Was für ein Duo, dachte ich. Ich bückte mich, tat so, als bände ich mir die Schuhe zu, und machte mich dann gemächlich und mit gesenktem Kopf auf den Weg quer durch die Lobby, wobei ich plaudernde Hotelgäste großzügig umkurvte. Die ganze Situation kam mir inzwischen so absurd vor, dass ich still vor mich hin lächelte, als ich schließlich die vor der Drehtür wartende Menschentraube erreichte. Es war wie in einer Farce von Feydeau: Jede neue Szene war noch mehr an den Haaren herbeigezogen als die davor und war doch, wenn man sie genau betrachtete, eine logische Fortschreibung der vorangegangenen Szene. Genau das spielte sich gerade ab: eine Farce! Während ich nämlich daraufwartete, ins Freie geschleust zu werden, sah ich Emmett, oder zumindest glaubte ich, Emmett zu sehen. Plötzlich lächelte ich nicht mehr.

Die große Drehtür des Hotels hatte mehrere Kammern, die jeweils Platz für fünf oder sechs Leute boten, die im

richtigen Augenblick mit einem großen Schritt die Kammer betreten und dann sofort – um den Vordermann nicht anzurempeln – langsam trippelnd wie Kettensträflinge weiterschleichen mussten. Glücklicherweise befand ich mich in der Mitte meiner Gruppe, was wahrscheinlich der Grund dafür war, dass Emmett mich nicht sah. Er war der mittlere von drei nebeneinander stehenden Männern, die durch die Drehtür ins Hotel gingen. Als hätten sie es furchtbar eilig, drückten alle drei mit den Händen gegen die Glasscheibe.

Als wir in die Abendluft hinaustraten, wäre ich fast gestolpert, so eilig hatte ich es, mich aus dem Staub zu machen. Mein Koffer kippte auf die Seite, und ich zerrte ihn hinter mir her wie einen widerspenstigen Hund. Der Parkplatz war von der Auffahrt zum Hotel durch ein Blumenbeet abgetrennt. Anstatt außen herumzugehen, marschierte ich mittendurch. Auf dem Parkplatz leuchteten zwei Scheinwerfer auf und kamen langsam näher. In letzter Sekunde riss der Fahrer den Wagen herum, und die Hintertür schwang auf.

»Steigen Sie ein«, sagte Rycart.

Frank trat so scharf aufs Gas, dass die Tür von selbst zuschlug und ich in den Sitz gepresst wurde.

»Ich habe gerade Emmett gesehen«, sagte ich.

Rycart und Frank wechselten im Rückspiegel einen kurzen Blick.

»Sicher?«

»Nein.«

»Hat er Sie gesehen?«

»Nein.«

»Sicher?«

»Ja.«

Ich klammerte mich an meinen Koffer wie an einen Rettungsring. Wir rasten die Auffahrt hinunter und fädelten uns in den dichten Verkehr nach Manhattan ein.

»Möglich, dass sie uns von La Guardia gefolgt sind«, sagte Frank.

»Warum haben sie nicht gleich eingegriffen?«, fragte Rycart.

»Vielleicht haben sie erst Emmetts Ankunft aus Boston abgewartet, um eine sichere Personenbeschreibung zu bekommen.«

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich Rycarts amateurhafte 007-Mätzchen nicht allzu ernst genommen, jetzt allerdings geriet ich langsam in Panik.

»Hören Sie«, sagte ich. »Ich glaube, das ist keine gute Idee, wenn ich jetzt zu Lang fahre. Wenn das im Hotel wirklich Emmett war, dann ist Lang bestimmt schon informiert worden. Dann weiß er, dass ich nach Boston gefahren bin und Emmett die Fotos gezeigt habe.«

»Und? Was will er schon machen?«, sagte Rycart. »Sie im Waldorf-Astoria in seiner Badewanne ersäufen?«

»Genau«, sagte Frank kichernd. Seine Schultern bebten vor Erheiterung. »So blöd wird er sein.«

Mir war schlecht, und ich ließ trotz der eisigen Kälte das Fenster ein Stück herunter. Der Wind kam aus Osten, er blies in Böen von den Industrieansiedlungen am Flussufer herauf und trug den kalten, ekelerregenden Geruch von Flugbenzin mit sich. Wenn ich heute daran denke, kann ich ihn ganz hinten im Hals immer noch schmecken. Für mich wird er auf immer der Geschmack der Angst bleiben.

»Brauche ich nicht irgendeine Geschichte, die ich ihm auftischen kann?«, fragte ich. »Was soll ich Lang erzählen?«

»Sie haben nichts Unrechtes getan«, sagte Rycart. »Sie

setzen lediglich die Arbeit Ihres Vorgängers fort. Sie recherchieren seine Cambridge-Jahre. Benehmen Sie sich nicht so schuldbewusst. Lang kann gar nicht mit Bestimmtheit wissen, dass Sie ihm auf die Schliche gekommen sind.«

»Wegen Lang mache ich mir auch keine Sorgen.«

Wir verfielen beide in Schweigen. Ein paar Minuten später kam die nächtliche Skyline von Manhattan in Sicht, und ich suchte mit den Augen sofort nach der Lücke in der glitzernden Fassade. Seltsam, wie etwas nicht Vorhandenes ein Wahrzeichen sein kann. Wie ein schwarzes Loch, dachte ich: eine Träne im Kosmos. Ein Loch, das alles in sich hineinsaugen konnte – Städte, Länder, Gesetze. Und erst recht konnte es mich verschlucken. Selbst Rycart schien der Anblick zu beeindrucken.

»Würden Sie bitte das Fenster wieder zumachen? Ich friere mich zu Tode.«

Ich folgte seinem Wunsch. Frank hatte das Radio eingestellt, leise, einen Jazzsender.

»Was ist mit meinem Wagen?«, sagte ich. »Der steht immer noch am Logan Airport.«

»Den können Sie morgen früh abholen.«

Der Sender spielte ein Bluesstück. Ich bat Frank, das Radio auszumachen. Er ignorierte mich.

»Lang glaubt, dass ich das aus persönlichen Gründen mache«, sagte Rycart. »Aber das stimmt nicht. Zugegeben, ein bisschen Rache ist natürlich auch dabei, wer lässt sich schon gern demütigen? Aber wenn wir nicht damit aufhören, Folter quasi von Amts wegen zu genehmigen, und wenn wir den Sieg immer nur nach der Zahl der Totenschädel bemessen, mit denen wir unsere Höhlen schmücken, was soll dann aus uns werden?«

»Ich sag Ihnen, was dann aus uns wird«, sagte ich bissig. »Wir sacken zehn Millionen Dollar für unsere Memoiren ein und leben glücklich bis ans Ende unserer Tage.« Wieder bemerkte ich, dass meine Nervosität mich wütend machte. »Sie wissen doch ganz genau, dass das alles sinnlos ist. Am Ende zieht er sich mit seiner CIA-Pension aufs Altenteil zurück und sagt euch und eurem beschissenen Gerichtshof, dass ihr euch alle mal ins Knie ficken könnt.«

»Kann sein. Aber wie haben schon die alten Griechen und Römer gesagt? Exil ist eine schlimmere Strafe als der Tod – und Langs Exil, das wird richtig garstig. Er kann nirgendwohin reisen, in kein Land der Welt, nicht mal in die paar kleinen Scheißländer, die den Gerichtshof nicht anerkennen. Die Gefahr, dass sein Flugzeug irgendwo mal runter muss, weil es technische Probleme gibt oder zum Auftanken, besteht nämlich immer. Und da warten wir dann auf ihn und schnappen ihn uns.«

Ich warf Rycart einen kurzen Seitenblick zu. Er schaute geradeaus und nickte leicht.

»Oder hier in Amerika dreht sich eines Tages das politische Klima«, fuhr er fort, »und es kommt eine öffentliche Kampagne mit dem Ziel, ihn der Justiz auszuliefern, ins Rollen. Ich frage mich, ob er da mal dran gedacht hat. Sein Leben wird die Hölle sein.«

»Sie schaffen's noch, dass er mir leidtut.«

Rycart schaute mich scharf an. »Er hat Sie mit seinem Charme eingewickelt, stimmt's? Charme! Die englische Krankheit.«

»Es gibt schlimmere Gebrechen.«

Wir fuhren über die Triborough Bridge. Die Reifen rumpelten in hoher Frequenz über die Nahtstellen in der Fahrbahn.

»Ich komme mir vor wie auf einem Pferdekarren«, sagte ich.

Es dauerte noch eine Zeit lang, bis wir Downtown erreichten. Jedes Mal, wenn wir im dichten Verkehr der Park Avenue anhalten mussten, kam mir der Gedanke, einfach die Tiir aufzumachen und abzuhauen. Das Problem war, dass ich mir zwar den ersten Teil – mich durch die stehenden Wagen hindurchzuschlängeln und in einer der Seitenstraßen zu verschwinden – noch gut vorstellen konnte. Aber was dann? Wo sollte ich hin? Wie sollte ich ein Hotelzimmer bezahlen, wo doch meine Kreditkartendaten ebenso wie die der mutmaßlich gefälschten, die ich vorhin benutzt hatte, meinen Verfolgern bekannt waren? Aus welchem Blickwinkel ich meine missliche Lage auch betrachtete, widerwillig kam ich zu der Schlussfolgerung, dass ich bei Rycart sicherer war. Wenigstens wusste er, wie man in dieser fremdartigen Welt, in die ich hineingestolpert war, überlebte.

»Wenn Sie sich solche Sorgen machen, können wir ja ein Kontrollsignal vereinbaren«, sagte Rycart. »Sie rufen mich mit dem Handy, das Frank Ihnen gegeben hat, sagen wir, zehn Minuten nach jeder vollen Stunde an. Wir brauchen gar nicht miteinander zu sprechen, lassen Sie es einfach nur ein paarmal klingeln.«

»Was passiert, wenn ich nicht anrufe?«

»Beim ersten Mal gar nichts. Wenn Sie sich beim nächsten Mal wieder nicht melden, dann rufe ich Lang an und sage ihm, dass ich ihn persönlich für Ihre Sicherheit verantwortlich mache.«

»Wie kommt's bloß, dass mich das nicht sonderlich beruhigt?«

Wir waren jetzt fast da. Vor uns auf der anderen Straßen-

seite sah ich das große, von Scheinwerfern angestrahlte Sternenbanner und den Union Jack, die den Eingang zum Waldorf-Astoria flankierten. Der Bereich vor dem Hotel war mit Betonblöcken abgesperrt. Ich sah außerdem ein halbes Dutzend wartende Motorradpolizisten, vier Streifenwagen, zwei große schwarze Limousinen, eine kleine Gruppe Kameralleute und eine etwas größere Gruppe Gaffer. Der Anblick trieb meinen Puls in die Höhe. Ich atmete tief durch.

Rycart drückte mir den Arm.

»Nur Mut, mein Freund. Er hat bereits einen Ghost unter verdächtigen Umständen verloren. Er kann es sich kaum leisten, noch einen zu verlieren.«

»Dieser ganze Auftrieb hier, das kann doch nicht ernsthaft alles für ihn sein?«, sagte ich erstaunt. »Jeder, der das sieht, denkt doch, dass er immer noch Premierminister ist«

»Sieht ganz so aus, als hätte ich seinem Promistatus noch einen Schub gegeben«, sagte Rycart. »Ihr solltet mir dankbar sein. Also dann, viel Glück. Wir reden dann später. Halt da drüben an, Frank.«

Er schlug den Mantelkragen hoch und rutschte tiefer in den Sitz. Eine Vorsichtsmaßnahme, die so mitleiderregend wie absurd war. Armer Rycart: Ich bezweifle, dass auch nur einer von zehntausend New Yorkern wusste, wer er war. Frank hielt kurz an der Ecke Park Avenue/East 50th Street an, ließ mich aussteigen und fädelt sich dann so schnell und geschickt wieder in den Verkehr ein, dass das Letzte, was ich jemals von Rycart sah, sein silbergrauer Hinterkopf war, den ich in der New Yorker Nacht schnell aus dem Blick verlor.

Jetzt war ich auf mich allein gestellt.

Ich überquerte die breite, von gelben Taxis wimmelnde Straße und schlängelte mich an den Zuschauern und Poli-

zisten vorbei, von denen mich keiner aufhielt: Wahrscheinlich sahen sie in mir mit meinem Koffer einfach nur einen Gast, der einchecken wollte. Ich ging durch die Art-deco-Türen und dann über die große Marmortreppe hinauf in die babylonische Pracht der Lobby des Waldorf-Astoria. Normalerweise hätte ich jetzt mit meinem Handy Kontakt zu Amelia aufgenommen, aber inzwischen hatte sogar ich dazugelernt. Ich ging zur Rezeption und bat einen der Empfangsherren, in ihrem Zimmer anzurufen.

Es hob niemand ab.

Der Portier runzelte die Stirn und legte auf. Er wollte gerade im Computer nachschauen, als von der Park Avenue eine laute Explosion zu hören war. Einige Gäste, die gerade eincheckten, duckten sich, richteten sich aber betreten wieder auf, als sie merkten, dass die einsame Explosion in eine Kanonade startender Motorräder überging. Aus dem Bauch des Hotels tauchte eine keilförmig vorrückende Gruppe von Sicherheitsleuten, Special-Branch-Beamten und Geheimagenten auf, die in typisch breitschultriger Manier durch die riesengroße goldene Lobby marschierte. In ihrer Mitte ging Lang, hinter ihm erkannte ich Amelia und die beiden Sekretärinnen. Amelia hielt sich ein Handy ans Ohr. Ich ging auf die Gruppe zu. Den Blick starr geradeaus gerichtet, was gar nicht zu ihm passte, rauschte Lang an mir vorbei. Normalerweise suchte er den Blickkontakt zu den Menschen, an denen er vorüberging, und bedachte sie mit einem Lächeln, das sie nie mehr vergaßen. Als er die ersten Treppenstufen hinabstieg, sah Amelia mich. Sie kam mir ungewöhnlich nervös vor, sogar einige Strähnen ihres blonden Haarschopfs befanden sich an Stellen, wo sie nicht hingehörten.

»Gerade habe ich versucht, Sie anzurufen«, sagte sie,

während sie an mir vorüberging, ohne ihre Schritte zu verlangsamen. »Änderung des Terminplans«, rief sie mir über die

war, als konzentrierte sich die Hitze des gesamten Streits, den der Krieg gegen den Terror über die Jahre hervorgebracht hatte, für einen kurzen Moment in einem einzigen Mann und ließ diesen weiß glühend aufleuchten. Die Tür zu Langs Stretchlimousine stand offen. Er blieb kurz stehen, winkte den Menschen hinter der Absperrung zu und duckte sich dann in den Wagen. Amelia nahm meinen Arm und schob mich zum zweiten Wagen. »Na los, Beeilung!«, rief sie. Die Motorräder fuhren schon los. »Steigen Sie ein, wenn wir erst mal losgefahren sind, können wir nicht mehr anhalten.«

Sie schlüpfte neben Lang in den vorderen Wagen, und ich stieg in die hintere Limousine zu den beiden aufgekratzten Sekretärinnen, die rübertschten, um mir Platz zu machen. Ein Mann von der Special Branch setzte sich vorn neben den Fahrer, und in der nächsten Sekunde waren wir schon unterwegs, begleitet vom Hupen eines Motorrads, das sich wie das fröhliche Tuten eines kleinen Schleppers anhörte, der einen Ozeanriesen hinaus auf See eskortierte.

*

Unter anderen Umständen hätte ich die Fahrt mit ausgestreckten Beinen genossen: die Harley-Davidsons, die an uns vorbeiglitten, um uns durch den Verkehr zu schleusen; die blassen Gesichter der uns hinterherschauenden Fußgänger jenseits der getönten Scheiben; das Heulen der Sirenen; die blinkenden Blaulichter; die Geschwindigkeit; die *Macht*. Ich kenne nur zwei Sorten Menschen, die derart pompös und theatralisch chauffiert werden: die führenden Politiker dieser Welt und gefangene Terroristen.

Verstohlen tastete ich in der Jackentasche nach meinem

neuen Handy. Sollte ich Rycart warnen, was hier vor sich ging? Ich entschied mich dagegen. Vor Zeugen wollte ich ihn nicht anrufen. Angesichts meiner offensichtlichen Schuld wäre mir das höchst unangenehm gewesen. Kein Verrat ohne Verschwiegenheit. Ich ergab mich dem Lauf der Dinge.

Wir flogen wie Götter über die Queensboro Bridge. Alice und Lucy kicherten vor Aufregung. Ein paar Minuten später erreichten wir La Guardia, ließen das Terminalgebäude links Heggen und fuhren stattdessen durch ein offenes Stahltor direkt auf das Rollfeld zu einem großem Privatjet, der gerade aufgetankt wurde. Es war ein in der Firmenfarbe Dunkelblau lackiertes Hallington-Flugzeug. Auf der hohen Schwanzflosse prangte das Konzernlogo: die Erde, umgürtet von einem Kreis, der wie der aus der Colgate-Werbung aussah: der »Ring des Vertrauens«. Langs Limousine kam schlingend zum Stehen. Er stieg als Erster aus, ging mit schnellen Schritten und eingezogenem Kopf durch den mobilen Bodyscanner und dann die wenigen Stufen hinauf in die Gulfstream, ohne sich noch einmal umzuschauen. Ein Bodyguard hechelte hinter ihm her.

Als ich schwerfällig aus dem Wagen kletterte, war ich ganz steif vor Angst. Es kostete mich bereits Anstrengung, nur die paar Schritte bis zu der kurzen Treppe zu gehen, wo Amelia auf mich wartete. Die Abendluft vibrierte vom Lärm der landenden Jets. Fünf oder sechs konnte ich über dem Wasser sehen, eine Treppe aus Licht in der Dunkelheit.

»So pflegen Sie also zu reisen«, sagte ich und versuchte einen entspannten Ton anzuschlagen. »Läuft das immer so?«

»Sie wollen ihm halt zeigen, wie sehr sie ihn lieben«,

sagte Amelia. »Und zweifellos ist das ganz nützlich, um allen anderen zu zeigen, wie sie mit ihren Freunden umgehen.

Pour encourager les autres.«

Sicherheitsleute kontrollierten mit Metallstäben das Gepäck. Ich legte meinen Koffer auf den Stapel.

»Er sagt, er muss zurück zu Ruth«, fuhr sie fort und schaute am Rumpf hoch. Die Fenster waren größer als bei einem normalen Flugzeug. An einem der hinteren war deutlich Langs Profil zu sehen. »Er müsse unbedingt irgendwas mit ihr besprechen.« Sie klang verwirrt. Fast sprach sie zu sich selbst, so als wäre ich gar nicht da. Ich fragte mich, ob sie sich auf der Fahrt gestritten hatten.

Einer der Sicherheitsleute bat mich, meinen Koffer zu öffnen. Ich zog den Reißverschluss auf und hielt ihm den Koffer hin. Er nahm das Manuskript heraus und tastete den Boden ab. Amelia war so in Gedanken versunken, dass sie nichts davon mitbekam.

»Das ist alles sehr merkwürdig«, sagte sie. »In Washington lief nämlich alles bestens.« Sie starrte mit leerem Blick zu den Signallichtern der Startbahn.

»Ihre Schultertasche«, sagte der Sicherheitsmann.

Ich gab sie ihm. Als er den Umschlag mit den Fotos herausnahm, dachte ich einen Augenblick lang, dass er ihn öffnen würde, aber er war mehr an dem Laptop interessiert. Ich hatte das Bedürfnis weiterzureden.

»Vielleicht gibt's was Neues aus Den Haag«, sagte ich ins Blaue.

»Nein. Damit hat es bestimmt nicht zu tun, das hätte er mir gesagt.«

»Okay«, sagte der Sicherheitsmann. »Sie können an Bord gehen.«

»Halten Sie sich erst mal von ihm fern«, riet mir Ame-

lia mit warnender Stimme, während nun sie durch den Bodyscanner ging. »Ist besser so bei der Stimmung, in der er sich gerade befindet. Wenn er Sie sprechen will, sag ich Ihnen Bescheid.«

Ich stieg die Stufen hinauf.

Lang saß ganz hinten. Er hatte das Kinn in die Hand gestützt und schaute aus dem Fenster. (Später fand ich heraus, dass es die Sicherheitsleute am liebsten sahen, wenn er sich in die letzte Reihe setzte: Dann konnte niemand in seinen Rücken gelangen.) Die Kabine war für zehn Passagiere konzipiert. Je zwei saßen auf zwei Sofas, die entlang der Rumpfwand standen, die restlichen sechs in großen Armsesseln. Die Ausstattung erinnerte mich an die Lobby im Waldorf-Astoria: goldene Beschläge, poliertes Walnussholz und cremefarbene Lederpolster. Lang hatte in einem der Armsessel Platz genommen, der Special-Branch-Mann saß auf dem Sofa daneben. Ein Steward in weißer Jacke beugte sich über den früheren Premierminister. Ich konnte zwar nicht sehen, was für einen Drink er ihm servierte, aber ich hörte es. Das Zwitschern eines Nachtigallpärchens an einem Sommerabend oder das Glockengeläut einer Dorfkirche mögen viele Menschen vielleicht bevorzugen, mein Lieblingsgeräusch jedoch ist der Klang von klimpernden Eiswürfeln in einem geschliffenen Glas. Auf dem Gebiet bin ich Connaisseur. Und es hörte sich entschieden danach an, als hätte Lang dem Eis-tee zugunsten eines kräftigen Schlucks Whisky abgeschworen.

Der Steward sah meinen Blick und kam durch den Gang auf mich zu.

»Darf ich Ihnen auch etwas bringen, Sir?«

»Gern. Ich nehme das Gleiche wie Mr Lang.«

Ich hatte falsch gelegen: Es war Brandy.

Als die Tür geschlossen wurde, waren zwölf Personen an Bord: drei Crewmitglieder (der Pilot, der Kopilot und der Steward) sowie neun Passagiere – die beiden Sekretärinnen, vier Leibwächter, Amelia, Adam Lang und ich. Ich saß mit dem Rücken zum Cockpit, sodass ich meinen Auftraggeber im Auge behalten konnte. Ihm direkt gegenüber saß Amelia. Als die Motoren aufheulten, musste ich mich zusammenreißen, um nicht zur Tür zu stürzen und sie mit Gewalt wieder zu öffnen. Vom ersten Augenblick an hatte ich das Gefühl, dass dieser Flug dem Untergang geweiht war. Die Gulfstream vibrierte leicht, und das Flughafengebäude schien sich langsam an uns vorbeizubewegen. Ich konnte sehen, wie Amelia mit einer Hand energisch in der Luft herumschaltete, als wollte sie Lang etwas erklären. Der aber starrte weiter regungslos hinaus aufs Flugfeld.

Jemand berührte mich am Arm. »Haben Sie eine Ahnung, wie viel eins von diesen Dingen hier kostet?«

Es war der Bodyguard, der auf der Fahrt zum Flugplatz in unserem Wagen gesessen hatte. Er saß auf der anderen Seite des Gangs.

»Keinen Schimmer.«

»Raten Sie.«

»Ich habe wirklich nicht die geringste Ahnung.«

»Na los, schätzen Sie.«

Ich zuckte die Achseln.

»Zehn Millionen Dollar?«

»Vierzig Millionen Dollar.« Er schaute mich triumphierend an – als bedeutete das Wissen um den Preis, dass er irgendetwas mit der Eigentümerschaft des Flugzeugs zu tun habe. »Hallington hat *fünf* davon.«

»Ich frag mich, was die mit fünf von den Dingen anfangen.«

»Sie vermieten sie, wenn sie sie nicht selbst brauchen.«

»Ah, richtig«, sagte ich. »Hab davon gehört.«

Der Motorenlärm wurde lauter, und wir setzten uns in Bewegung. Ich stellte mir die Terrorverdächtigen vor, wie sie – in Handschellen, mit Kapuze über dem Kopf, festgeschnallt in ihren luxuriösen Ledersesseln – von der staubroten Piste eines Militärflugplatzes irgendwo an der afghanischen Grenze abhoben, um in die Kiefernwälder im Osten Polens geflogen zu werden. Das Flugzeug schien mit einem Satz in die Luft zu springen. Ich beobachtete über den Rand meines Glases, wie sich die Lichter Manhattans ausbreiteten, bis sie mein Fenster ganz ausfüllten, dann langsam zur Seite kippten, um schließlich, als wir in die tiefen Wolken eintauchten, flackernd in der Dunkelheit zu verschwinden. Ich hatte das Gefühl, als stiegen wir in unserem verwundbaren Metallzylinder lange Zeit wie blind auf, doch dann zerriss der Schleier, und wir tauchten in eine strahlende Nacht ein. Die Wolken waren so massiv und fest wie die Alpen, und gelegentlich war hinter den Gipfeln der Mond zu sehen, und er beleuchtete Täler, Gletscher und Schluchten.

Wir flogen schon eine Zeit lang in der Horizontalen, als Amelia aufstand und durch den Gang auf mich zuging. Wegen der leicht schwankenden Kabine war ihr Hüftschwung unfreiwillig verführerisch.

»Also dann«, sagte sie. »Sie können jetzt auf ein Wort zu ihm nach hinten. Aber regen Sie ihn nicht auf, okay? Er hat ein paar höllisch anstrengende Tage hinter sich.«

Er und ich, wir beide, dachte ich.

»Alles klar«, sagte ich.

Ich nahm meine Schulertasche, die neben dem Sessel auf dem Boden stand, und wollte mich gerade an ihr vorbeischieben, da hielt sie mich am Arm fest.

»Aber Sie haben nicht viel Zeit«, sagte sie. »Der Flug ist nur ein Katzensprung. Wir gehen jede Minute wieder runter.«

*

Es war tatsächlich nur ein Hüpfen. Ich habe das später nachgeprüft. Zweihundertsechzig Meilen liegen zwischen New York und Martha's Vineyard, und die Reisegeschwindigkeit einer Gulfstream G450 beträgt fünfhundertachtundvierzig Meilen pro Stunde. Diese beiden Fakten erklären, warum die Aufzeichnung meiner Unterhaltung mit Lang nur elf Minuten dauert. Wahrscheinlich verloren wir schon wieder an Höhe, als ich noch auf dem Weg zu ihm war.

Seine Augen waren geschlossen, die ausgestreckte Hand auf der Armlehne hielt das Glas. Er hatte Jackett und Krawatte abgelegt, hatte die Schuhe von den Füßen gestreift und lag ausgebreitet wie ein Seestern da, als hätte ihn jemand in den Sessel hineingestoßen. Erst dachte ich, er sei eingeschlafen, doch dann merkte ich, dass er mich durch die schmalen Schlitze seiner zusammengekniffenen Augen aufmerksam beobachtete. Mit dem Glas deutete er fahrig auf den Sessel ihm gegenüber.

»Hallo, Mann«, sagte er, »setzen Sie sich.« Er öffnete die Augen ganz, gähnte und hielt sich den Handrücken vor den Mund. »Entschuldigung.«

»Hallo, Adam.«

Ich setzte mich und stellte die Schulertasche auf dem

Schoß ab. Ich kramte ein Notizbuch, den Rekorder und eine leere Minidisc heraus. Das war es doch, was Rycart wollte, oder? Aufzeichnungen? Die Nervosität machte meine Bewegungen ungelentk. Hätte Lang nur die Stirn gerunzelt, hätte ich den Rekorder sofort wieder eingepackt. Aber er schien nichts zu bemerken. Dieses Ritual am Ende eines offiziellen Besuchs hatte er schon so viele Male über sich ergehen lassen – der Journalist, der ihm für ein paar exklusive Interviewminuten zugeführt wurde; der von nervösen Fingern überprüfte Rekorder, damit er auch wirklich funktionierte; die Illusion der Zwanglosigkeit, wenn man beim premierministeriellen Entspannungsdrink plauschte. Auf der Aufnahme kann man seiner Stimme die Erschöpfung anhören.

»Und?«, sagte er. »Wie läuft's?«

»Läuft«, sagte ich. »Läuft sogar gut.«

Wenn ich die Aufnahme jetzt abhöre, klingt meine Stimme vor Nervosität so schrill, als hätte ich Helium inhaliert.

»Irgendwas Interessantes herausgefunden?«

Da war ein Funkeln in seinen Augen. Verachtung? Be-lustigung? Ich spürte, dass er mit mir spielte.

»Dies und das. Wie war Washington?«

»Washington war großartig. Wirklich großartig.« Ein raschelndes Geräusch ist zu hören. Er richtet sich leicht im Sessel auf, bringt sich in Positur für eine allerletzte Nummer, bevor das Theater für diesen Abend die Pforten schließt. »Von allen Seiten werde ich fantastisch unterstützt – vom Kongress natürlich, das haben Sie ja wahrscheinlich gesehen, aber auch vom Vizepräsidenten und vom Außenminister. Sie werden mich auf jede nur mögliche Weise unterstützen.«

»Heißt das unter dem Strich, dass Sie sich in Amerika niederlassen können?«

»Ja. Wenn es hart auf hart kommt, dann gewähren sie mir auf jeden Fall Asyl. Vielleicht besorgen sie mir sogar irgendeinen Job, solange ich dafür nicht über den Teich muss. Aber so weit wird es nicht kommen. Sie werden mir nämlich etwas liefern, das viel wertvoller ist.«

»Wirklich?«

Lang nickte. »Beweise.«

»Aha.« Ich hatte keine Ahnung, wovon er redete.

»Läuft das Ding da?«, fragte er.

Man hört ein ohrenbetäubendes Knirschen und Knacken, als ich den Minidisc-Rekorder hochhebe.

»Ja, glaube schon. Ist das okay?«

Dann einen dumpfen Schlag, als ich ihn wieder hinstelle.

»Klar«, sagte Lang. »Ich wollte nur sichergehen, dass das festgehalten wird, weil wir das definitiv brauchen können. Das ist wichtig. Wir sollten uns das als exklusives Bonbon für die Memoiren aufheben. Bei den Verhandlungen über die Vorabdruckrechte wird das Wunder wirken.« Er beugte sich vor, um seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen. »Washington ist darauf vorbereitet, beeidigte Aussagen zu präsentieren, dass kein Angehöriger der Streitkräfte des Vereinigten Königreichs direkt an der Festnahme dieser vier Männer in Pakistan beteiligt war.«

»Wirklich?« *Wirklich? Wirklich?* Ich wiederhole das Wort wie ein Papagei, und jedes Mal zucke ich wieder zusammen, wenn ich meine kriecherische Stimme höre. Der stiefelleckende Höfling. Der Ghost ohne Rückgrat.

»Hundertprozentig. Der Direktor der CIA persönlich wird dem Gericht in Den Haag eine eidliche Aussage prä-

sentieren mit dem Inhalt, dass die verdeckte Operation eine rein amerikanische Unternehmung war. Und wenn das noch nicht ausreicht, dann wird er die Offiziere, die die Aktion vor Ort durchgeführt haben, aussagen lassen – *vor der Kamera!*« Lang lehnte sich zurück und nippte an seinem Brandy. »Daran wird Rycart ganz schön zu knabbern haben. Worauf will er jetzt noch eine Anklage wegen Kriegsverbrechen aufbauen?«

»Aber Ihr Memorandum an das Verteidigungsministerium ...«

»Das ist authentisch«, gestand er achselzuckend zu. »Stimmt, ich kann nicht abstreiten, dass ich den Einsatz der SAS dringend empfohlen habe. Es stimmt auch, dass die britische Regierung nicht abstreiten kann, dass unsere Sondereinheiten zur Zeit der ›Operation Tempest‹ in Peschawar waren. Und wir können nicht abstreiten, dass es unsere Nachrichtendienste waren, die die Männer an dem Ort aufgespürt haben, wo sie dann verhaftet wurden. Aber es gibt keinen Beweis, dass wir diese Information an die CIA weitergegeben haben.«

Lang lächelte mich an.

»Aber das haben wir, oder?«

»Es gibt keinen Beweis, dass wir diese Information an die CIA weitergegeben haben.«

»Aber wenn wir sie weitergegeben hätten, dann wäre das zweifelsfrei Beihilfe und Unterstützung ...«

»Es gibt keinen Beweis, dass wir diese Information an die CIA weitergegeben haben.«

Er lächelte mich immer noch an, auch wenn jetzt eine Konzentrationsfalte auf seiner Stirn sichtbar wurde, wie bei einem Tenor, der am Ende einer schwierigen Arie den Ton hielt.

»Wie ist sie dann zur CIA gelangt?«

»Das ist eine schwierige Frage. Nicht durch einen offiziellen Kanal, das ist sicher. Und sicher ist auch, dass *ich* nichts damit zu tun hatte.« Es entstand eine lange Pause. Er hörte auf zu lächeln. »Und?«, sagte er. »Was meinen Sie?«

»Das hört sich ein bisschen ...« Ich suchte nach einem diplomatischen Wort. »... nun ja, theoretisch an.«

»Was heißen soll?«

Meine auf Disc festgehaltene Antwort ist so schlüpfzig, so triefend vor ängstlichem Drumherumgeschwafel, dass man nur darüber lachen kann.

»Nun ja, Sie geben ja selbst zu, dass Sie wollten, dass die SAS die Männer festsetzen, aus zweifelsohne verständlichen Gründen, und auch wenn sie dann den Job nicht selbst erledigthaben, so kann das Verteidigungsministerium, so habe ich das zumindest verstanden, nicht wirklich *abstreiten*, dass die SAS darin verwickelt waren, weil Sie es mutmaßlich ja waren, auf gewisse Weise, auch wenn die SAS-Leute nur hinter der nächsten Hausecke in einem Auto gesessen haben. Und anscheinend waren es ja britische Nachrichtendienstinformationen, die den Aufenthaltsort der Männer an die CIA weitergegeben haben. Und als man die Männer gefoltert hat, haben Sie das nicht verurteilt.«

Den letzten Satz hatte ich ziemlich schnell gesprochen.

Lang sagte kühl: »Sid Kroll war sehr angetan von der Kooperationsbereitschaft der CIA. Er glaubt, dass die Anklägerin das Verfahren vielleicht sogar einstellen muss.«

»Tja, wenn Sid das sagt, ..«

»Ach, scheiß drauf«, sagte Lang plötzlich. Er schlug mit der Hand hart auf den Rand des Tisches. Auf der Aufzeichnung hört es sich wie eine Explosion an. Die auf dem Sofa dösenden Männer von der Special Branch schauten

scharf zu uns herüber. »Ich bedauere nicht, was mit den vier Männern passiert ist. Wenn wir uns auf die Pakistanis verlassen hätten, dann hätten wir sie nie erwischt. Wir mussten sie schnappen, als wir die Chance dazu hatten. Wenn sie uns durch die Lappen gegangen wären, dann wären sie untergetaucht, und das nächste Mal hätten wir von ihnen gehört, wenn sie welche von unseren Leuten getötet hätten.«

»Nicht die geringste Reue?«

»Nein.«

»Nicht mal wegen des einen, der bei den Verhören gestorben ist?«

»Ach, der«, sagte Lang abfällig. »Der hatte was am Herzen, irgendein nicht diagnostiziertes Herzleiden. Er hätte jede Minute auch so sterben können. Er hätte genauso gut morgens beim Aufstehen tot umfallen können.«

Ich sagte nichts. Ich tat so, als machte ich mir Notizen.

»Hören Sie«, sagte Lang. »Ich verurteile Folter, aber da gibt's auch noch ein paar andere Fakten. Erstens, sie liefert Ergebnisse, ich habe die Berichte selbst gelesen. Zweitens, wenn man die Macht hat, dann läuft letztlich alles darauf hinaus, zwischen mehreren üblen Optionen abzuwägen. Und wenn Sie genau darüber nachdenken, was sind schon ein paar Minuten Schmerzen, die einigen wenigen Personen zugefügt werden, im Vergleich zum Tod – *Tod*, wohlgemerkt – von Tausenden. Drittens, erzählen Sie mir nicht, dass das eine Besonderheit des Krieges gegen den Terror ist. Folter ist schon immer Teil der Kriegführung gewesen. Der einzige Unterschied ist der, dass da in der Vergangenheit kein Scheißreporter war, der darüber berichtet hat.«

»Die in Pakistan festgenommenen Männer behaupten, dass sie unschuldig sind«, sagte ich.

»Natürlich behaupten sie das! Was sollen sie denn sonst sagen?« Lang musterte mich eingehend, als nähme er mich gerade zum ersten Mal richtig wahr. »Langsam glaube ich, dass Sie zu blauäugig für den Job sind.«

Ich konnte nicht widerstehen.

»Anders als Mike McAra?«, sagte ich.

»Mike!« Lang lachte und schüttelte den Kopf. »Mike war auf eine andere Art blauäugig.«

Das Flugzeug verlor nun ziemlich schnell an Höhe. Der Mond und die Sterne waren verschwunden. Wir stießen durch die Wolken. Ich spürte die Druckänderung in den Ohren, kniff mir die Nase zu und schluckte fest.

Amelia kam durch den Gang auf uns zu.

»Alles in Ordnung?«, fragte sie. Sie sah besorgt aus. natürlich hatte sie Langs Wutausbruch mitbekommen. Wie jeder andere in der Kabine auch.

»Wir arbeiten nur ein bisschen an meinen Memoiren«, sagte Lang. »Ich erzähle ihm gerade, wie die ›Operation Tempest‹ abgelaufen ist.«

»Nehmen Sie das auf?«, fragte Amelia mich.

»Wenn das in Ordnung geht«, sagte ich.

»Seien Sie vorsichtig«, sagte sie zu Lang. »Denken Sie dran, was Sid Kroll gesagt hat.«

»Die Aufzeichnungen gehören Ihnen«, sagte ich. »Nicht mir.«

»Aber sie könnten beschlagnahmt werden.«

»Hören Sie auf, mich wie ein Kind zu behandeln«, fuhr Lang sie grob an. »Ich weiß, was ich sagen will. Das wird jetzt ein für alle Mal erledigt.«

Amelias Augen weiteten sich kurz, aber das war alles, was sie sich an Reaktion gestattete. Sie zog sich wieder zurück.

»Frauen!«, brummte Lang. Er trank einen Schluck

Brandy. Das Eis war schon geschmolzen, aber die Flüssigkeit immer noch dunkel. Offenbar hatte er sich einen ziemlich kräftigen Schluck einschenken lassen, und mir kam der Gedanke, dass unser ehemaliger Premierminister leicht angetrunken war. Ich spürte, dass das meine Chance war.

»Auf welche Art war Mike McAra blauäugig?«, fragte ich.

»Vergessen Sie's«, murmelte Lang. Mit dem Kinn auf der Brust brütete er vor sich hin und hielt sich an seinem Drink fest. Plötzlich fuhr er wieder in die Höhe. »Und dann diese ganze Scheiße mit den Bürgerrechten. Wissen Sie, was ich machen würde, wenn ich wieder an der Macht wäre? Ich würde sagen, okay, Leute, ab sofort gibt's am Flughafen zwei Schlangen. Links ist die Schlange für Flüge, bei denen wir nichts machen, keine Hintergrundüberprüfung der Passagiere, keine Personenprofile, keine biometrischen Daten, nichts, was die kostbaren Bürgerrechte von irgendwem verletzt, und wir verwerten auch keine unter Folter erlangten Informationen – nichts. Rechts ist die Schlange für die Flüge, bei denen wir alles Menschenmögliche für die Sicherheit der Passagiere unternommen haben. Und dann können die Leute selbst entscheiden, in welches Flugzeug sie einsteigen. Wäre das nicht fantastisch? Sich zurückzulehnen und zu beobachten, wo die Rycarts dieser Welt *wirklich* ihre Kinder einchecken würden, wenn's hart auf hart geht?«

»Und Mike war so einer?«

»Nicht am Anfang. Aber leider hatte Mike auf seine alten Tage den Idealismus für sich entdeckt. Ich hab zu ihm gesagt, das war übrigens bei unserer letzten Unterhaltung, ich hab also zu ihm gesagt, wenn Jesus Christus, als er auf die Erde gekommen ist, es nicht geschafft hat, alle Probleme

me dieser Welt zu lösen – und er war schließlich der Sohn Gottes –, ob es da nicht ein bisschen unsinnig von ihm, Mike, sei, von mir zu erwarten, dass ich das alles in zehn Jahren ins Lot bringe?«

»Stimmt es, dass Sie einen ernsten Krach mit ihm hatten? Kurz vor seinem Tod, meine ich?«

»Mike hat wilde Anschuldigungen erhoben. Die konnte ich nicht so einfach übergehen.«

»Darf ich fragen, was das für Anschuldigungen waren?«

Ich sah schon vor mir, wie sich Rycart und der Sonderermittler beim Abhören der Aufzeichnung aufrichteten. Ich musste wieder schlucken. Ich hörte meine Stimme nur sehr gedämpft, so als ob ich in einem Traum spräche oder aus großer Entfernung mir selbst etwas zurief. Die Pause auf der Aufzeichnung ist ziemlich kurz, obwohl sie mir damals wie eine Ewigkeit vorkam. Als Lang schließlich antwortete, klang seine Stimme absolut ruhig.

»Ich ziehe es vor, sie nicht zu wiederholen.«

»Hatten sie etwas mit der CIA zu tun?«

»Ach, kommen Sie, das wissen Sie doch schon«, sagte Lang bitter. »Oder haben Sie sich etwa nicht mit Paul Emmett getroffen?«

Diesmal ist die Pause auf der Aufzeichnung so lang wie in meiner Erinnerung.

Nachdem er die Bombe hatte platzen lassen, schaute er aus dem Fenster und nippte an seinem Drink. Unter uns waren schon ein paar vereinzelte Lichtpunkte zu sehen. Wahrscheinlich Schiffe. Ich schaute ihn an und erkannte, dass die Jahre ihn schließlich doch eingeholt hatten. Man sah es an dem welken Fleisch rund um die Augen und der schlaffen Haut unter dem Kinn. Aber vielleicht lag es auch gar nicht am Alter, vielleicht war er einfach nur ausgelaugt.

Ich bezweifle, dass er in den zurückliegenden Wochen noch richtig hatte schlafen können, wahrscheinlich nicht mehr, seit McAra ihn zur Rede gestellt hatte. Jedenfalls lag, als er mich schließlich wieder anschaute, keinerlei Zorn in seinem Gesichtsausdruck, sondern nichts als eine große Müdigkeit.

»Ich will, dass Sie eins verstehen«, sagte er mit großem Nachdruck. »Alles, was ich getan habe, als Parteichef wie als Premierminister, habe ich aus Überzeugung getan ... alles ... weil ich geglaubt habe, dass es das Richtige ist.«

Ich murmelte eine Antwort. Ich stand wie unter Schock.

»Emmett behauptet, dass Sie ihm Fotos gezeigt haben. Stimmt das? Darf ich sie sehen?«

Meine Hände zitterten etwas, als ich sie aus dem Umschlag zog und über den Tisch schob. Über die ersten vier blätterte er schnell hinweg, beim fünften – dem mit Emmett auf der Bühne – hielt er kurz inne. Dann fing er wieder von vorn an und nahm sich diesmal für jedes einzelne Foto mehr Zeit.

»Wo haben Sie die her?«, fragte er, ohne den Blick von den Fotos abzuwenden.

»McAra hat sie sich aus dem Archiv schicken lassen. Ich hab sie in seinem Zimmer gefunden.«

Über Lautsprecher forderte der Kopilot uns auf, die Sicherheitsgurte anzulegen.

»Komisch«, sagte Lang. »Komisch, wie sehr wir uns alle verändert haben und trotzdem genau die Gleichen geblieben sind. Mike hat nie ein Wort über irgendwelche Fotos fallen lassen. Dieses verfluchte Archiv!« Er kniff die Augen zusammen und schaute sich eine der Aufnahmen vom Flussufer ganz genau an. Mehr als von sich selbst oder Emmett, fiel mir auf, war er anscheinend von den Mädchen

fasziniert. »An die kann ich mich erinnern«, sagte er und klopfte auf das Foto. »Und an die. Als ich Premierminister war, hat sie mir mal geschrieben. Ruth war nicht gerade erbaut. O Gott«, sagte er und fuhr sich mit der Hand übers Gesicht. »Ruth.« Einen Augenblick lang dachte ich, er würde zusammenbrechen, aber als er mich wieder anblickte, waren seine Augen klar. »Was passiert jetzt? Haben Sie in Ihrer Branche eine Methode, wie man mit einer derartigen Situation umgeht?«

Im Fenster wurden jetzt deutliche Lichtmuster sichtbar. Ich konnte Autoscheinwerfer auf einer Straße erkennen.

»Der Auftraggeber hat das letzte Wort darüber, was ins Buch kommt«, sagte ich. »Immer. Allerdings müssen in diesem Fall, angesichts der Umstände ...«

Auf der Aufzeichnung geht meine Stimme jetzt unter. Ein lautes Knacken ist zu hören, weil Lang sich vorbeugt und meinen Unterarm umfasst.

»Wenn Sie damit das meinen, was mit Mike passiert ist... Sie müssen mir glauben, dass ich entsetzt war, dass mich das tief getroffen hat.« Er schaute mich fest und unerschütterlich an: Mit allem, was ihm an Kraft geblieben war, versuchte er mich zu überzeugen, und ich gestehe offen, dass ihm das gelang – trotz allem, was ich über ihn herausgefunden hatte. Bis zum heutigen Tag bin ich mir sicher, dass er die Wahrheit gesagt hat. »Und wenn Sie mir auch sonst nichts glauben, aber das müssen Sie mir bitte glauben, dass sein Tod nichts mit mir zu tun hat. Das Bild von Mike im Leichenschauhaus wird mich bis ins Grab verfolgen. Ich bin mir sicher, dass es ein Unfall war. Aber gut, um der Debatte willen, sagen wir, dass es kein Unfall war.« Sein Griff wurde noch fester. »Was hat er sich dabei gedacht, nach Boston zu fahren und Emmett zur Rede zu stellen? Er war

lange genug im Politikgeschäft, um zu wissen, dass man so etwas nicht tut – nicht wenn der Einsatz so hoch ist. In gewisser Weise hat er sich selbst umgebracht. Das war ein selbstmörderischer Akt.«

»Genau das macht mir Sorgen«, sagte ich.

»Sie können doch nicht ernsthaft annehmen, dass Ihnen das Gleiche zustoßen könnte«, sagte Lang.

»Der Gedanke ist mir gekommen.«

»In dieser Hinsicht brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Das kann ich garantieren.« Ich schätze, meine Zweifel standen mir ins Gesicht geschrieben. »Jetzt machen Sie aber mal einen Punkt!«, sagte er eindringlich. Wieder umklammerte er meinen Unterarm. »Im Augenblick sind vier Polizeibeamte in diesem Flugzeug! Für was für Menschen halten Sie uns?«

»Das ist der Punkt«, sagte ich. »Was für Menschen *sind* sie?«

Im Sinkflug schwebten wir dicht über den Baumwipfeln. Die Lichter der Gulfstream glitten über die dunklen Wellen des Blätterdachs. Ich versuchte meinen Arm wegzuziehen.

»Entschuldigung«, sagte ich.

Lang ließ zögernd meinen Arm los, und ich legte den Sicherheitsgurt an. Er tat das Gleiche. Er schaute durch das Fenster zum Flughafengebäude und dann, während wir elegant auf der Landebahn aufsetzten, wieder zu mir – entsetzt.

»Mein Gott, Sie haben es schon jemandem erzählt. Hab ich recht?«

Ich merkte, wie ich puterrot anlief.

»Nein«, sagte ich.

»Doch, das haben Sie.«

»Nein.« Auf der Aufnahme klinge ich so windelweich wie ein Kind, das die Hand noch in der Keksdose hat.

Er beugte sich wieder vor.

»Wem haben Sie es erzählt?«

Während ich zu dem dunklen Wald jenseits der Flugplatzumzäunung schaute, wo mir alles Mögliche auflauern konnte, erschien mir Rycart wie die einzige Versicherungspolice, die ich hatte.

»Richard Rycart«, sagte ich.

Das muss ein verheerender Schlag für ihn gewesen sein. In diesem Moment muss ihm klar gewesen sein, dass alles aus war. Vor meinem geistigen Auge sehe ich ihn regungslos dasitzen – wie einen von diesen ehemals pompösen, aber jetzt dem Untergang geweihten Wohnblöcken, Augenblicke nachdem man die Sprengladungen gezündet hat: Einige wenige Sekunden lang bleibt die Fassade bizarrerweise noch intakt, bevor sie langsam in sich zusammenzusacken beginnt. Das war Lang. Er schaute mich lange mit leeren Augen an und sank dann in seinen Sessel zurück.

Das Flugzeug kam vor dem Flughafengebäude zum Stehen. Die Motoren erstarben.

*

In dieser Situation tat ich dann schließlich doch noch etwas Schlaues.

Während Lang in seinem Sessel saß und über seinen Untergang brütete und Amelia auf uns zuhastete, um herauszufinden, was ich gesagt hatte, war ich geistesgegenwärtig genug, die Minidisc aus dem Rekorder zu nehmen, in meine Jackentasche zu stecken und stattdessen eine lee-

re Disc einzulegen. Lang und Amelia bemerkten nichts: Er war zu betäubt und sie zu sehr auf ihn fixiert.

»Schluss jetzt«, sagte sie bestimmt. »Das reicht für heute.« Sie nahm das Glas aus seiner schlaffen Hand und gab es dem Steward. »Kommen Sie, Adam, Ruth wartet im Terminal.« Sie beugte sich über ihn, öffnete den Sicherheitsgurt und nahm seine Anzugjacke vom Nebensitz. Sie hielt ihm die Jacke hin, damit er hineinschlüpfen konnte, und schüttelte sie dabei ganz leicht, so wie ein Stierkämpfer sein rotes Tuch, aber ihre Stimme klang sehr zärtlich. »Adam?«

Gehorsam, wie in Trance, stand er auf und schaute leer in Richtung Cockpit, während sie ihm die Arme in die Ärmel bugsierte. Über seine Schulter blickte sie mich zornig an und formte mit den Lippen, aufgebracht und sehr deutlich in der für sie typischen präzisen Diktion die Worte: »Was soll der Scheiß?«

Eine gute Frage. Was für einen Scheiß zog ich hier eigentlich ab? Vorn wurde die Tür geöffnet, und drei der Special-Branch-Männer stiegen aus. Ein Schwall kalter Luft wehte durch die Kabine. Lang setzte sich in Bewegung, mit dem vierten Leibwächter als Vorhut und Amelia im Rücken. Ich verstaute schnell den Rekorder und die Fotos in der Schultertasche und folgte ihnen. Der Pilot war aus dem Cockpit gekommen und stand bereit, um sich zu verabschieden. Ich sah, wie Lang die Schultern durchdrückte und mit ausgestreckter Hand auf ihn zuging.

»Wunderbarer Flug«, sagte Lang geistesabwesend. »Wie immer. Meine Lieblingslinie.« Er schüttelte dem Piloten die Hand, beugte sich dann zur Seite und verabschiedete sich auch vom Kopiloten und vom Steward. »Danke, vielen Dank.« Als er sich zu uns umdrehte, lächelte er immer noch sein professionelles Lächeln, aber es verfiel schnell. Er

wirkte angeschlagen. Der Leibwächter war schon halb die Treppe hinuntergegangen. Amelia, ich und die beiden Sekretärinnen warteten noch darauf, nach Lang das Flugzeug verlassen zu können. Hinter der Scheibe des erleuchteten Flughafengebäudes konnte ich undeutlich Ruths Gestalt ausmachen. Sie war zu weit weg, als dass ich ihre Gesichtszüge hätte erkennen können. »Tun Sie mir den Gefallen, und warten Sie noch einen Moment, bis Sie nachkommen, okay?«, sagte er zu Amelia. »Sie auch, ja?«, sagte er zu mir. »Ich muss mich kurz allein mit meiner Frau unterhalten.«

»Ist alles in Ordnung, Adam?«, fragte Amelia. Sie arbeitete schon zu lange mit ihm zusammen und Hebte ihn wohl auch zu sehr, um nicht zu spüren, dass etwas ganz und gar nicht in Ordnung war.

»Alles bestens«, sagte Lang. Er berührte sie leicht am Ellbogen und wandte sich dann mit einer angedeuteten Verbeugung an uns alle, mich eingeschlossen. »Vielen Dank, meine Damen und Herren, und gute Nacht.«

Dann zog er den Kopf ein und trat vor die Tür, hielt auf der obersten Stufe kurz inne, schaute sich um und strich sich das Haar glatt. Amelia und ich beobachteten ihn aus dem Inneren des Flugzeugs. Er war genauso wie an dem Tag, als ich ihn zum ersten Mal gesehen habe: aus reiner Gewohnheit immer noch nach einem Publikum Ausschau haltend, mit dem er Kontakt aufnehmen könnte, obwohl der windige, in Flutlicht getauchte Platz menschenleer war – abgesehen von den wartenden Leibwächtern und einem Techniker vom Bodenpersonal, der Überstunden machte und sicher nichts lieber wollte, als nach Hause zu kommen.

Jetzt musste auch Lang seine Frau entdeckt haben, plötzlich hob er nämlich den Arm zum Zeichen, dass er sie gesehen hatte, und dann ging er federnd wie ein Tänzer die

Stufen hinunter. Nachdem er das Rollfeld betreten und etwa zehn Meter auf den Terminal zugegangen war, rief der Techniker laut: »Adam!«, und winkte ihm zu. Die Stimme hörte sich nach einem Engländer an. Lang muss den Akzent seines Landsmannes erkannt haben, denn auf einmal änderte er die Richtung, entfernte sich von seinen Leibwächtern und schritt mit ausgestreckter Hand auf den Mann im Overall zu. Das ist mein letztes Bild von Adam Lang: ein Mann, der immer die Hand ausgestreckt hielt. Das Bild ist in meine Netzhaut eingebrannt – sein sehnsüchtiger Schattenriss vor einem sich aufblähenden grellweißen Feuerball, der ihn plötzlich verschlingt. Und dann waren da nur noch die herumfliegenden Trümmer, die schmerzhaften Gesteinsbrocken, das Glas, die Glutofenhitze und die dumpfe Lautlosigkeit der Explosion.

SECHZEHN

»Wenn es Sie auch nur ansatzweise stört, dass man Ihren Namen nicht erwähnt oder Sie nicht zur Buchpremiere einlädt, dann werden Sie in diesem Job sehr unglücklich sein.«

»GHOSTWRITER«

Nach dem ersten grellen Lichtblitz habe ich nichts mehr gesehen: Glassplitter und Blut verklebten meine Augen. Die Wucht der Explosion schleuderte uns zurück. Wie ich später erfuhr, schlug Amelia mit dem Kopf gegen einen der Kabinensessel und wurde ohnmächtig, während ich in der Dunkelheit und Stille im Gang lag, ob Minuten oder Stunden, kann ich nicht mehr sagen. Ich hatte keinerlei Schmerzen, außer als mir eine der Sekretärinnen bei ihrem panischen Versuch, das Flugzeug zu verlassen, mit dem Stöckelschuh auf die Hand trat. Aber ich konnte nichts sehen, und es dauerte mehrere Stunden, bis ich wieder einigermaßen hören konnte. Noch heute habe ich gelegentlich ein Brummen in den Ohren, das sich anhört wie eine Funkstörung und mich vom Rest der Welt abschneidet. Schließlich wurde ich weggetragen und bekam eine wunderbare Morphiumspritze, die wie ein warmes Feuerwerk in meinem Gehirn explodierte. Zusammen mit allen anderen Überle-

benden wurde ich per Hubschrauber in ein Krankenhaus in der Nähe von Boston geflogen – wie sich herausstellte, lag die Klinik in nächster Nähe von Emmetts Wohnort.

Wer hat nie als Kind jemals heimlich etwas angestellt, das er damals für wirklich schlimm gehalten hat? Und dann hundertprozentig angenommen, dass er dafür bestraft werden würde? Ich erinnere mich, dass ich einmal eine wertvolle alte Grammophonplatte meines Vaters zerbrochen und sie, ohne etwas zu sagen, einfach wieder in die Hülle gesteckt hatte. Tagelang lebte ich mit der Horrorvorstellung, dass die Vergeltung jeden Augenblick über mich hereinbrechen würde. Aber nie fiel auch nur ein einziges Wort. Als ich mich dann irgendwann mal traute, nach der Platte zu suchen, war sie verschwunden. Mein Vater hatte sie wohl einfach weggeworfen.

Ähnliche Gefühle quälten mich nach der Ermordung Adam Langs. Während der folgenden ein oder zwei Tage lag ich in meinem Krankenhauszimmer – das Gesicht verbunden, auf dem Korridor saß ein Wachpolizist – und spulte im Geist immer wieder die Ereignisse der vergangenen Woche ab. Und immer kam ich zu dem Ergebnis, dass ich dieses Zimmer nie lebend verlassen würde. Wenn man sich einmal die Zeit nimmt und genau darüber nachdenkt, so ist es nirgendwo einfacher, einen Menschen zu entsorgen, als in einem Krankenhaus. Gehört fast zur täglichen Routine, könnte ich mir vorstellen. Wer wäre als Killer besser geeignet als ein Arzt?

Aber es passierte das Gleiche wie bei dem Vorfall mit der zerbrochenen Platte meines Vaters. Nämlich gar nichts. Während ich noch blind in meinem Bett lag, wurde ich von Special Agent Murphy aus dem Bostoner Büro des FBI freundlich darüber ausgefragt, an was ich mich noch erin-

nern könnte. Am folgenden Nachmittag, man hatte mir inzwischen die Verbände über den Augen abgenommen, kam Murphy noch einmal wieder. Er sah aus wie ein kraftstrotzender junger Priester aus einem Fünfzigerjahrefilm. Diesmal kam er in Begleitung eines finsternen Engländers vom British Security Service MI5. Sein Name kam mir irgendwie nie zu Ohren – wohl deshalb, so meine Vermutung, weil er auch nie für meine Ohren bestimmt war.

Sie zeigten mir ein Foto. Meine Sehschärfe ließ noch zu wünschen übrig, aber dennoch konnte ich den Verrückten identifizieren, den ich in der Bar meines Hotels getroffen hatte und der bei dem Feldweg, der zu Rhineharts gesichertem Anwesen führte, seinen einsamen Wachposten mit dem Bibelspruch aufgebaut hatte. Sie sagten, dass der Mann George Arthur Boxer heiße und ein ehemaliger Major der britischen Armee sei, dessen Sohn im Irak getötet worden und dessen Frau sechs Monate später bei einem Selbstmordattentat in London umgekommen war. In seinem zerrütteten Geisteszustand habe Major Boxer Adam Lang persönlich dafür verantwortlich gemacht und sei ihm, nachdem er in den Zeitungen von McAras Tod gelesen hatte, bis nach Martha's Vineyard gefolgt. Er sei ein Experte in Sachen Kriegsmaterial und nachrichtendienstliche Tätigkeit gewesen. Die Kenntnisse darüber, wie man ein Selbstmordattentat durchführt, habe er sich aus dem Internet geholt, von diversen Dschihadisten-Websites. Er habe in Oak Bluffs ein Cottage gemietet, sich einen Vorrat an Peroxiden und Unkrautvertilgungsmitteln angelegt und das Häuschen in eine Kleinfabrik zur Produktion von selbst gebauten Sprengkörpern umfunktioniert. Es sei ein Leichtes für ihn gewesen, Lang bei seiner Rückkehr aus New York abzu-passen, weil er nur auf die gepanzerte Limousine habe ach-

ten müssen, die immer vom Rhinehart-Anwesen zum Flugplatz fuhr, um Lang abzuholen. Wie er auf das Flugplatzgelände gekommen sei, wisse man nicht, dies sei aber bei Dunkelheit und einem über sechs Kilometer langen Zaun sicher nicht unmöglich gewesen. Außerdem hätten die Experten die vier Beamten von der Special Branch plus ein gepanzertes Fahrzeug als für Langs Schutz ausreichend erachtet.

Man müsse realistisch bleiben, sagte der Mann vom M15. Die Gewährleistung von Sicherheit habe seine Grenzen, besonders wenn man es mit einem zu allem entschlossenen Selbstmordattentäter zu tun habe. Er zitierte Seneca, im lateinischen Original, übersetzte es mir aber dankenswerterweise : »Wer sein eigenes Leben verachtet, der ist Herr über das deinige.« Ich glaubte, bei allen eine gewisse Erleichterung über die Umstände von Langs Tod zu spüren: bei den Briten, weil er auf amerikanischem Boden getötet worden war; bei den Amerikanern, weil er von einem Briten in die Luft gejagt worden war; und auf beiden Seiten, weil es nun keinen Kriegsverbrecherprozess, keine Enthüllungen und keinen Engländer geben würde, der sein Gastrecht überstrapazieren und in den nächsten zwanzig Jahren die Abendgesellschaften Georgetown's bevölkern würde. Man konnte fast sagen, dass sich die Angelegenheit im Sinne der besonderen Beziehung zwischen den beiden Ländern auf gefällige Weise erledigt hatte.

Agent Murphy fragte mich nach Einzelheiten über den Flug von New York nach Martha's Vineyard und ob Lang irgendwelche Sorgen bezüglich seiner persönlichen Sicherheit geäußert habe. Ich antwortete wahrheitsgemäß, dass das nicht der Fall gewesen sei.

»Mrs Bly hat uns erzählt«, sagte der M15-Mann, »dass

Sie gegen Ende des Fluges ein Interview mit ihm aufgezeichnet hätten.«

»Nein, da irrt sie sich«, sagte ich. »Der Rekorder stand zwar vor mir, aber ich hatte ihn die ganze Zeit ausgeschaltet. Außerdem handelte es sich nicht wirklich um ein Interview, es war mehr eine lockere Plauderei.«

»Dürfte ich mir den Rekorder mal anschauen?«

»Klar.«

Meine Schultertasche lag auf dem Nachttisch neben dem Bett. Der MI5-Mann holte den Rekorder aus der Tasche und nahm die Minidisc heraus. Ich schaute ihm mit trockenem Mund zu.

»Kann ich mir die ausleihen?«

»Sie können sie behalten, wenn Sie wollen«, sagte ich. Er schaute sich auch den Rest des Tascheninhalts an. »Übrigens, wie geht's Amelia eigentlich?«

»Gut.« Er steckte die Disc in seine Aktentasche. »Danke.«

»Kann ich sie sehen?«

»Sie ist gestern Abend nach London zurückgefliegen.« Er muss mir meine Enttäuschung angesehen haben, denn er setzte mit frostig vergnügter Stimme hinzu: »Kein Wunder, sie hat ihren Mann das letzte Mal vor Weihnachten gesehen.«

»Und Ruth?«, fragte ich.

»Sie begleitet in diesem Augenblick den Leichnam ihres Mannes nach Hause«, sagte Murphy. »Ihre Regierung hat ein Flugzeug geschickt, um sie abzuholen.«

»Dun werden alle militärischen Ehren zuteil werden«, fugte der MI5-Mann hinzu. »Ein Denkmal im Palace of Westminster und eine Beisetzung in der Abbey, wenn sie das möchte. Seit er gestorben ist, ist er populärer denn je.«

»Hätte er schon vor ein paar Jahren tun sollen«, sagte ich. Sie lächelten nicht. »Stimmt es wirklich, dass sonst niemand umgekommen ist?«

»Ja«, sagte Murphy. »Ein wahres Wunder, können Sie mir glauben.«

»Mrs Bly fragt sich«, sagte der MI5-Mann, »ob Mr Lang seinen Mörder nicht vielleicht sogar erkannt hat und absichtlich auf ihn zugegangen ist, weil er wusste, dass so etwas passieren könnte. Können Sie uns dazu etwas sagen?«

»Hört sich ziemlich weit hergeholt an«, sagte ich. »Ich hab gedacht, ein Tanklaster explodiert.«

»Hat auf jeden Fall mächtig gerumst«, sagte Murphy, drückte auf seinen Kugelschreiber und steckte ihn in die Innentasche seiner Jacke. »Den Kopf des Mörders haben wir auf dem Dach des Flughafengebäudes gefunden.«

*

Die Beisetzung schaute ich mir zwei Tage später auf CNN an. Meine Sehkraft war mehr oder weniger wiederhergestellt. Alles war stilvoll arrangiert: die Königin, der Premierminister, der amerikanische Vizepräsident und die Hälfte aller europäischen Staatschefs; der mit dem Union Jack drapierte Sarg; die Ehrenwache; der einzelne Dudelsackpfeifer, der ein Klagelied spielte. Ruth sah in Schwarz sehr gut aus: Definitiv ihre Farbe, dachte ich. Ich suchte nach Amelia, sah sie aber nirgends. Während eines kleinen Hängers in den Trauerfeierlichkeiten brachten sie sogar ein Interview mit Richard Rycart. Natürlich war er nicht eingeladen worden, aber er hatte sich die Mühe gemacht, eine schwarze Krawatte anzulegen und aus seinem UN-Büro eine sehr bewegende Würdigung beizusteuern: ein großarti-

ger Kollege ... ein wahrer Patriot ... nicht immer einer Meinung ... aber doch immer Freunde ... tiefes Mitgefühl mit Ruth und der Familie ... was mich anbelangt, ist dieses Kapitel abgeschlossen.

Ich sah das Handy, das er mir gegeben hatte, nahm es und warf es aus dem Fenster.

Am nächsten Tag wurde ich aus dem Krankenhaus entlassen. Rick kam aus New York, um sich von mir zu verabschieden und um mich zum Flughafen zu fahren.

»Willst du erst die gute oder erst die schlechte Nachricht hören?«, fragte er.

»Ich bin mir nicht sicher, ob deine Vorstellung von gut auch meine ist.«

»Sid Kroll hat gerade angerufen. Ruth Lang will, dass du die Memoiren fertig schreibst, und Maddox gewährt dir einen Extramonat für die Arbeit am Manuskript.«

»Und die gute Nachricht?«

»Sehr nett. Hör zu, sei nicht so gottverdammst großkotzig, okay? Das Buch ist jetzt brandheiß. Adam Langs Stimme spricht aus dem Grab zu uns. Du musst nicht mehr länger hier dran arbeiten, du kannst es in London fertig schreiben. Übrigens, du siehst grauenhaft aus.«

»Spricht aus dem Grab zu uns?«, wiederholte ich ungläubig. »Jetzt bin ich also der Ghost eines Geistes.«

»Reg dich ab, die Situation bietet doch Möglichkeiten ohne Ende. Denk doch mal nach. Du kannst schreiben, was du willst, innerhalb gewisser Grenzen, logisch. Niemand kann dir irgendwas. Außerdem hast du ihn doch gemocht, oder?«

Über den letzten Satz dachte ich nach. Tatsächlich dachte ich darüber nach, seit ich aus der Narkose aufgewacht war. Schlimmer als die Schmerzen in den Augen und Oh-

ren, sogar schlimmer als meine Angst, nicht wieder lebend aus dem Krankenhaus herauszukommen, war mein Schuldgefühl. Das mag komisch klingen angesichts dessen, was ich erfahren hatte, aber ich konnte mir weder eine Rechtfertigung zusammenschustern noch mich in einen Groll gegen Lang hineinsteigern. Ich war schuld. Ich hatte nicht nur meinen Kunden betrogen, persönlich wie beruflich, ich hatte mit meinen Aktionen die Abfolge der Ereignisse in Gang gesetzt. Wenn ich nicht zu Emmett gefahren wäre, hätte Emmett sich nicht mit Lang in Verbindung gesetzt, um ihn wegen des Fotos zu warnen. Und dann hätte Lang vielleicht auch nicht darauf bestanden, noch in der Nacht nach Martha's Vineyard zurückzufliegen, um mit Ruth zu sprechen. Dann hätte ich ihm nicht beichten müssen, dass ich alles Rycart erzählt hatte. Und dann und dann ... ? Ich lag im Dunkeln in meinem Bett und konnte die quälenden Gedanken nicht abschütteln. Ich konnte einfach die Erinnerung an seinen trostlosen Blick ganz am Ende des Fluges nicht auslöschen.

»Mrs Bly fragt sich, ob Mr Lang seinen Mörder nicht vielleicht sogar erkannt hat und absichtlich auf ihn zugegangen ist, weil er wusste, dass so etwas passieren könnte ...«

»Ja«, sagte ich zu Rick. »Ich hab ihn gemocht.«

»Na also, du bist ihm das schuldig. Außerdem ist da noch ein anderer Aspekt zu bedenken.«

»Und der wäre?«

»Sid Kroll sagt, wenn du deinen vertraglichen Verpflichtungen nicht nachkommst und das Buch nicht fertigstellst, dann klagt er dir die Eier unterm Arsch weg.«

Und so kehrte ich nach London zurück. In den ersten sechs Wochen setzte ich keinen Fuß vor die Tür, außer einmal, ganz am Anfang, als ich mit Kate zum Essen ging. Wir trafen uns in einem Restaurant in Notting Hill Gate, in der Mitte zwischen unseren beiden Wohnungen, Territorium, so neutral wie die Schweiz und in etwa so teuer. Adam Langs Tod, die Art, wie er umgekommen war, schien sogar ihre Feindseligkeit besänftigt zu haben, zudem umwehte mich wohl ein wenig der Glamour des Augenzeugen. Ich hatte eine große Anzahl von Interviewwünschen abgelehnt, sodass Kate – von den Männern des FBI und MI5 abgesehen – der erste Mensch war, dem ich schilderte, was passiert war. Ich wollte ihr unbedingt von meiner letzten Unterhaltung mit Lang erzählen. Und das hätte ich auch. Aber wie es manchmal so läuft, gerade als ich loslegen wollte, kam der Kellner und erkundigte sich, was wir zum Dessert wollten, und als er wieder weg war, verkündete Kate, dass sie mir zuerst etwas erzählen müsse.

Sie hatte sich verlobt.

Ich gestehe, ich war schockiert. Ich mochte den anderen Mann nicht. Eine bekannte Person, Sie würden ihn kennen, wenn ich den Namen nennen würde: kantig, attraktiv, gefühlvoll. Seine Spezialität: in die übelsten Krisengebiete der Welt einzufliegen und mit bewegenden Beschreibungen menschlichen Leidens, gewöhnlich seines eigenen, wieder auszufliegen.

»Gratuliere«, sagte ich.

Wir ließen das Dessert ausfeilen. Unsere Affäre, unsere Beziehung – unsere *Sache*, was immer es auch gewesen war – endete zehn Minuten später auf dem Gehweg vor dem Restaurant mit einem spitzen Küsschen auf die Wange.

»Du wolltest mir eben noch was erzählen«, sagte sie, kurz bevor sie ins Taxi stieg. »Tut mir leid, dass ich dir ins Wort gefallen bin. Aber ich wollte nicht, dass du etwas sagst, ich meine, etwas vielleicht sehr Persönliches, ohne dass du weißt, wie die Dinge stehen zwischen mir und ...«

»War nicht so wichtig«, sagte ich.

»Ist alles in Ordnung mit dir? Du kommst mir irgendwie verändert vor.«

»Alles bestens.«

»Wenn du mich brauchst, ich bin immer für dich da.«

»Da?«, sagte ich. »Keine Ahnung, wo du bist, aber ich bin hier. Wo ist da?«

Ich hielt ihr die Tür des Taxis auf. Wohl oder übel bekam ich mit, dass die Adresse, die sie dem Fahrer nannte, nicht die ihre war.

Danach zog ich mich aus der Welt zurück. Jede wache Stunde verbrachte ich mit Lang, und jetzt, da er tot war, traf ich plötzlich seinen Tonfall. Jeden Morgen, wenn ich mich an den Computer setzte und auf die Schriftzeichen der Tastatur blickte, hatte ich das Gefühl, als blickte ich auf die Zeichen eines Ouija-Bretts. Wenn meine Finger einen Satz tippten, der sich falsch anhörte, spürte ich den fast physischen Zwang, auf die Löschtaste zu drücken. Ich war wie ein Drehbuchsreiber, der Dialoge für einen besonders anspruchsvollen Star verfasst: Ich wusste, er würde dies sagen, aber nie das; er würde diese Szene so spielen und nicht so.

Für die Grundstruktur der Geschichte hielt ich mich an McAras sechzehn Kapitel. Während ich schrieb, lag links von mir immer sein Manuskript: Ich schrieb es komplett neu und schied während des Prozesses, in dem der Text durch mein Gehirn und meine Finger in den Computer

floss, all die ungelenken Klischees meines Vorgängers aus. Natürlich erwähnte ich Emmett mit keinem Wort, ich strich sogar sein kraftloses Zitat, das McAra im ersten Absatz des Schlusskapitels verwendet hatte. Ich schilderte der Welt einen Adam Lang, der im Wesentlichen der Rolle entsprach, die er selbst immer am liebsten gespielt hatte: die des normalen Burschen, der fast zufällig in die Politik geraten war und der deshalb bis an die Spitze aufgestiegen war, weil er weder Stallgeruch noch eine Ideologie hatte. Ich verwob das mit der Chronologie der Ereignisse, indem ich Ruths Vermutung aufgriff, Lang habe nach seinem Umzug nach London unter Depressionen gelitten und in der Politik Trost gesucht. Die seelischen Nöte aufzubauschen war nicht nötig. Schließlich war Lang tot, die gesamte Autobiografie war durchdrungen vom Wissen des Lesers, was kommen würde – das, so mein Kalkül, sollte reichen, um die Leichenfledderer bei Laune zu halten. Trotzdem war es nützlich, die eine oder andere Seite seinem heroischen Kampf gegen die inneren Dämonen zu widmen ...

In der oberflächlichen, ermüdenden Welt der Politik fand ich Trost für meinen Schmerz. Ich fand Beschäftigung und Gesellschaft, ein Betätigungsfeld für meine Leidenschaft, neue Menschen kennenzulernen. Ich fand eine Aufgabe, die größer war als ich. Und vor allem fand ich Ruth ...

In meiner Version der Geschichte stieg Lang erst dann richtig in die Politik ein, als zwei Jahre später Ruth an seine Tür klopfte. Das hörte sich plausibel an. Wer weiß? Vielleicht ist es ja so gewesen.

Ich fing am 10. Februar an zu schreiben. Ich versprach Maddox, dass ich *Die Memoiren von Adam Lang*, das ganze

Ding, die kompletten sechshundertfünfzig Seiten, Ende März fertig haben würde. Das hieß, ich hatte etwa dreizehn Seiten zu schreiben pro Tag, jeden Tag. An meiner Wand hing ein Plan, in den ich jeden Morgen mein Tagessoll eintrug. Ich war wie Captain Scott auf seinem Rückweg vom Südpol: Ich musste das zu schaffende Tagespensum notieren, sonst würde ich unweigerlich zurückfallen und in einer weißen Wüste aus leeren Seiten untergehen. Es war eine Plackerei, vor allem weil fast keiner von McAras Sätzen zu retten war, außer – merkwürdigerweise – der allerletzte im Manuskript, der mich, als ich ihn auf Martha's Vineyard gelesen hatte, laut hatte aufstöhnen lassen: *»Was immer die Zukunft auch bringen mag, Ruth und ich sehen ihr hoffnungsvoll entgegen.«* Lest das, ihr Schweine, dachte ich, während ich den Satz am Abend des 30. März in den Computer tippte: Lest das und klappt dann das Buch zu, ohne dass es euch die Kehle zuschnürt.

In die nächste Zeile schrieb ich »ENDE« und hatte dann das, was man wohl einen Nervenzusammenbruch nennt.

*

Eine Kopie des Manuskripts schickte ich nach New York, eine zweite an die Adam Lang Foundation in London, zu Händen von Mrs Ruth Lang – oder, wie ich sie inzwischen angemessener hätte titulieren sollen, Baroness Lang of Calderthorpe, da ihr die Regierung soeben die Hochachtung der Nation mit einem Sitz im Oberhaus bekundet hatte.

Seit dem Attentat hatte ich nichts mehr von Ruth gehört. Ich hatte ihr geschrieben, als ich noch im Krankenhaus lag: einer von über hunderttausend Briefschreibern, der ihr sein

Beileid aussprach, sodass ich mich über das Standardantwortschreiben nicht gewundert hatte. Aber eine Woche nachdem sie mein Manuskript erhalten hatte, kam eine handgeschriebene Nachricht auf dem rot geprägten Briefpapier des Oberhauses.

Du hast alles so gemacht, wie ich gehofft hatte & noch mehr! Du hast seinen Ton wunderbar getroffen & ihn wieder zum Leben erweckt – den herrlichen Humor & das Mitgefühl & die Energie. Besuch mich doch mal im Oberhaus, wenn Du Zeit hast. Wär toll, wenn wir uns wiedersehen. Kommt mir vor, als wär Martha's V ewig lang her & ewig weit weg. Du bist gesegnet mit einem wunderbaren Talent. Das ist ein richtiges Buch!!

Alles Liebe,

R.

Maddox äußerte sich ähnlich überschwänglich, aber ohne die Liebe. Die erste Auflage würde vierhunderttausend Stück betragen, Erscheinungsdatum Ende Mai.

Das war also das. Der Job war erledigt.

Ich erkannte schnell, dass ich mich in keiner guten Verfassung befand. Vermutlich hatte mich nur die Herrlichkeit von Langs »Humor & Mitgefühl & Energie« auf den Beinen gehalten. Als ich ihn jedoch aus mir herausgeschrieben hatte, sackte ich zusammen wie ein Haufen leerer Klamotten. Seit Jahren hielt ich mich am Leben, indem ich ein Leben nach dem anderen lebte. Diesmal hatte Rick darauf beharrt, die Veröffentlichung von Langs Memoiren – er nannte es mein »Durchbruchbuch« – abzuwarten, bevor er neue und bessere Verträge für mich aushandelte. Mit der Folge, dass ich zum ersten Mal, soweit ich mich erinnern

konnte, keine Anschlussarbeit hatte. Eine scheußliche Mischung aus Lethargie und Panik suchte mich heim. Ich brachte kaum noch die Energie auf, vor Mittag aus dem Bett zu steigen, und wenn, dann lag ich übellaunig den ganzen Tag im Bademantel auf dem Sofa und schaute in den Fernseher. Ich aß nicht viel. Ich machte meine Post nicht mehr auf und ging auch nicht mehr ans Telefon. Ich rasierte mich nicht mehr. Für längere Zeit verließ ich die Wohnung nur montags und donnerstags, damit ich meine Putzfrau nicht sehen musste – eigentlich wollte ich sie feuern, aber ich konnte mich nicht einmal dazu aufraffen. Dann saß ich, bei schönem Wetter, im Park oder, wenn es nicht schön war, in einem schäbigen Cafe, und da ich nun mal in England lebte, war es meistens nicht schön.

Trotz meiner totalen Betäubung befand ich mich paradoxerweise gleichzeitig in einem Zustand permanenter Erregung. Nichts war im Lot. Ich ärgerte mich sinnlos über Kleinigkeiten – wo ich ein bestimmtes Paar Schuhe gelassen hatte, zum Beispiel, oder ob es klug sei, mein ganzes Geld bei einer einzigen Bank zu deponieren. Diese Geiztheit bewirkte, dass ich zittrig und immer kurzatmig war. In dieser Gemütsverfassung machte ich eines späten Abends, etwa zwei Monate nachdem ich das Buch fertiggestellt hatte, eine Entdeckung, die angesichts meines Zustands eine desaströse Wirkung zeigte.

Mir war der Whisky ausgegangen, und ich wusste, dass mir nur noch zehn Minuten blieben, bevor der kleine Supermarkt auf der Ladbroke Grove dichtmachte. Ich griff mir die erstbeste Jacke und war schon halb die Treppe hinuntergelaufen, als ich merkte, dass es sich um die Jacke handelte, die ich bei Langs Tod getragen hatte. Sie war vorn eingerissen und mit Blut befleckt. In einer Tasche

steckte die Disc mit meinem letzten Interview mit Adam, in der anderen der Schlüssel des Ford Escape.

Der Wagen! Den hatte ich völlig vergessen. Er stand immer noch am Logan International Airport. Für achtzehn Dollar am Tag! Denen schuldeten ich inzwischen *Tausende*.

Einem jeden wird zweifellos – und heute geht es mir nicht anders – meine Panik lächerlich vorkommen. Mit rasendem Herzschlag spurtete ich wieder die Treppe hinauf. Es war in New York schon nach sechs und keiner mehr da bei Rhinehart Inc. Auch im Haus auf Martha's Vineyard meldete sich niemand. In meiner Verzweiflung rief ich Rick zu Hause an, plapperte ohne Einleitung los und setzte ihm die Details der Krise auseinander. Er hörte mir etwa dreißig Sekunden lang zu und sagte dann rüde, dass ich den Mund halten solle.

»Das ist alles schon seit Wochen erledigt. *Den* Typen vom Pariplatz kam das verdächtig vor, die haben die Bullen geholt, und die haben dann in Rhineharts Büro angerufen. Maddox hat die Rechnung bezahlt. Ich hab dich nicht belästigt damit, weil ich ja wusste, dass du bis zum Hals in Arbeit steckst. Jetzt hör mir mal zu, mein Freund. Scheint mir ganz so, als hätten wir es hier mit einem ganz üblen Fall von verspätetem Schock zu tun. Ich kenne da einen Seelenklempner ...«

Ich legte auf.

Als ich schließlich auf dem Sofa einschlief, träumte ich meinen immer wiederkehrenden Standardtraum über McAra – den, in dem er vollständig bekleidet neben mir im Meer treibt und sagt, dass er's nicht mehr schafft: *Du musst ohne mich weiter*. Aber diesmal endete der Traum nicht damit, dass ich aufwachte, sondern er ging weiter. Eine Welle trägt McAra fort, in seinem dicken Regenmantel, an den Füßen die Schuhe mit den Gummisohlen, bis er nur noch

ein dunkler Schatten in der Ferne ist, der mit dem Gesicht nach unten im seichten, schaumigen Wasser den Strand hinauf- und wieder hinunterrutscht. Ich wate auf ihn zu, schiebe ihm meine Arme unter den massigen Körper und rolle ihn mit äußerster Kraftanstrengung auf die Seite. Und dann hegt er plötzlich nackt auf einer weißen Platte und starrt nach oben in das Gesicht von Adam Lang, der sich über ihn beugt.

Am nächsten Morgen verließ ich früh die Wohnung und ging den Hügel hinunter zur U-Bahn-Station. Ich dachte mir, dass es nicht so schwierig sein dürfte, mich umzubringen. Ein schneller Sprung vor einen einfahrenden Zug, und dann Vergessen. Viel besser als Ertrinken. Aber das war nur eine ganz kurze Anwendung, nicht zuletzt deshalb, weil ich den Gedanken nicht ertragen konnte, dass hinterher jemand alles saubermachen musste. (*»Den Kopf haben wir auf dem Dach des Flughafengebäudes gefunden ...«*) Stattdessen stieg ich in die U-Bahn ein und fuhr bis zur Endstation Hammersmith. Dort überquerte ich die Straße und stieg in eine andere Linie ein. Bewegung, sagte ich mir, ist die beste Heilmethode für Depressionen. In Bewegung bleiben. An der Station Embankment stieg ich wieder um und fuhr Richtung Morden, was sich für mich immer wie das Ende der Welt anhört. Wir kamen durch Balham, und zwei Stationen später stieg ich aus.

Das Grab hatte ich schnell gefunden. Ich erinnerte mich, dass Ruth gesagt hatte, die Beerdigung finde auf dem Streatham Cemetery statt. Ich fand auf dem Friedhofsplan seinen Namen, und der Wärter zeigte mir den Weg zu dem Grab. Ich ging an steinernen Engeln mit Geierflügeln und vermoosten Cherubim mit flechtenartigen Locken vorbei, an von Marmorrosen umwundenen Kreuzen und viktoriana-

nischen Sarkophagen so groß wie Geräteschuppen. Typischerweise fiel McAras Beitrag zur Nekropolis recht schlicht aus. Keine blumigen Grabsprüche, kein »Sag nicht, Dein Streben war zur Gänze nichtig«, kein »Gut gemacht, du guter, treuer Diener« für unseren Mike. Nur eine Kalksteinplatte mit Name und Daten.

Es war ein verträumter Spätvormittag im Frühling, voller Blütenstaub und Abgase. In der Ferne rollte der Verkehr über die Garrett Lane in Richtung Innenstadt. Ich ging in die Hocke und stützte mich mit den Händen auf das taunasse Gras. Wie schon gesagt, ich bin nicht der abergläubische Typ, aber ich spürte, wie ein Gefühl der Erleichterung von mir Besitz ergriff, als hätte sich ein Kreis geschlossen, als hätte ich eine Aufgabe erfüllt.

In diesem Augenblick fiel mir, halb verdeckt unter wucherndem Gras, ein kleiner Strauß verwelkter Blumen auf. Zwischen den Stielen steckte eine kleine Karte. Darauf standen, kaum noch lesbar nach den jüngsten ausgiebigen Londoner Regengüssen, in eleganter Handschrift die Worte: »In Gedenken an einen guten Freund und loyalen Kollegen. Ruhe in Frieden, mein lieber Mike. Amelia.«

*

Als ich wieder in der Wohnung war, rief ich sie auf ihrem Handy an. Mein Anruf schien sie nicht zu überraschen.

»Hallo«, sagte sie. »Ich habe gerade an Sie gedacht.«

»Aus einem bestimmten Grund?«

»Ich lese gerade Ihr Buch – Adams Buch.«

»Und?«

»Es ist gut. Falsch, es ist besser als gut. Es ist, als wäre er wieder da. Nur ein Element fehlt, meiner Meinung nach.«

»Und das wäre?«

»Nicht so wichtig. Ich sage es Ihnen persönlich. Vielleicht können wir uns heute Abend bei dem Empfang kurz sprechen.«

»Bei welchem Empfang?«

Sie lachte.

»Bei *Ihrem* Empfang, Sie Idiot. Die Vorstellung Ihres Buches. Erzählen Sie mir nicht, dass Sie keine Einladung bekommen haben.«

Ich hatte schon lange mit niemandem mehr gesprochen. Ich brauchte ein, zwei Sekunden, bis ich ihr antworten konnte.

»Keine Ahnung, ob ich eine bekomme habe oder nicht. Ehrlich gesagt, es ist schon eine Zeit lang her, dass ich meine Post durchgeschaut habe.«

»Sie müssen eine bekommen haben.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher. Auf die Möglichkeit, am Büfett ihrem Ghost in die Augen zu schauen, reagieren meine Kunden bisweilen recht eigen.«

»Nun ja, Ihr Kunde wird ja wohl nicht anwesend sein, oder?«, sagte sie. Sie hatte einen forschenden Ton anschlagen wollen, ihre Stimme klang aber nur schrecklich leer und gezwungen. »Sie sollten hingehen, ob mit oder ohne Einladung. Und wenn man Sie wirklich nicht eingeladen hat, dann gehen Sie mit mir. Auf meiner Einladung steht ›Amelia Bly mit Begleitung‹.«

Die Aussicht, mich wieder in Gesellschaft zu begeben, verursachte bei mir sofort Herzrasen.

»Gehen Sie allein? Was ist mit Ihrem Mann?«

»Ach, der. Fürchte, das hat nicht gepasst. Ich hatte wohl nicht begriffen, wie sehr ihm dieses ›mit Begleitung‹ auf die Nerven ging.«

»Tut mir leid für Sie.«

»Lügner«, sagte sie. »Wir treffen uns um sieben am Ende der Downing Street. Der Empfang ist gleich gegenüber, auf der anderen Seite der Whitehall. Wenn Sie kommen, dann kommen Sie nicht zu spät. Ich warte nur fünf Minuten.«

*

Nach dem Gespräch mit Amelia ging ich sorgfältig den seit Wochen aufgelaufenen Berg Post durch. Ich hatte keine Einladung erhalten. Eingedenk der Umstände meines letzten Zusammentreffens mit Ruth, überraschte mich das nicht sonderlich. Allerdings war ein Exemplar des fertigen Buchs gekommen. Es war hübsch gemacht. Den Umschlag zierte – mit Blick auf den amerikanischen Markt – das Foto eines lässig-eleganten Lang, der bei einer gemeinsamen Sitzung der beiden Häuser des amerikanischen Kongresses eine Rede hält. Unter den Fotografien im Innenteil des Buchs fand sich keines von denen, die McAra über Langs Zeit in Cambridge ausgegraben hatte: Ich hatte sie dem Bildredakteur gar nicht erst geschickt. Ich überflog die Danksagungen, die ich in Langs Ton geschrieben hatte:

Ohne das Engagement, die Unterstützung, Klugheit und Freundschaft des verstorbenen Michael McAra hätte es dieses Buch nie gegeben. Von der ersten bis zur letzten Seite haben wir eng zusammengearbeitet. Danke, Mike – für alles.

Meine Name wurde nicht erwähnt. Zu Ricks großem Ärger hatte ich darauf verzichtet. Ich hatte ihm nicht gesagt, warum. Ich war der Meinung, dass es so sicherer war. Der

von heiklen Stellen bereinigte Inhalt und meine Anonymität, so meine Hoffnung, würden an den, der möglicherweise darauf achtete, die Botschaft aussenden, dass es in Zukunft; von meiner Seite keine Probleme geben würde.

Am Nachmittag legte ich mich eine Stunde lang in die Badewanne und dachte darüber nach, ob ich zu dem Empfang gehen sollte oder nicht. Wie üblich schaffte ich es, meine unentschlossene Grübeleien über Stunden in die Länge zu ziehen. Als ich mir meinen Bart abrasierte und einen anständigen dunklen Anzug und ein weißes Hemd anzog, redete ich mir ein, dass ich mich noch nicht endgültig entschieden hätte. Sogar als ich schon an der Straße stand, ein Taxi aufhielt und schließlich um fünf vor sieben an der Ecke Downing Street stand, sagte ich mir: Noch ist es nicht zu spät, noch kannst du wieder umkehren. Auf der anderen Seite der Whitehall, diesem breiten und feierlichen Boulevard, fuhren Autos und Taxis vor dem Banqueting House vor, wo, wie ich annahm, der Empfang stattfinden würde. Die Blitzlichter der Fotografen flimmerten in der Abendsonne, eine blasse Erinnerung an die glorreichen alten Zeiten des Adam Lang.

Ich hielt nach Amelia Ausschau. Ich schaute zur berittenen Wache vor Horse Guards, dann in die andere Richtung, am Außenministerium vorbei zum gotischen Irrenhaus des Palace of Westminster. Gegenüber der Einfahrt zur Downing Street stand ein Schild, das zu den Cabinet War Rooms zeigte, mit einer Abbildung von Churchill mit V-Zeichen und Zigarre. Whitehall erinnert mich immer an den *Blitz*. Ich kann ihn mir vorstellen, mit seinen Bildern bin ich aufgewachsen: die Sandsäcke, das weiße Klebeband über den Fenstern, die sich in die Dunkelheit bohrenden Lichtkegel der Suchscheinwerfer, die brummenden Bomber, die explo-

dierenden Sprengbomben, die rot glühenden Brände im East End. Dreißigtausend Tote allein in London. *Das*, wie mein Vater gesagt hätte, *das ist Krieg* – nicht dieses bisschen Unannehmlichkeit, Ängstlichkeit und Irrsinn, das tröpfchenweise daherkommt. Und doch war Churchill – nur in Begleitung eines einzigen Detective, der drei Meter hinter ihm gegangen war – immer durch den St James's Park zum Parlament spaziert und hatte, wenn er anderen Spaziergängern begegnete, den Hut gezogen.

Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, als die Glocke von Big Ben zur vollen Stunde schlug. Ich schaute wieder nach links und rechts, aber immer noch keine Spur von Amelia. Was mich wunderte, denn ich hatte sie als den pünktlichen Typ abgespeichert. Doch dann berührte mich jemand am Ärmel, ich drehte mich um, und da stand sie, in dunkelblauem Kostüm mit einer Aktentasche in der Hand. Sie war hinter meinem Rücken aus dem dunklen Canyon der Downing Street aufgetaucht. Sie wirkte gealtert, verblüht, und ich sah ihre Zukunft vor mir: eine feine Adresse, eine winzige Wohnung, eine Katze. Wir begrüßten uns höflich.

»Tja«, sagte sie. »Da wären wir also.«

»Da wären wir.« Wir standen verlegen da, zwischen uns fast ein Meter Abstand. »Ich wusste gar nicht, dass Sie wieder in Nummer Zehn arbeiten«, sagte ich.

»Ich war auf Abordnung bei Adam. Der König ist tot«, sagte sie mit plötzlich gebrochener Stimme. Ich legte meinen Arm um sie und klopfte ihr auf den Rücken wie einem Kind, das hingefallen war. Ich spürte ihre nasse Wange an meiner. Dann löste sie sich von mir, öffnete die Aktentasche und nahm ein Taschentuch heraus. »Entschuldigung«, sagte sie. Sie schnauzte sich die Nase und stampfte mit ihrem

Stöckelschuh auf dem Boden auf. »Verdammt. Immer wieder bilde ich mir ein, dass ich drüber weg bin, und dann merke ich, dass es doch nicht so ist. Sie sehen grauenhaft aus«, fügte sie hinzu. »Sie sehen aus ...«

»Wie ein Geist?«, sagte ich. »Danke. Sie sind nicht die Erste.«

Im Spiegel ihrer Puderdose überprüfte sie ihr Aussehen und nahm ein paar schnelle Korrekturen vor. Ich erkannte, dass sie ängstlich war. Sie brauchte jemanden, der sie begleitete. Und wenn nur ich es war.

»Also dann«, sagte sie und klappte die Dose zu. »Gehen wir.«

Wir gingen die Whitehall hinauf und schlängelten uns durch die Menge der Frühjahrstouristen.

»Und, sind Sie jetzt eingeladen oder nicht?«, fragte sie.

»Nein, bin ich nicht. Eigentlich bin ich ziemlich überrascht, dass man Sie eingeladen hat.«

»So merkwürdig ist das nun auch wieder nicht«, sagte sie und versuchte, die Unbekümmerte zu geben. »Sie hat gewonnen, oder? Sie ist die nationale Ikone. Die trauernde Witwe. Unsere ganz eigene Jackie Kennedy. Meine Anwesenheit kümmert sie nicht. Ich bin keine Bedrohung mehr, nur eine Trophäe auf der Siegerparade.« Wir gingen über die Straße. »Zu seiner Hinrichtung ist Charles I. durch das hohe Fenster da getreten«, sagte sie und deutete darauf. »Irgendwem hätte diese Assoziation doch kommen müssen, meinen Sie nicht auch?«

»Schwacher Mitarbeiterstab«, sagte ich. »Unter Ihrer Leitung wäre das nicht passiert.«

Als wir den Fuß über die Schwelle setzten, wusste ich, dass ich einen Fehler gemacht hatte. Die Sicherheitsleute verlangten von Amelia, dass sie ihre Aktentasche öffnete.

Der Metalldetektor schlug auf meine Schlüssel an, worauf ich durchsucht werden musste. So weit ist es also schon gekommen, dachte ich, während ich mit erhobenen Händen dastand und jemand meine Leistengegend befügte, dass man nicht mal mehr zu einer Stehparty gehen kann, ohne gefilzt zu werden. In dem großen hohen Saal des Banqueting House wurden wir von dröhnendem Gesprächslärm und einer Wand aus Rücken empfangen. Ich hatte es mir zur Regel gemacht, nie die Buchpremierer für meine eigenen Werke zu besuchen. Jetzt wusste ich wieder, warum. Ein Ghostwriter ist da in etwa so willkommen wie der verleugnete Banker des Bräutigams auf einer Society-Hochzeit. Ich kannte keine Menschenseele.

Geschickt schnappte ich zwei Champagnerflöten von einem vorbeihuschenden Tablett und gab eine Amelia.

»Ich kann Ruth nirgends sehen«, sagte ich.

»Sie steckt sicher mittendrin«, sagte sie. »Auf Ihr Wohl.«

Wir stießen an. Champagner: noch witzloser als Weißwein, wenn man mich fragt. Aber anscheinend gab es nichts anderes.

»Das ist übrigens das fehlende Element in Ihrem Buch, meiner Meinung nach. Ruth.«

»Ich weiß«, sagte ich. »Ich wollte mehr von ihr drin haben, aber sie wollte nicht.«

»Ein Jammer.« Alkohol schien die ansonsten so vorsichtige Mrs Bly mutig zu machen. Vielleicht lag es aber auch daran, dass uns jetzt etwas verband. Schließlich waren wir beide Überlebende – Überlebende der Langs. Wie auch immer, sie beugte sich jedenfalls zu mir vor und ließ mich den Duft ihres vertrauten Parfüms riechen. »Ich habe Adam geliebt, und ich weiß, dass er mir ähnliche Gefühle entgegenbrachte. Aber ich habe mich keinen Illusionen hingege-

ben. Er hätte sie nie verlassen. Das hat er mir auf der letzten Fahrt zum Flughafen gesagt. Sie waren ein vollkommenes Team. Er wusste ganz genau, dass er ohne sie nichts gewesen wäre. Das hat er mir unmissverständlich gesagt. Er stand in ihrer Schuld. Sie war diejenige, die das Wesen der Macht verstand. Sie war diejenige, die damals die Kontakte zur Partei hatte. Tatsächlich war *sie* es, die ins Parlament hätte einziehen sollen. Nicht er. Das steht nicht in Ihrem Buch.«

»Das habe ich nicht gewusst.«

»Adam hat mir das mal erzählt. Das weiß kaum jemand – zumindest habe ich nie etwas darüber gelesen. Aber anscheinend war sein Sitz ursprünglich für sie vorgesehen gewesen. Erst in letzter Sekunde hat sie ihm den Vortritt gelassen.«

Mir fiel meine Unterhaltung mit Rycart ein.

»Der Abgeordnete aus Alabama«, murmelte ich.

»Wer?«

»Ein Abgeordneter im Unterhaus namens Giffen. Er war derart proamerikanisch, dass er nur der Abgeordnete aus Alabama genannt wurde.« Ein unangenehmer Gedanke ging mir durch den Kopf. »Darf ich Sie was fragen?«, sagte ich. »Bevor Adam getötet wurde – warum waren Sie so entschieden darauf bedacht, dass das Manuskript das Haus nicht verlässt?«

»Hab ich Ihnen doch gesagt: aus Gründen der Sicherheit.«

»Aber da war nichts in dem Manuskript, was das gerechtfertigt hätte. Ich weiß das besser als jeder andere. Ich habe jedes langweilige Wort ein Dutzend Mal gelesen.«

Amelia schaute sich um. Wir standen immer noch am Rand der Menschenmenge. Niemand beachtete uns.

»Unter uns«, sagte sie leise. »Nicht *wir* haben uns Sorgen gemacht. Anscheinend hatten die Amerikaner Bedenken. Man hat mir gesagt, dass dem MI5 bedeutet wurde, dass da irgendwas am Anfang des Manuskripts stehe, das eine potenzielle Gefahr für die nationale Sicherheit darstellen würde.«

»Wie konnten die das wissen?«

»Was weiß ich? Ich kann Ihnen nur sagen, dass sie sofort nach Mikes Tod verlangt haben, wir sollten sicherstellen, dass sie vor Veröffentlichung Gelegenheit erhielten, das Manuskript zu überprüfen.«

»Und, haben sie?«

»Keine Ahnung.«

Ich dachte wieder an das Treffen mit Rycart. Was hatte McAra zu ihm am Telefon gesagt, kurz bevor er gestorben war? »*Der Schlüssel zu allem liegt in Langs Autobiografie – am Anfang wird alles klar.*«

Hieß das, das Telefongespräch wurde abgehört?

Ich spürte, dass sich gerade etwas Wichtiges verändert hatte, dass irgendein Teil meines Sonnensystems aus seiner Umlaufbahn gekippt war – nur dass ich nicht den Finger darauflegen konnte, was das war. Ich musste von hier verschwinden, irgendwohin, wo ich in aller Ruhe darüber nachdenken konnte. Aber jetzt fiel mir auf, dass sich die Geräuschkulisse um uns herum verändert hatte. Das hallende Dröhnen der Stimmen war leiser geworden. Die Menschen stießen sich gegenseitig an. Ein Mann verkündete mit pompöser Stimme: »Darf ich um Ruhe bitten!« Ich drehte mich um. An einer Seite des Raums, gegenüber von den großen Fenstern, nicht weit von uns entfernt, stand Ruth Lang mit einem Mikrofon in der Hand auf einem Podium und wartete geduldig.

»Danke«, sagte sie. »Vielen Dank und guten Abend.« Sie machte eine Pause, und vollkommene Stille legte sich über die dreihundert Gäste. Sie holte tief Luft. Sie hatte einen Knoten im Hals. »Ich vermisse Adam in jeder Minute. Doch ganz besonders vermisse ich ihn heute Abend. Nicht nur weil wir uns heute hier versammelt haben, um die Premiere seines wundervollen Buchs zu feiern und er jetzt eigentlich bei uns sein sollte, um die Freude darüber mit uns zu teilen, sondern auch weil er ein so brillanter Redner war ... und meine Reden immer so schrecklich sind.«

Ich war überrascht, wie professionell sie die letzten Worte vorgetragen hatte, wie sie die emotionale Spannung erst aufgebaut und dann aufgelöst hatte. Befreiendes Gelächter. Sie kam mir wesentlich selbstbewusster vor, als ich sie von früheren öffentlichen Auftritten in Erinnerung hatte. Als ob ihr Langs Abwesenheit Raum zum Wachsen gegeben hätte.

»Und deshalb«, fuhr sie fort, »werden Sie sicher erleichtert zur Kenntnis nehmen, dass ich jetzt keine Rede halten werde. Ich möchte nur einigen Menschen meinen Dank aussprechen. Ich möchte mich bedanken bei Marty Rhinehart und John Maddox, die nicht nur großartige Verleger, sondern auch liebe Freunde sind. Ich danke Sidney Kroll für seinen klugen und weisen Rat. Und damit Sie nicht den Eindruck bekommen, als hätten an den Memoiren eines britischen Premierministers nur Amerikaner mitgewirkt, lege ich großen Wert darauf, mich ganz besonders bei Mike McAra zu bedanken, der heute tragischerweise ebenfalls nicht unter uns sein kann. Mike: unsere Gedanken sind bei dir.«

Der große Saal hallte wider von »Bravo! Bravo!«-Rufen.

»Und jetzt schlage ich vor«, sagte Ruth, »dass wir alle einen Toast ausbringen auf einen Mann, dem wir alle Dank

schulden.« Sie hob ihr Glas mit makrobiotischem Orangensaft oder was immer sie da trank. »Zum Gedenken an einen großartigen Mann, einen großartigen Patrioten, einen großartigen Vater und einen wundervollen Ehemann – auf Adam Lang!«

»Auf Adam Lang!«, donnerten wir alle im Chor. Und dann klatschten wir und klatschten und klatschten doppelt so laut weiter. Währenddessen verneigte sich Ruth anmutig in jeden Winkel des Saals, einschließlich des unseren, wobei sie mich sah, kurz stutzte, sich aber sofort wieder fing und mir lächelnd zugprostete.

Dann verließ sie schnell das Podium.

»Die lustige Witwe«, zischte Amelia. »Tut ihr gut, der Tod, was meinen Sie? Jeden Tag blüht sie mehr auf.«

»Ich hab so das Gefühl, dass sie gleich hier auftaucht«, sagte ich.

»Scheiße«, sagte Amelia und kippte den Rest ihres Champagners hinunter. »Dann hau ich ab. Was halten Sie davon, wenn ich Sie zum Essen einlade?«

»Amelia Bly, bitten Sie mich etwa um ein *Date*?«

»Wir treffen uns in zehn Minuten draußen. Hallo, Freddy!«, rief sie. »Lange nicht mehr gesehen.«

In der Sekunde, als sie sich entfernte, um mit jemand anderem zu plaudern, teilte sich die Menschenmenge vor mir, und Ruth erschien. Im Vergleich zum letzten Mal sah sie sehr verändert aus: glänzendes Haar, glatte Haut, etwas schlanker wegen des Kammers, gehüllt in etwas Schwarzseidenes aus Designerhand. Sid Kroll war direkt hinter ihr.

»Hallo«, sagte Ruth und umfasste meine Hände, Bussi links, Bussi rechts, wobei ihre Lippen mich allerdings nicht berührten, sondern nur ihr dichter Haarschopf ganz kurz meine beiden Wangen streifte.

»Hallo, Ruth. Hallo, Sid.«

Ich nickte ihm zu, er zwinkerte.

»Man hat mir gesagt, dass du diese Art von Partys nicht ausstehen kannst«, sagte sie, während sie immer noch meine Hände hielt und mich mit ihren glänzenden, dunklen Augen fixierte. »Sonst hätte ich dich eingeladen. Hast du meine Nachricht bekommen?«

»Ja, danke.«

»Aber du hast nicht angerufen!«

»Ich war mir nicht sicher, ob du nicht nur höflich sein wolltest.«

»Höflich!« Sie schüttelte tadelnd meine Hände. »Wann bin ich jemals höflich gewesen? Du musst mich unbedingt besuchen kommen.«

Und dann passierte das, was mir bei wichtigen Menschen auf Partys immer passiert: Sie schaute mir über die Schulter. Und ich sah in ihrem Blick, fest sofort und ziemlich unverkennbar, kurz aufflackernde Panik und unmittelbar danach ein kaum wahrnehmbares Kopfschütteln. Ich machte meine Hände los, drehte mich um und sah Paul Emmett. Keine zwei Meter entfernt.

»Hallo«, sagte er. »Ich glaube, wir kennen uns.«

Ich drehte mich wieder zu Ruth um. Ich machte den Mund auf, um etwas zu sagen, brachte aber kein Wort heraus.

»Ah«, sagte ich. »Ah ...«

»Paul war mein Tutor. In Harvard, als ich das Fulbright-Stipendium hatte«, sagte sie mit ruhiger Stimme zu mir. Und dann: »Wir müssen miteinander reden.«

»Ah ...«

Ich stolperte zurück, rempelte einen Mann an, der schützend die Hand über sein Glas hielt und mich lachend

ermahnte, doch nicht so stürmisch zu sein. Ruth sagte irgendetwas, mit ernstem Gesicht, ebenso Kroll, aber das Brummen in meinen Ohren war so laut, dass ich sie nicht hören konnte. Ich sah Amelia, die mich anschaute, winkte ihr matt zu, und dann floh ich aus dem Saal und durch die Lobby hinaus in die hohle, imperiale Pracht der Whitehall.

glitt mein Zeigefinger in der Mitte der Seite von oben nach unten. Meine Augen huschten über all die erfundenen Emotionen und halbweisen Erinnerungen. Meine professionelle Prosa, gesetzt und gebunden, ließ die Verwerfungen eines Menschenlebens so glatt erscheinen wie eine verputzte Wand.

Nichts.

Angewidert wischte ich das Buch vom Tisch. Was für ein wertloser Haufen Müll, eine kommerzielle Verrichtung ohne jede Seele. Ich war froh, dass Lang das nicht mehr lesen konnte. Da war mir das Original lieber: Seine schwerfällige Ernsthaftigkeit hatte etwas Ehrbares. Ich öffnete die Schublade und zog McAras Originalmanuskript hervor. Es war arg ramponiert durch die Dauerbenutzung, an manchen Stellen unter meinen Ausstreichungen und Einfügungen kaum noch lesbar. *»Kapitel eins. Langs Schottenclan, so haben sie uns früher immer gerufen. Und wir waren stolz darauf ...«* Ich erinnerte mich, wie rücksichtslos ich auf Martha's Vineyard den unsterblichen Anfang gestrichen hatte. Wenn ich es recht bedachte, jeder einzelne von McAras Kapitelanfängen war grauenhaft gewesen. Keinen hatte ich unverändert gelassen. Ich blätterte durch die losen Seiten, wobei sich das klobige Manuskript in meinen ungeschickten Händen wand wie ein lebendiges Wesen.

»Kapitel zwei. Frau und Kind lagen schlafend auf dem Rücksitz, als ich damals in die kleine Stadt aufgebrochen bin, um dem Chaos Londons zu entfliehen ...« *»Kapitel drei. Ruth sah die Möglichkeit, dass ich es bis an die Spitze der Partei schaffen könnte, viel früher als ich ...«* *»Kapitel vier. Studierte denn niemand die Bilanzen meiner Vorgänger? Erkannte denn niemand das verheerende Ausmaß des Versagens, das die Partei...«* *»Kapitel*

fünf. Seit unserem Wahlsieg, der im Nachhinein ab unvermeidbar erscheinen mag ...« »Kapitel sechs. Sechundsiebzig verschiedene Stellen hatten in unserem Sozialversicherungssystem ihre Hände im Spiel...« »Kapitel sieben. In Nordirland mehrten sich die Anzeichen, dass wir endlich eines der drängendsten Probleme unserer Geschichte...« »Kapitel acht. Den mit ganzem Herzen für ihr europäisches Anliegen kämpfenden Kandidaten hatten wir es zu danken ...« »Kapitel neun. USA oder Großbritannien, in ihrer Außenpolitik verfolgen Nationen immer ihre eigenen Interessen ...« »Kapitel zehn. Dort, wo niemand damit gerechnet hatte, wurde die neue Regierung gleich mit einem schwierigen Problem konfrontiert...« »Kapitel elf. Für die akute Bedrohung durch den Terror lagen uns zahlreiche Belege vor, die ...« »Kapitel zwölf Die Nachrichten, die uns aus Afghanistan erreichten, bedeuteten eine weitere ernste...« »Kapitel dreizehn. CIA und MI6 haben uns immer wieder mit Informationen versorgt, die keinen anderen Schluss zuließen ...« »Kapitel vierzehn. Rekrutiert, um für Krone und Vaterland zu kämpfen, werden unsere Soldaten auch ...« »Kapitelfünfzehn. Von diesem Zeitpunkt an wurden die Forderungen nach meinem Rücktritt ...« »Kapitel sechzehn. Harvard-Professor Paul Emmett hat in mehreren Essays darauf hingewiesen, welch einzigartige Bedeutung die...«

Ich nahm alle sechzehn Kapitelanfänge und breitete sie in der richtigen Reihenfolge auf dem Schreibtisch aus.

»Der Schlüssel zu allem liegt in Langs Autobiografie – am Anfang wird alles klar.«

Am Anfang oder in den Anfängen ?

Ich war nie gut gewesen im Rätselraten. Als ich aber jetzt die Seiten durchging und um das erste Wort von jedem Kapitel einen Kringel machte, konnte sogar ich das nicht übersehen. Der Satz, den McAra aus Angst um seine Sicherheit

in das Manuskript eingeflochten hatte – wie eine Botschaft aus dem Grab – lautete: »Langs Frau Ruth Studierte Seit Sechundsiebzig In Den USA Dort Für Die CIA Rekrutiert Von Harvard-Professor Paul Emmett.«

SIEBZEHN

»Der Ghost darf keinen Ruhm erwarten.«

»GHOSTWRITER«

An jenem Abend verließ ich meine Wohnung und kehrte nicht mehr zurück. Seitdem ist ein Monat vergangen. Soweit mir bekannt, werde ich nicht vermisst. Es hat Momente gegeben, besonders in der ersten Woche, da saß ich allein in meinem schmuddeligen Zimmer – bis jetzt habe ich in vier Hotels gewohnt – und habe mir gesagt, jetzt bist du verrückt geworden. Ruf Rick an, habe ich mir gesagt, und lass dir den Namen von dem Seelenklempner geben. Ich litt an Wahnvorstellungen. Doch dann, etwa vor drei Wochen, nach einem harten Tag am Schreibtisch und schon fast eingeschlafen, da hörte ich in den Null-Uhr-Nachrichten, dass der ehemalige britische Außenminister Richard Rycart und sein Fahrer in New York bei einem Autounfall ums Leben gekommen seien. Die Meldung kam erst an vierter Stelle in der Sendung. Es gibt nichts, was mehr ex ist als ein Ex-politiker. Rycart hätte das gar nicht gefallen.

Da wusste ich, dass es keinen Weg zurück gab.

Obwohl ich nichts anderes tue, als darüber zu schreiben und nachzudenken, was passiert ist, kann ich Ihnen immer

noch nicht genau sagen, wie McAra die Wahrheit herausgefunden hat. Ich vermute, es fing an, als er damals im Archiv auf die »Operation Tempest« stieß. Er war bereits desillusioniert von den Jahren, die Lang an der Macht war, da er einfach nicht verstehen konnte, warum aus etwas, das mit so hohen Erwartungen begonnen hatte, ein derartiger Schweinestall hatte werden können. Als er während der Cambridge-Recherchen, verbissen wie er war, über die Fotos stolperte, müssen die ihm wie die Schlüssel zu einem Geheimnis erschienen sein: Wenn Rycart von den Gerüchten über Emmetts Verbindungen zur CIA gehört hatte, dann ist die Annahme nur logisch, dass auch McAra davon gehört haben konnte.

Aber McAra wusste noch mehr. Er wusste, dass Ruth als Fulbright-Stipendiatin in Harvard gewesen war, und es hätte ihn nur zehn Minuten im Internet gekostet, um herauszufinden, dass Emmett Mitte der Siebziger in Harvard ihr Spezialgebiet unterrichtet hatte. Besser als irgendwer sonst wusste er, dass Lang nur selten eine Entscheidung traf, ohne vorher seine Frau zu konsultieren. Adam war der brillante Verkäufer, Ruth war die Strategin. Wenn man hätte wählen müssen, wer von den beiden das Hirn, die Nervenstärke und die Rücksichtslosigkeit besaß, um Rekrut einer Ideologie zu sein, wäre die Entscheidung klar gewesen. McAra kann sich nicht hundertprozentig sicher gewesen sein, aber ich glaube, dass er genügend Teile des Puzzles zusammengefügt hatte, um Lang während ihres hitzigen Streits am Abend, bevor er sich auf den Weg machte, um Emmett zur Rede zu stellen, seinen Verdacht ins Gesicht zu schleudern.

Ich versuche mir vorzustellen, wie Lang auf die Anschuldigungen reagierte. Ablehnend, da bin sicher; und

wütend. Aber als ein oder zwei Tage später ein Toter angeschwemmt wurde und er ins Leichenschauhaus fuhr, um Mc Ara zu identifizieren – was hat er da wohl gedacht?

Fast jeden Tag höre ich mir die Aufzeichnung meines letzten Gesprächs mit Lang an. Darin verbirgt sich der Schlüssel zu allem, da bin ich mir sicher. Trotzdem bekomme ich die Geschichte nicht ganz zu fassen, ein winziger Teil bleibt mir auf quälende Weise verborgen. Unsere Stimmen sind dünn, aber verständlich. Im Hintergrund ist das Dröhnen der Flugzeugmotoren zu hören.

ICH: »Stimmt es, dass Sie einen ernsten Krach mit ihm hatten? Kurz vor seinem Tod, meine ich?«

LANG: »Mike hat wilde Anschuldigungen erhoben. Die konnte ich nicht so einfach übergehen.«

ICH: »Darf ich fragen, was das für Anschuldigungen waren?«

LANG: »Ich ziehe es vor, sie nicht zu wiederholen.«

ICH: »Hatten sie etwas mit der CIA zu tun?«

LANG: »Ach, kommen Sie, das wissen Sie doch schon. Oder haben Sie sich etwa nicht mit Paul Emmett getroffen?«

[Pause, 75 Sekunden]

LANG: »Ich will, dass Sie eins verstehen. Alles, was ich getan habe, als Parteichef wie als Premierminister, habe ich aus Überzeugung getan ... alles ... weil ich geglaubt habe, dass es das Richtige ist.«

ICH: [Unverständlich]

LANG: »Emmett behauptet, dass Sie ihm Fotos gezeigt haben. Stimmt das? Darf ich sie sehen?«

Und dann sind eine Zeit lang, während er sich die Fotos anschaut, nur noch Motorengeräusche zu hören. Ich springe nun weiter zu der Stelle, wo er sich die Mädchen bei dem Picknick am Fluss genauer anschaut. Er hört sich unsagbar traurig an.

»An die kann ich mich erinnern. Und an die. Als ich Premierminister war, hat sie mir mal geschrieben. Ruth war nicht gerade erbaut. O Gott, Ruth ...«

»O Gott, Ruth ...«

»O Gott, Ruth ...«

Ich spiele mir diese Stelle wieder und wieder vor. Nachdem ich sie mir so oft angehört habe, ist mir inzwischen völlig klar – wegen des Klangs seiner Stimme –, dass er sich in diesem Augenblick, als er an seine Frau denkt, ausschließlich Sorgen wegen ihr macht. Ich schätze, sie hat ihn an jenem Spätnachmittag in einem Anfall von Panik angerufen und ihm erzählt, dass ich bei Emmett gewesen sei und ihm ein paar Fotos gezeigt hätte. Die ganze Geschichte drohte aufzufliegen. Deshalb hat sie ihm wahrscheinlich gesagt, dass sie das unbedingt unter vier Augen mit ihm besprechen müsse, so schnell wie möglich. Deshalb auch die ganze Hektik, um so spät noch ein Flugzeug aufzutreiben. Wer weiß, ob sie Kenntnis davon hatte, was ihren Mann auf dem Rollfeld erwartete. Hatte sie sicher nicht, ist meine Meinung, obwohl die Fragen, wie es zu solchen Sicherheitsmängeln kommen konnte, nie völlig geklärt wurden. Was mich anrührt, ist der Umstand, dass Lang es nicht über sich bringt, den Satz zu beenden. *»Was hast du getan?«*, lauteten ohne

Zweifel die Worte, die er im Geist anfügte. »O Gott, Ruth – was hast du getan?« Ich glaube, in diesem Augenblick nehmen in seinem Kopf all die Tage des Misstrauens schlagartig eine konkrete Form an, als er nämlich erkennt, dass McAras »wilde Anschuldigungen« sich schließlich doch als wahr herausstellen, und dass die Frau, die seit dreißig Jahren seine Frau ist, eine andere ist, als er geglaubt hat.

Kein Wunder, dass sie mich vorgeschlagen hat, um das Buch fertigzustellen. Sie hatte jede Menge zu verbergen, und sie war zuversichtlich, dass der Verfasser von Christy Costellos nebulösen Memoiren so ziemlich der letzte Mensch auf Erden war, der das enthüllen würde.

Ich würde gern noch mehr schreiben, aber ich fürchte, wenn ich so auf die Uhr schaue, dass das genügen muss, zumindest vorläufig. Wie Sie sicher nachempfinden können, halte ich mich nicht gern zu lange an einem Ort auf. Ich spüre schon wieder, dass fremde Menschen anfangen, sich zu sehr für mich zu interessieren. Mein Plan ist, ein Päckchen mit einer Kopie dieses Manuskripts Kate zu geben. Ich werde es ihr durch den Briefschlitz werfen, in etwa einer Stunde, bevor noch irgendwer auf den Beinen ist, und ich werde ein Begleitschreiben mit der Bitte beilegen, das Päckchen nicht zu öffnen, aber sicher zu verwahren. Erst wenn sie binnen des nächsten Monats nichts von mir hört oder wenn sie erfährt, dass mir etwas zugestoßen ist, soll sie es lesen und darüber entscheiden, wie sie es am besten veröffentlichen kann. Sie wird mich für melodramatisch halten – zu Recht. Aber ich vertraue ihr. Sie wird es schaffen. Wenn es jemanden gibt, der hartnäckig und sturköpfig genug ist, das Ding zu veröffentlichen, dann Kate.

Ich frage mich, wohin ich als Nächstes fahren werde. Ich kann mich nicht entscheiden. Allerdings weiß ich genau,

wohin ich am liebsten fahren würde. Das wird Sie vielleicht überraschen. Ich würde gern wieder nach Martha's Vineyard fahren. Es ist jetzt Sommer, und ich habe das eigenartige Verlangen, diese verkrüppelten Strauchheiden in vollem Grün zu sehen und den Jachten hinterherzuschauen, wenn sie unter vollen Segeln von Edgartown aus durch den Nantucket Sound gleiten. Ich würde gern den Strand in Lambert's Cove wiedersehen, würde gern den heißen Sand unter den nackten Füßen spüren, den Familien beim Planschen in der Brandung zuschauen und meine Knochen in der warmen, klaren Sonne von Neuengland ausstrecken.

Das stürzt mich in ein gewisses Dilemma, wie Sie vielleicht verstehen werden, jetzt, da ich beim letzten Absatz angelangt bin. Soll ich zufrieden sein oder enttäuscht, dass Sie das alles jetzt lesen können? Zufrieden, was natürlich wäre, weil ich doch noch mit eigener Stimme sprechen kann. Oder enttäuscht, was nahehegend wäre, weil es wahrscheinlich bedeutet, dass ich tot bin. Aber wie hat meine Mutter immer gesagt? Man kann im Leben nicht alles haben.

ANMERKUNG DES AUTORS

Ich bedanke mich bei Andrew Crofts, der mir erlaubt hat, aus seinem exzellenten Handbuch *Ghostwriter. Schreiben & schreiben lassen* (Berlin: Autorenhaus Verlag, 2005) zitieren zu dürfen. Zwei andere erfolgreiche Ghostwriter, Adam Sisman und Luke Jennings, waren so freundlich, mich an ihrem Erfahrungsschatz teilhaben zu lassen. Philippe Sands QC half mir großzügig mit seinem Wissen über internationales Recht aus. Rose Styron machte mich über mehrere Tage mit Martha's Vineyard bekannt: eine angenehmere und kenntnisreichere Reisefahrerin hätte ich nicht haben können. Die Hilfe und Motivation, die mir durch meinen amerikanischen Verleger David Rosenthal und meinen amerikanischen Agenten Michael Carlisle zuteil wurde, war noch größer als sonst. Jeder von beiden ist ihren in diesem Roman beschriebenen Pendants so unähnlich wie nur irgend möglich.

Robert Harris
Cap Benat, 26. Juli 2007